

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1915

Schriften des Oldb. Vereins... 42 [2.22]

Oldenburger Jahrbuch

für Altertumskunde und Landesgeschichte
Kunst und Kunstgewerbe

1915

[23]

Herausgegeben vom

Oldenburger Verein für Altertumskunde und Landesgeschichte



Oldenburg i. Gr.

Druck und Verlag von Gerhard Stalling



Zusendungen erbeten an Professor Dr. Rütting,
Oldenburg i. Gr., Dobbenstraße 7.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Unsern Helden zum Gedächtnis	1
2. Kriegswohlfahrtspflege im Herzogtum Oldenburg. Von E. G. in D.	163
3. Kunstbeilagen	167
4. Die Anklagen gegen den Grafen Lynar. Von W. Hayen, Geh. Ober- kirchenrat, Oldenburg	171
5. Karl Willoh †	210
6. Vereinsnachrichten	212





Unsern Helden zum Gedächtnis







Bernhard Winter.

Wir sind dem König von Preußen verschworen
Mit Leib und Seele, wie wir geboren.
Wer auf die preußische Fahne schwört,
Hat nichts mehr, was ihm selber gehört.
Walter Flex.



Hans Ludwig v. Baumbach-Ropperhausen.

Hans Ludwig von Baumbach-Ropperhausen

Sohn des Kammerherrn und Rittmeisters a. D. von Baumbach-Ropperhausen in Oldenburg, geboren am 25. April 1893 zu Osterburg, erlangte im Februar 1913 auf dem Großherzoglichen Gymnasium zu Oldenburg das Zeugnis der Reife, trat am 1. März 1913 als Fahnenjunker in das Königin-Augusta-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 4 in Berlin ein und wurde im Juni 1914 Offizier im Regiment. Am 16. September folgte er seinem Regiment nach Frankreich. Als Kompagnieführer fand er am 28. Oktober 1914 im Gefecht bei Monchy den Heldentod, nachdem er am 24. Oktober mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet war. Das Friedrich-August-Kreuz wurde später verliehen.



Eugen Becker

Major, geboren am 15. Oktober 1866 in Oldenburg, Sohn des † Obersten Theodor Becker in Oldenburg, hat zuerst das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann das Kadettenkorps in Plön und Lichterfelde besucht. Am 18. März 1886 trat er als Fähnrich in das 2. Großherzoglich Hessische Infanterie-Regiment Nr. 116 (Gießen) ein. Am 13. August 1887 wurde er Leutnant, am 15. Dezember 1894 Oberleutnant. Am 12. September 1902 wurde er zum Hauptmann befördert und nach Mainz zum Infanterie-Leibregiment Großherzogin (3. Großherzoglich Hessisches Nr. 117) versetzt. Am 18. April 1913 wurde er als Major zum Stabe des Infanterie-Regiments Markgraf Karl (4. Brandenburgisches Nr. 60) nach Weissenburg im Elsaß versetzt. Bei Ausbruch des Krieges erhielt er ein Bataillon in diesem Regiment und fiel am 20. August 1914 morgens zwischen 8 und 9 Uhr an der Spitze seines Bataillons bei dem stürmischen, siegreichen Vorgehen in der Schlacht bei Dieuze auf der Höhe zwischen Geblingen und Vergaville durch einen Gewehrschuß in den linken Oberschenkel. In Vergaville ist er beigesetzt worden. Er hinterließ seine Frau und zwei Söhne, von denen der älteste seit Kriegsbeginn im Felde steht und Offizier ist.

Ein in Oldenburg zur Ausheilung seiner Wunden sich aufhaltender Offizier des Infanterie-Regiments Nr. 60 berichtete: Das Regiment war mit dem XXI. Armeekorps zurückgegangen, um die Franzosen diesseit der Grenze in geeigneter Stellung zu empfangen. Major Becker war bei der Truppe ungewöhnlich beliebt und hat sich in Erwartung der Schlacht sehr zuversichtlich und sicher gezeigt und diese Stimmung seiner Umgebung mitgeteilt. Als am 20. August bei Tagesgrauen das Zeichen gegeben war, war die Stimmung der Truppe wunderbar; sie warteten das Herankommen des Feindes nicht ab, sondern brachen unaufhaltsam vor und warfen die Franzosen in furchtbaren, aber siegreichen Kämpfen weit zurück. Bei diesem Vorstürmen, etwa 10 bis 12 km vor der ursprünglichen Stellung, ist der Major gefallen, mit ihm sein Oberst und ein Hauptmann. In dem Nachruf des Regiments heißt es: „Auch ihr Heldentod ist ein leuchtendes Beispiel von Treue und Pflichterfüllung, ein Ansporn für uns alle, es ihnen gleichzutun. Ihnen gebührt auch der Dank des Regimentes, es zum Siege geführt zu haben. Sie bleiben unvergessen in seiner Geschichte.“

In einer seiner letzten Karten schrieb Major Becker: „Hurra, jetzt geht's los, in wenigen Stunden fahre ich mit meinem Bataillon ab. Meine endgültige Bestimmung ist: Kommandeur des III. Bataillons Inf.-Regts. 60, also meines aktiven Linienregiments. Ich bin froh darüber, es ist mir doch lieber als Landwehr oder Reserve.“ Eine bei ihm gefundene, noch nicht abgesandte Karte an seine Gattin war voller Zuversicht und atmete warmen Dank für das unaussprechliche Glück, das er in der Ehe mit ihr gefunden habe.





Eugen Becker.



Eduard Beuter.

Eduard Beuter

Sohn des Spinnereidirektors Beuter in Osternburg, jetzt in Bocholt in Westfalen, geboren am 14. Juli 1892, erlangte Ostern 1911 an der Oberrealschule zu Oldenburg das Zeugnis der Reife und studierte in Göttingen und Erlangen Chemie. Er stand in Flandern beim 16. Reserve-Jäger-Bataillon und ertrug die fast über Menschen Vermögen gehenden Beschwerden der Kämpfe bei Dixmuyden und Bigschote mit jugendlicher Kraft, ein treuer, frohgemuter Kamerad seiner Mitstreiter für Deutschlands Rettung; wegen eines kühnen Patrouillenganges sollte er das Eiserne Kreuz erhalten. In der Neujahrsnacht auf 1915 wurde er im Unterstand von einem Granatsplitter in den Kopf getroffen. Auf dem Kirchhof von Bigschote bereitete ihm Freundeshand die letzte Ruhestätte.

Feldpostbriefe.

Mittwoch, den 21. Oktober 1914.
An der französischen Grenze.

Ihr Lieben!

Jetzt bekommt Ihr etwas, was Ihr wohl nicht erwartet, einen Brief aus der Schlacht! Wir liegen etwa 500—800 Meter vor dem Feind und werden unheimlich mit Granaten und Schrapnells überschüttet! Sind seit drei Tagen in furchtbarer Schlacht, gestern fiel unser Hauptmann. Wir liegen jetzt in der Erde (Dreck und Wasser) anderthalb bis zwei Meter tief eingegraben seit 50 Stunden, ohne zu essen und zu trinken, hoffen, daß unsere Artillerie die feindliche endlich zum Schweigen bringt, damit wir die feindliche Infanterie (Engländer, Franzosen und Belgier) zurückwerfen können!! Hoffentlich gehts Euch gut!! Bangt nur nicht zuviel um mich, das nützt ja doch nicht. Gerade bin ich ganz mit Sand zugeschüttet wo den, vor mir schlug ein Schrapnell ein! Jetzt zittere ich viel zu toll, ein nächstes Mal weiter. —

24 Stunden später! Das Bild ist noch nichts anders. Gestern war ein sehr heißer Tag! Ein Viertel der Kameraden meiner Kompagnie sind von den feindlichen Geschossen nicht verschont geblieben. Mein Nebenmann gestern durch Kopfschuß tot! Hoffentlich ist wahr, was wir eben hören: Verdun sei gefallen und 32000 Gefangene gemacht! Wir sehnen uns mächtig nach warmem Kaffee und Waschwasser und Rauchmaterialien, sind ganz dick überall mit Dreck überzogen. Mit uns ist es viel plötzlicher losgegangen, als alle geglaubt haben; nicht einmal ein Offizier hätte gedacht, daß wir gleich so scharfe, mörderische, entbehrungsreiche Kämpfe zu überstehen haben würden. Seit drei Tagen zittert und bebt die Erde um und unter uns. Nachts gehts immer etwa 200 m vor, und dann heißts tief eingegraben und tagsüber darin aushalten. Zwischendurch noch manchmal ein Sturm-

1*



angriff. Seit einer Woche habe ich mein Zeug und meine Stiefel nicht mehr ausgezogen! Dabei sind wir oft ganz naß geworden, noch gestern haben wir uns in einen vollen Bach werfen müssen, um einem Schrapnell zu entgehen. Gestern haben wir Dirmuyden genommen! Wir wollen den Feind auf französischen Boden, wahrscheinlich nach Dünkirchen treiben. Also laßt es Euch allen recht gut gehen! Hoffentlich bekommt Ihr diesen Brief in Eure Hände, und zwar bald!! Hoffentlich gelingt es mir bald, ihn der Feldpost zu übergeben! Herzliche Grüße Euch allen.

Euer Eduard.

Roulers, Weihnachten 1914.

Ich habe einen kleinen, netten Kreis lieber Kameraden gefunden, der sich so langsam konstruiert hat und fast immer zusammen ist. Morgens und abends machen wir unsere Früh- und Dämmerchoppen, ganz heimisch, und singen viel dabei, was auch sehr heimatlich ist. Überhaupt hören uns die Belgier alle sehr gerne singen. Auch getanzt haben wir in unserm Stammlokal sogar einige Male. Jeden Tag wird fleißig im „Gesangverein“ geübt, Weihnachts- und auch andere schöne lustige und traurige Soldatenlieder. Am 21. morgens fiel das Exerzieren plötzlich aus, statt dessen hieß es: Alles ganz schnell vorbereiten, heute abend feiert die Kompagnie schon ihre Weihnachten. Und dann kam abends die große Weihnachtsfeier, die wirklich schön, fröhlich, stimmungsvoll weihnachtlich und allmählich späterhin feucht verlief. Viele Reden wechselten sich ab mit allgemeinen Liedern, gesungen vom schnell berühmt gewordenen Gesangverein, mit Vorträgen, einem schönen Prolog, und anderen Gedichten, sogar großartigen Zauberkunststücken. Um 2 Uhr war Schluß der schönen Feier, bei der natürlich zwei Riesentannenbäume Lichterglanz spendeten und überhaupt der ganze Schulsaal herrlich mit Tannengrün ausgeschmückt war. Am andern Morgen um 12 Uhr antreten! O weh! war der Dachs und der — Kopf so schwer! Dann kam der schwere, schwere Marsch nach vorne. Wir hatten Glück, wir blieben hinten in Reserve für den Fall eines Angriffs der Franzosen und fanden auch noch schutzbietende Mauern. Abends saßen wir wunderbar gemütlich zusammen, erzählten uns was oder lasen uns was vor. Bis nach 11 Uhr brannte unser Tannenbaum. Am andern Morgen wieder zurück nach Houthulst in anstrengendem Marsche. Dort bezogen wir wieder Alarmquartier. Eine Freude wurde mir beim Appell von Leutnant v. Borries gemacht: ich wurde mit zwei anderen wegen Tapferkeit vor dem Feinde zum Befreiten befördert. Kurz vorher hatte ich mich noch schnell gewaschen; ich konnte nicht schnell genug mit dem Trocknen fertig werden, da griff ich ein blaues, im französischen Schützengraben einem feindlichen Tornister entnommenes Taschentuch und rieb mich schnellstens trocken. Als ich dann beim Appell durch das unglückliche Glück hervorgerufen wurde, fing auf einmal die ganze Kompagnie furchtbar an zu lachen, und der Leutnant meinte mächtig lachend, ich hätte meine Beförderung wohl schon einen Tag zu früh gefeiert. Mein Gesicht



war total blau von dem gemeinen feindlichen Taschentuche. Die heilige Nacht brachten wir sehr, sehr kalt unter freiem Himmel hinter unseren Schützengräben zu. Aber auch die Franzosen respektierten die heilige Nacht, man hörte nur ganz wenig Kanonenschüsse, aber gefroren haben wir die Nacht wie nie zuvor. Am andern Morgen war der sonst tiefschlammige Boden fest gefroren. Um 10 Uhr war wieder Abmarsch in die Häuser, in denen wir vor zwei Tagen untergekommen waren. Da bringen wir nun heute den 1. Weihnachtstag zu, und zwar wieder als Brigadereferve. Unfern Weihnachtsbaum haben wir schon wieder auf dem Tische stehen.

Den 29. Dezember morgens.

Wir saßen am 26. abends so schön mit unserm Leutnant um den Tannenbaum, als ganz plötzlich um 7 Uhr der Befehl kam: Um 7 Uhr 23 steht die Kompagnie marschbereit. Nach dreistündigem Marsche kamen wir bis an die Knie bedeckt in der vordersten Linie an. Der Schützengraben, den wir besetzen sollten, war ein furchtbar sumpfiges Dreckloch, davor eine Menge Gefallener. Oft war der Graben durch Granatlöcher unterbrochen. Die Infanteristen, die wir dort ablösten, sagten uns, daß sie in dem Abschnitt allein 14 Tote und über 30 Verwundete tags und nachts zuvor gehabt hätten! Also keine rosigten Aussichten. Aber wir hatten Weihnachtsglück. Während der 24 Stunden, die wir dort waren, haben wir auch nicht das geringste Feuer bekommen. Gleich beim Abmarsch sollten sich Leute freiwillig zu einer Patrouille melden, die sofort nach Ankunft im Schützengraben ausgeführt werden sollte. Mein Freund Arno Wolf und ich meldeten uns sofort; dazu kam noch Ahlhorn, ein Gefreiter der Landwehr, der als Ältester Führer der Patrouille wurde. Unsere Aufgabe war, im Gelände vor unserem Schützengraben uns langsam und ganz vorsichtig vorzuarbeiten und festzustellen: genau die Lage und Richtung der feindlichen Gräben, wichtige Abschnitte im Gelände, alle möglichen Entfernungen, eventuell auch, ob wir Franzosen oder Engländer vor uns hätten. Wir, gerade drei mutige Kerle, die zusammenpaßten, zogen frech drauflos. Wir stellten fest, daß bis 40 m vor unseren Gräben unsere Drahtverhaue waren. Dann ging's bis an einen Weidenstreifen. Immer noch kein Feind zu sehen. Jetzt waren wir schon über 200 m von den Anstrigen weg! Wenn die Feinde nun auch solche Nahpatrouillen vorgeschickt haben? Also ganz vorsichtig! Nur das Husten können Wolf und ich nicht sein lassen! Auch die Feinde hören wir schon husten und an ihren Unterständen arbeiten. Gerade sind wir mitten im Kriechen mit den Knien tief im Dreck, da geht eine große Leuchtrakete los und macht alles über tagshell! Neben uns ist ein Wassergraben, also schnell hinein! Beim hellen Schein können wir genau die Lage und Richtung der feindlichen Schützengräben feststellen. Schnell wird eine flüchtige Skizze gezeichnet. Dann, als es wieder dunkel wird, geht's wieder los. Dabei sind wir wohl viel zu weit nach rechts gekommen, so daß wir unsere Kompagnie nicht mehr hinter uns hatten,

sondern andere Infanterie, die natürlich nicht wußten, daß wir zwischen ihnen und dem Feind waren. Daher bekamen wir plötzlich Feuer aus dem Rücken, eins der scheußlichsten Gefühle! Als das vorbei war, ging's wieder weiter, links nach vorn, bis wir auf einmal ganz nahe die Geräusche der Feinde hörten, Husten und Dumpfsprechen. Nur konnten wir nicht unterscheiden, ob Engländer oder Franzosen da waren; aber abschätzen konnten wir die Entfernung vom feindlichen Graben genau: höchstens 50 m. Langsam ging's zurück, nochmal genau die Entfernungen abschreitend. Unser Leutnant lobte uns bei der Meldung mächtig, war sehr zufrieden, wir mußten gleich die ausgearbeitete Meldung an den Bataillonskommandeur weiterbringen. Der war auch sehr zufrieden. Am Abend darauf wurden wir nach sehr kaltem, nassem Tage wieder abgelöst. Und nun sind wir wieder im alten Quartier (in Alarmreserve) beim Leutnant in der Stube. Heute abend geht's sicher wieder los nach vorn.

„In der Silvesternacht um 12 Uhr,“ schrieb Leutnant v. Borries an die Eltern, „ging von beiden Seiten ein höllisches Feuer los, und besonders unser Schützengraben hatte furchtbar unter dem Granatenhagel auszuhalten. Ihr Sohn, den wir alle wegen seines heiteren, lebenswürdigen Wesens, seiner kameradschaftlichen Gesinnung und Unerfrorenheit liebten, lag im dritten Unterstand von mir aus links mit Jäger Wolf und Sachse zusammen. Eine auf der Schulterwehr krepierende 15-cm-Granate schleuderte ein kleines Sprengstück durch die starke Holzblende des Unterstandes. Der Granatsplitter fuhr Wolf durch die Mütze und traf Ihren Sohn durch den Hinterkopf. Als ich sofort hinzukam, lag er friedlich auf seinem Tornister bewußtlos und gab wenige Minuten darauf seinen Geist auf. Leider konnte ich ihn nun nicht mehr, wie beabsichtigt, zum Kreuz eingeben, das er sich durch sein tapferes Verhalten verdiente.“





Paul Bodeker.





Paul Bodeker

Studiosus juris, Sohn des Landgerichtspräsidenten Bodeker in Oldenburg, geboren am 7. Dezember 1890 zu Oberstein a. d. Nahe, besuchte das Großherzogliche Gymnasium in Oldenburg, erlangte hier Ostern 1911 das Zeugnis der Reife und studierte in Bonn und Leipzig. Am 17. August 1914 trat er als Kriegsfreiwilliger beim Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 ein, wurde im September in das Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 216 versetzt, rückte am 13. Oktober ins Feld und fand am 10. November 1914 bei einem Sturmangriff in Flandern den Heldentod, nachdem er eine Reihe von Gefechten und Sturmangriffen mitgemacht hatte.



Wilhelm Bothe

Kriegsfreiwilliger, Sohn des Oberamtsrichters Arnold Bothe in Oldenburg, geboren am 18. Dezember 1896 in Friesoythe, besuchte von Ostern 1909 bis zum 12. September 1914 die Oberrealschule in Oldenburg und trat aus der Untersekunda dieser Anstalt alsbald als Kriegsfreiwilliger beim Rekrutendepot des Ersatzbataillons des Infanterie-Regiments Nr. 79 in Donnerschwee bei Oldenburg ein. Am 3. Oktober 1914 bestand er eine Prüfung zum Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung für den Einjährig-Freiwilligen Militärdienst. Voll Begeisterung zog er in den Kampf für das Vaterland. Nach Mitteilung seiner militärischen Vorgesetzten war er besonders dienstfertig und beliebt bei allen Kameraden und zeigte viel Mut, Tapferkeit und Frohsinn. Sein amtliches Führungszeugnis lautet auf „sehr gut“. Am 30. Dezember 1914 wurde er der 6. Kompagnie des Ersatz-Infanterie-Regiments Nr. 231 zugeteilt. Er fiel am 22. April 1915 in Polen bei Budy an der Rawka bei der Eroberung eines russischen Schützengrabens. Zu diesem Sturmangriff, zu dem man ihn wegen seiner Jugend nicht zuziehen wollte, hat er sich freiwillig gemeldet; mit einem anderen Kriegsfreiwilligen, seinem Schulkameraden Müller aus Oldenburg, war er zuerst in dem feindlichen Graben. Dabei erhielt er eine leichte Armverletzung, blieb indessen beim Ausbau der genommenen Stellung gegen feuernde Gegner noch tätig. Durch Flankenfeuer des Feindes mehrfach getroffen, fand er hier den Heldentod. Ein Kamerad berichtete folgendermaßen: „Am 22. April hat die 6. Kompagnie gegen eine vorgerückte Stellung der Russen einen Sturm unternommen, und der Angriff ist gelungen. Auch der kleine Bothe hat den Sturm mitgemacht. Freiwillig aus Liebe zum Vaterlande zog er mit in den Kampf, freiwillig ist er mit den Pionieren vorgegangen, um zunächst die Stellung auszukundschaften. Als dann der Angriff stattfinden sollte, meldete er sich wieder freiwillig. Trotz einer leichten Verwundung blieb er in dem eroberten Graben und fand bei den Schanzarbeiten den Heldentod. Es war also ein wirklich herrlicher Tod; denn einen besseren hätte er nicht sterben können. Nun gebe der liebe Gott ihm die ewige Ruhe.“

Feldpostbrief.

Teure Mutter!

Budy, 19. März 1915.

Deinen lieben Brief vom 7. Februar habe ich erhalten. Zu meiner größten Freude erhielt ich zu gleicher Zeit eine Dose mit Kohl und Wurst. Ich dachte, ich äße wieder zu Hause, so gut hat's geschmeckt. Wir haben am 16. Ersatz bekommen, unsere Kompagnie 40 Mann. Am Abend ging es gleich in eine neue Stellung bei Budy. Nach 12 Tagen werden wir dann für 6 Tage abgelöst, denn



Wilhelm Bothe.



Dir nur, gestern beim Schanzen fiel eine russische Kugel direkt vor meine Füße, ich habe sie eingesteckt. In der Nacht darauf schlug eine Kugel neben mir in den Schützengraben ein, sie kam aus der Flanke. In dieser Stellung ist es aber ruhiger, denn wir liegen hier über 600 m von den Russen entfernt, und vor uns fließt die dreckige Rawka. Jetzt sollen endlich die Einjährigen der Kompagnie befördert werden, dann werde ich ja endlich Befreiter. Ich dachte schon, ich würde es nie. Wir leben hier wie die Räuber. Des Nachts ziehen wir auf die Lauer, und des Tags liegen wir faul auf der Bärenhaut. Denn des Tags macht der Russe keinen Krieg. Ich schreibe hier beim Feuerschein auf dem Bauche liegend. Die letzten Nächte waren noch sehr dunkel. Jetzt will ich schließen und ein bißchen schlafen. Es grüßt Euch vielmals Euer hoffentlich baldiger Befreiter

Wilhelm.



Hans Buhlert

Professor Dr., Regierungsrat, Vortragender Rat im Ministerium des Innern, Oberleutnant der Landwehr Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 79, fiel am 7. August 1915 an der Spitze seiner Kompagnie bei einem Sturmangriff in den Vogesen. Er war in Dahlenburg, Provinz Hannover, am 8. November 1872 als Sohn des Gutbesizers E. Buhlert geboren, erlangte auf dem Gymnasium in Lüneburg das Zeugnis der Reife, war dann einige Jahre in der Landwirtschaft tätig und widmete sich 1896—99 dem Studium der Landwirtschaft, Naturwissenschaft und Nationalökonomie. Da er in der Bakteriologie besonders ausgebildet war, so wurde er 1901 Assistent am landwirtschaftlichen Institut in Halle unter Kühn, der ihm ein väterlicher Freund war. Seit 1902 lehrte er hier als Privatdozent und folgte 1904 einem Rufe als außerordentlicher Professor an die Universität Königsberg, wo er bis 1906 blieb. Alsdann trat er in den oldenburgischen Dienst als Vortragender Rat im Ministerium des Innern und Vertreter des Staates in den Kuratorien aller landwirtschaftlichen Lehranstalten des Herzogtums Oldenburg. Unter seiner fachlichen und zielbewußten Leitung gelangte das landwirtschaftliche Unterrichts- und Wanderlehr-Wesen zu hoher Blüte, und für den weiteren Ausbau der inneren Kolonisation im Oldenburger Lande war er unermülich tätig. Die staatlichen Kolonien wuchsen an Zahl und Ausdehnung in erfreulicher Weise, und den Kolonisten wurde wirksame staatliche Beihilfe und Förderung zu teil. Als der Krieg ausbrach, trat er sofort in den Dienst des Vaterlandes und entschloß sich im Frühjahr 1915, freiwillig an die Front zu gehen. So ist er auch noch im Tode durch Pflichtbewußtsein und Opferfreudigkeit ein Vorbild für alle geworden, denen die Sache des Vaterlandes am Herzen liegt. Von seinen Schriften sind folgende hier zu nennen: Untersuchungen über die Urtheilbarkeit der Knöllchenbakterien und die landwirtschaftliche Bedeutung dieser Frage; Untersuchungen über den Wert von Wald- und Heidefremd im landwirtschaftlichen Betriebe; Untersuchungen über das Auswintern des Getreides; Fortschritte der Kultivierung in Oldenburg, im Archiv für Innere Kolonisation, und andere kleine Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften.

Feldpostbriefe.

Montag, den 21. Juni 15.

Heute ist gerade der achte Tag, daß die Franzosen gegen unsere Stellung anrennen. Einige Erfolge haben sie davongetragen, da zwei Höhen in ihren Besitz gekommen sind, aber in der Hauptsache haben wir unsere Linie gehalten. Hoffentlich gelingt uns das weiter, es werden ja jetzt fortwährend Verstärkungen herangezogen, und man sollte annehmen, daß die Franzosen auch hier bald das Nutzlose ihrer





Hans Bublert.



Angriffe einsehen, die ihnen schwere Opfer kosten. Wenn ihre Artillerie nicht so ausgezeichnet vorarbeitete, würden sie überhaupt nichts erreichen, weil ihre Infanterie kaum aus den Gräben herauszubringen und leicht bereit ist, sich zu ergeben. Aber sie überschütteten unsere Stellungen zuerst immer mit sehr starkem Artilleriefeuer, dann, wenn unsere Leute hierdurch geschwächt sind, stürmen sie vor. Ich liege hier im Walde und habe hauptsächlich ein Tal zu verteidigen. Bislang hat hier die Artillerie noch nicht hergeschossen, es scheint beinahe so, daß sie das sehr eingeschnittene Tal nicht recht erreichen können. Außerdem ist den Franzosen dieser Zugang wohl nicht so wichtig wie die übrigen. Ich habe das Gefühl, daß jetzt ungefähr die Entscheidung fällt; wenn wir die Russen noch einmal aus ihren Stellungen werfen und hier die unsere festhalten, müssen doch unsere Feinde, namentlich die Franzosen, bald einsehen, daß sie uns nicht niederringen können.

Schützengraben, Montag, den 28. 6. 15.

Heute abend werden wir abgelöst, bleiben zunächst hier in Reserve im Walde und kommen dann hoffentlich auf einige Tage nach Colmar außerhalb der Feuerlinie. Die letzten 14 Tage waren schwer; und wenn ich auch immer in weniger gefährvoller Stellung war, so habe ich doch genügend die Schrecken des Krieges kennen gelernt. Wie ich schon schrieb, haben wir Artilleriefeuer dauernd, d. h., so lange ich auf dem Kriegsschauplatz bin, gehabt, aber es ging sowohl das feindliche wie das unsrige über unsere Köpfe hinweg, so daß es uns kaum beunruhigte. Heute vor 14 Tagen nachmittags, als ich in meinem Zimmer saß, kam es mir so vor, als ob es anhaltend stärker würde. Ich ging hinunter in den Hof und fand dort schon den Hauptmann und Heße auf Beobachtungsposten. Die Artillerie hatte ihr Ziel geändert und beschloß immer unsere Kompanie, die 12., die ich jetzt führe, oben auf dem Hilsenfirst.¹⁾ Wir im Tale sahen in einer Luftlinie von ungefähr 2500 und 3000 m fortwährend Staubwolken aufsteigen, von denen einige beinahe haushoch waren, ein Zeichen, daß schwere Artillerie schoß. Die telephonischen Meldungen, die inzwischen eintrafen, bestätigten dies. Wir hatten natürlich die größte Sorge um die Leute, da auf dem Hilsenfirst wohl Schützengräben, aber noch keine bombensicheren Unterstände angelegt waren. Die Beschießung dauerte am ersten Tage von 1—6 Uhr, dann erfolgte der Infanterie-Angriff. Da die Kompanie inzwischen 40—50 Mann Verluste gehabt hatte und moralisch durch das lange Feuer sehr erschüttert war, konnte sie die Stellung nicht halten, und der Feind brach ein. Gleichzeitig griff er noch die Nachbarkompanie und in weiterem Umkreise noch andere Stellungen an. Um diese Zeit, ungefähr um 6 Uhr abends, wurde ich nach oben geschickt, um festzustellen, wie es bei der 9. Kompanie, die der 12. benachbart lag, mit der die telephonische Verbindung unterbrochen war,

¹⁾ Vgl. Mitteilungen des Großen Hauptquartiers 16. Juni 1915 ff.



aussähe. Als ich noch 1000—1500 m entfernt war, kamen mir 8—10 Leichtverwundete, unter ihnen ein Unteroffizier, entgegen, die meldeten, daß die 9. Kompagnie auf Befehl des Kompagnieführers zurückgehe; wer dieser sei, wußten sie nicht. Da gleichzeitig auch rechts, bei der 11. Kompagnie, neues heftiges Gewehrfeuer einsetzte, glaubte ich das alles so schnell wie möglich dem Bataillonsführer melden zu müssen. Nachher stellte sich nun heraus, daß die Verwundeten, wie das meistens geschehen soll, stark übertrieben hatten. Die 9. Kompagnie war allerdings an einer Stelle, wo sie der 12. benachbart war, zurückgewichen, hatte aber im übrigen ihre Stellung behauptet. Als ich unten angekommen war, erhielt ich gleich darauf einen anderen Auftrag, nämlich zwei Kompagnien anderer Regimenter, die zur Verstärkung herangezogen wurden, an einer bestimmten Stelle zu erwarten und auf den Hilfsfirst zu führen. Von einem Radfahrer (ohne Rad) begleitet, stieg ich hinauf. Die Artillerie schoß, weil es inzwischen Dämmerung geworden war, nicht mehr, aber der Wald und der Weg zeigten ihre Spuren, umgeknickte Bäume, herabgerissene Äste, tiefe Löcher. Da die eine Kompagnie nicht rechtzeitig eintraf, mußte ich die ganze Nacht unterwegs sein, was bei dem schwierigen Gelände sehr anstrengend war. Endlich gegen Morgen traf sie ein und griff um 4 Uhr an.

6. Juli 15 (Fortsetzung). Da es aber inzwischen zu hell geworden war, hatten die Franzosen ihre neugewonnenen Stellungen stark besetzt, und unser Angriff wurde abgeschlagen. Ich selber war dabei nicht direkt beteiligt, da mein Auftrag, nachdem ich die Verstärkungskompagnien in die Stellungen geführt hatte, erledigt war. Ich konnte deshalb in dem Unterstand zurückbleiben, wo ich auch die telephonische Verbindung mit dem Bataillon aufrechterhalten mußte. Das Gefecht spielte sich an der anderen Seite der Bergkuppe ungefähr 1000—2000 m von meinem Unterstand entfernt ab. Die Dauer betrug wohl nur ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde, und entschieden wurde es schließlich dadurch, daß die Franzosen mit ihrer schweren Artillerie wieder eingriffen, die nicht hätte schießen können, wenn unser Angriff in der Dunkelheit erfolgt wäre. Nachdem unser Angriff abgeschlagen war, trat Ruhe ein, da die Franzosen ihrerseits nicht nachstießen, sondern sich mit dem am Tage vorher errungenen Erfolge begnügten. Das sollen sie übrigens meistens tun; wenn sie einen Schützengraben genommen haben, richten sie sich hier erst einmal gründlich ein. Dann tritt wieder, d. h. nach kürzerer oder längerer Zeit, manchmal erst nach Wochen (oder überhaupt nicht) ihre Artillerie in Tätigkeit; und wenn diese sehr intensiv gearbeitet hat, geht die Infanterie vor. Das ist hier einstimmige Ansicht, daß die Franzosen ihre Erfolge in erster Linie ihrer Artillerie verdanken. Sie ist unermüdlich tätig, verändert alle Augenblicke ihre Stellung, beobachtet gut, weil sie ihre Offiziere dauernd immer in der Nähe des Feindes hat, und schießt vor allen Dingen sehr sicher. Z. B. richteten die Franzosen auf Höhe 955 in der Nähe von Mezeral ihr Artilleriefeuer dauernd auf unsere Gräben. Leider haben wir im Fochtal verschiedene Höhen räumen müssen.



Nun wieder zu meinen persönlichen Erlebnissen. Nach Beendigung des Gefechts sah ich die ersten Toten und Verwundeten, letztere wurden in meinen Unterstand gebracht; unter den Toten befanden sich zwei junge Offiziere, die vor einigen Tagen erst zu uns gekommen waren, zwei Brüder Liese, hoffentlich sind sie nicht die einzigen Kinder ihrer Eltern. Am Dienstag vormittag gegen 10 Uhr begann das französische Artilleriesfeuer wieder. Ich befand mich zu der Zeit bei der 9. Kompagnie, wohin uns, d. h. die Kompagnieführer und mich, der Bataillonsführer bestellt hatte. Weil ich einen Beobachter von der Artillerie erwarten sollte, blieb ich noch dort und saß während der zweistündigen Beschießung mit den Herren der 9. Kompagnie im Unterstand. Wir hörten die Granaten plagen, einige waren auch schon in ziemlicher Nähe, aber Verluste kamen an dem Vormittage nicht vor. Nachmittags konnte ich wieder nach unten zum Stab gehen, am nächsten Morgen ungefähr um 2 Uhr stiegen der Hauptmann und ich schon wieder hinauf, weil inzwischen noch mehr Verstärkungen, namentlich ein ganzes Bataillon Jäger eingetroffen war, das an einem der nächsten Tage auch erfolgreich angriff, inzwischen gehörte aber der Hilfsfürst schon nicht mehr zu unserem Abschnitt. Am Donnerstag Nachmittag, als der Hauptmann und Heße gerade oben waren, kam die telephonische Meldung, daß das Artilleriesfeuer wieder heftiger würde, und es schiene, als ob die Franzosen angreifen wollten, weitere Verstärkungen wären dringend nötig. An dem Tage war ich dann an das Telephon gefesselt und mußte alle Augenblicke mit den Kompagnien, dem Regiment . . ., dem Jägerbataillon usw. telephonieren. Glücklicherweise waren die Franzosen nicht sehr energisch vorgegangen, so daß der Angriff verhältnismäßig leicht abgeschlagen wurde.

Am Freitag fing das Artilleriesfeuer schon wieder ungefähr um 8 Uhr an. Ich ging bis gegen 10 Uhr im Zimmer unruhig hin und her, weil ich nichts zu tun hatte, ein höchst ungemütlicher Zustand, wenn draußen alle Kräfte sich in größter Anspannung befinden, als Heße hereinkam, da sei der Befehl vom Regiment... gekommen, es sollten alle verfügbaren Leute, Burschen, Ordonnanzen usw. gesammelt werden, um Sondernach, das Nachbardorf von Laudersbach, zu verteidigen, es sei zu befürchten, daß die Franzosen hier durchbrächen, ich müsse den Befehl übernehmen. Ich schnallte mir schnell meinen Rucksack, den ich schon gepackt hatte, auf, suchte mir ein Gewehr, und fort ging es durch Laudersbach mit den verfügbaren Leuten, die ich unterwegs antraf. Als ich in Sondernach ankam, begegnete mir der Regimentsadjutant von den . . . ern, der mir auf meine Frage zurief: „Am Hilfsfürst steht es ja ganz gut, aber hier kämpfen wir nur noch um die Ehre“. Das waren ja wenig tröstliche Worte, und ich richtete mich darauf ein, bis zur letzten Patrone zu schießen und dann zu fallen oder in Gefangenschaft zu geraten; denn Sondernach und Laudersbach mußten wir unter allen Umständen decken, um gegebenenfalls den anderen Truppen den Rückzug zu ermöglichen. Ich hatte schließlich wohl ungefähr 100 Mann beisammen, wir waren in Schützenlinie

auf 5—10 Schritt ausgeschwärmt und harrten der weiteren Ereignisse. Nachdem ich meine Leute eingerichtet und einige Patrouillen vorgeschickt hatte, hatte ich sehr viel Zeit zum Nachdenken. Merkwürdigerweise war ich im Innern vollkommen ruhig, ich freute mich sogar meines Auftrags, obwohl er so gefährlich und aussichtslos schien. Ich glaube: daß ich eine Waffe in der Hand und meine Leute um mich hatte, gab mir das Gefühl der Sicherheit und Ruhe. Die Probe aufs Exempel wurde allerdings nicht gemacht, denn Feuer bekamen wir nicht, nur schien es einmal, als ob die Franzosen einige Schrapnells nach uns schossen, die aber noch ziemlich weit vor und hinter uns krepitierten. Wenn mich eine Kugel trifft, so will ich nicht klagen, das Leben hat mir soviel Schönes und Gutes gebracht, daß ich wohl kaum auf mehr noch Anspruch habe. Abends um 9 Uhr bekam ich die Nachricht, daß die Lage ganz günstig sei, für die Nacht brauchte ich nur einige Unteroffizierposten vorzuschicken, und um 1 Uhr könnten wir überhaupt abrücken. Unsere Truppen hatten also noch einmal die wichtigsten Höhen gehalten. Leider blieb es nicht lange so, denn einige Tage nachher verloren wir nicht nur sie, sondern auch Mezeral und einen Teil von Sondernach. Inzwischen war ich aber schon an einem anderen Teil der Front. Als ich in der Nacht vom 18. zum 19. Juni nach Haus kam, beschloß ich, mich einmal wieder vollkommen ausgezogen ins Bett zu legen und so lange zu schlafen wie möglich. Am anderen Morgen eröffnete mir der Hauptmann, daß ich die 12. Kompagnie übernehmen müßte. Ich fand natürlich sehr viel zu tun, mußte sowohl die Leute als das Gelände kennen lernen. Wäre aber gern noch länger dort geblieben, leider war das nicht möglich, denn infolge der schon erwähnten Verluste bei Mezeral und Sondernach mußten auch wir zurückgehen. Dies geschah in der Nacht vom 21. auf den 22. Juni und war recht anstrengend. Meine Kompagnie hatte zwar keinen weiten Weg, aber wir mußten ohne Weg und Steg im Bergwald eine Steigung von 200—300 m in finsterner Nacht überwinden. Mich wundert heut noch, daß wir dabei keinen Unfall gehabt haben. Als wir an Ort und Stelle waren, sanken die Leute auch einfach um und schliefen, wo sie lagen, ich hatte glücklicherweise den Schlaffack vom Stabsarzt, den mein Bursche getragen hatte. In den nächsten Tagen wurde geschanzt und Drahtverhau gezogen. Auch dieses Mal folgten die Franzosen nicht, nur einige Patrouillen schickten sie vor, die durch Gewehrfeuer unsere Arbeiten zu stören versuchten. Hierbei hatten wir im ganzen 4 Verwundete. Leider wurde ein Unteroffizier mit 5 Mann gefangen genommen, die entgegen meinen Befehlen zu weit vorgegangen waren und wahrscheinlich auch während der Überraschung noch geschlafen hatten.

In letzter Zeit hieß es schon lange, wir sollten in Ruhe kommen, die die Leute ja auch dringend nötig hatten. Am ersten von allen wurde die 12. Kompagnie abgelöst, die bis Sonnabend in Reserve gelegen hat. Merkwürdigerweise wurden wir niemals herangezogen, obgleich an zwei Tagen Gefechte in der Nähe waren,



von denen das eine eine Zeitlang für uns nicht günstig stand. Laudersbach selber, wo unser Stab und ich mit ihm ungefähr 14 Tage sehr angenehm gewohnt haben, lag vor uns, es befanden sich auch dort die Küchen, die Geschäftszimmer und dergleichen, sollte aber im übrigen von Truppen möglichst wenig betreten werden, weil die Franzosen von Zeit zu Zeit Granaten hinein sandten. So lebten wir denn im Walde und in unseren Blockhütten, die meistens so niedrig waren, daß wir hinein kriechen mußten. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag sollten wir hierher nach Wettolsheim bei Colmar marschieren, leider traf die uns ablösende Kompagnie eine Stunde zu spät ein, so daß wir die Höhe, die die Franzosen bei Tage beschossen, nicht mehr rechtzeitig hätten passieren können. Die Folge war, daß wir erst 24 Stunden später aufbrachen und uns ein Ruhetag verloren gegangen ist. Wie lange wir hier bleiben, ist ungewiß, es heißt mindestens 8, vielleicht 10 Tage. Es geht das Gerücht, unsere ganze Division sollte abgelöst werden und wir nach dem Osten kommen. Ich wünsche es beinahe, denn hier in den Bergen fühlen wir uns nicht so recht wohl, hier passen besser die Bayern her, die von Jugend auf in den Bergen gelebt haben. Außerdem geht es im Osten, wenn auch unter schweren Kämpfen, vorwärts.

Wettolsheim, den 14. Juli 15.

Wir sind auch heute noch hier, warten aber fortwährend auf den Befehl zum Abmarsch. Die Führung des Bataillons habe ich schnell wieder abgeben müssen, in Tätigkeit getreten bin ich überhaupt nicht. Vorgestern nachmittag erfuhr ich erst, daß ich das Bataillon übernehmen sollte, und am Abend war schon ein anderer ernannt, weil eine neue Brigade gebildet war. Mir genügt es vollkommen, wenn ich meine Kompagnie richtig führe. Ich habe hauptsächlich ältere Leute, fast alle Wehrmänner, also älter als 32 Jahre, nur wenig Reservisten. Die meisten sind verheiratet, Ostfriesen oder Oldenburger, und haben viele Kinder. Sie wollen natürlich alle gern auf Urlaub, nicht wenige sind seit Beginn des Krieges überhaupt noch nicht wieder zu Hause gewesen. Diese Leute haben wirklich ein schweres Los. Meistens sind es Kolonisten, kleine Bauern oder Handwerker, viele von ihnen werden durch den Krieg wirtschaftlich sehr zurückkommen. Man sollte in der Heimat alles tun, um ihren Familien zu helfen, namentlich um ihnen Erntearbeiter zu verschaffen. Wie R. mir schrieb, werden für unsere Kolonisten 500 Gefangene zur Verfügung gestellt. Auch nach dem Kriege gibt es hier noch viele Schäden zu heilen.

25. Juli 15.

Im Osten geht es ja mit Riesenschritten vorwärts. Es heißt, wir sollten alle dorthin kommen, aber das erfährt man ja nicht vorher. Wir alle wären damit einverstanden. Der gestrige Tag war abwechslungsreich. Am Nachmittag fand ein Vortrag statt über das Zusammenwirken der Artillerie und Infanterie, und am Abend hatten wir wieder eine Kompagniefeier. Dieses Mal gab es auch Wasser,



und ungefähr 12 Leute haben davon Gebrauch gemacht. Ich hatte mit mehreren Leuten der Kompagnie ein Komitee gebildet, das ein umfangreiches Programm zusammengestellt hatte. Es gab Gesangs- und humoristische Vorträge, ein Bauchredner trat auf, dann ein Violinspieler, der auf einem selbst gefertigten Instrument spielte, das nur eine einzige Saite hatte, und dergleichen mehr. Natürlich fehlte es nicht an Reden, die Kriegslage wurde mit Hilfe von Zeichnungen erläutert, so daß genügend für Unterhaltung gesorgt war. Die Leute benahmen sich sehr anständig, betrunken war niemand, es erhielt auch jeder nur zwei Glas zu $\frac{4}{10}$ l; wenn er mehr trinken wollte, mußte er es selber bezahlen. Ein solches kleines Fest bringt die Leute einander und den Vorgesetzten näher, ferner habe ich diejenigen kennen gelernt, die gesellige Talente haben. Sie kann ich heranziehen, um die Kompagnie auch einmal auf dem Marsche oder bei kurzen Ruhepausen zu erheitern.





Willi Carls.



Willi Carls

Lehrer, geboren am 29. April 1886 zu Barel in Oldenburg, verließ 1905 das Seminar zu Oldenburg und war darauf in den ersten Jahren seiner Lehrtätigkeit in Huntlosen, Borbeck, Grüppenbühren, Drielake und Blegen beschäftigt. Dann wurde er an der Bürgerschule in Heppens und seit dem 1. April 1912 an der Vorschule in Oldenburg angestellt. Am 27. Oktober 1914 wurde er als Ersatzreservist zur militärischen Ausbildung eingezogen. Nach einer weiteren vierwöchentlichen Ausbildung in Munster kam er am 13. März 1915 zur 7. Kompagnie des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91 ins Feld, und zwar zunächst nach Frankreich in die Gegend von Loivre. Vom 23. bis 30. April befand er sich auf der Fahrt nach Galizien. Nach großen, harten Entbehrungen und Anstrengungen fand er am 17. Mai nachmittags bei einem Sturmangriff in den Kämpfen am Sanden Heldentod. Am folgenden Tage wurde er von einem ihm bekannten Oldenburger in einem Einzelgrab zur letzten Ruhe bestattet. Er hat seinen Beruf mit Liebe und Frohsinn ausgeübt und ist, kaum von einem Unglücksfall völlig hergestellt, von heißer Vaterlandsliebe und Begeisterung erfüllt zum Kampf für sein geliebtes Deutschland gegen den Feind gezogen.

Feldpostbriefe.

Loivre, 16. März 1915.

Schon habe ich die erste Nacht im Schützengraben gelegen. Von Sedan fuhren wir um 12 Uhr mittags ab. Der Himmel war bedeckt, eine warme Luft wehte. Frühlingsahnen wurde Frühlingswirklichkeit. Der Ginster blühte! Langsam fuhr der Zug weiter, oft ging's über Brücken, die wieder von uns hergestellt waren. Zu beiden Seiten des Bahndammes häufig Gräber mit Helm und Kreuz. Durch weite Strecken fuhr die Bahn, ohne daß wir einen Franzosen sahen. Die Dörfer liegen hier vollständig geschlossen. Kommen wir durch ein Dorf, so sieht man nur Frauen und Kinder, die um Brot betteln. Die Bahn ist von uns gebaut, sie bringt uns bis St. Etienne, wo wir aussteigen. Dort hören wir den ersten Kanonendonner. Ein Wachtposten erzählt, daß das Gefecht seit gestern abend im Hexenkessel wieder im Gange ist. Wir marschieren ab. In Almenancourt wurden wir eingeteilt, und dann hieß es: I. und II. Bataillon sofort an die Front. Mit unserer heißersehnten Ruhe war's also vorbei. Wir waren von der langen Fahrt, auf der wir wegen Plasmangels auch nachts so gut wie gar nicht schlafen konnten, doch etwas ermattet. Und nun sollten wir noch ohne Ruhe- und Eßpause in den Schützengraben. Wir sind hingekommen. Mein 5-Pfund-Brot habe ich unterwegs verloren. Wog die Gesamtbepackung doch noch immer über 100 Pfund, mein Nebenmann meint mindestens 125 Pfund. So marschieren wir in den Abend



hinein. Rechts und links von uns feindliche Leuchtkugeln, die die ganze Gegend erhellen. Gleich darauf schlagen Granaten ein, weit, weit von uns. Viele von uns können nicht mehr, sie jammern, klagen. Aber weiter, weiter, Schritt für Schritt. Endlich sind wir da, in Schweiß gebadet. Wasser, Wasser! Aber es darf wegen Typhusgefahr nicht getrunken werden. Eine halbe Flasche Portwein hatte ich mitbekommen. So hat mir noch nichts geschmeckt wie dieser Schluck Portwein, geteilt mit meinen Kameraden. Dann durften wir uns im Unterstand hinlegen. Höhlenmenschen, Maulwürfe sind wir geworden. Auch heute morgen — die Lerchen singen — sehe ich nichts als Grabenwände und Himmel. Noch habe ich nicht über die Brüstung gesehen, die Kameraden wollen's nicht haben. Die Franzosen liegen 400 m vor uns, ab und zu machen sie sich durch ein paar Gewehrschüsse bemerkbar. Wir tun's nicht. In der Ferne Kanonendonner. Zehn Tage bleiben wir hier im Graben, dann haben wir fünf Tage Ruhe.

Loivre am Kanal de l'Alsne à la Marne, 19. März 15.

Nachdem wir gestern abend wieder bis 12 Uhr vor unserm 1. Schützengraben geschanzt haben, tat ich einen tiefen Schlaf. Bei Tagesanbruch kletterte ich heraus. Die ersten Veilchen, eine knospige Primel und die wundervollen Räschen suche ich zusammen, und dann schnell wieder in die Erde. Hier und da ein Gewehrschuß, ich weiß nicht, ob sie mir gelten. Und mit Gedanken an die Eltern gehe ich durch die Laufgräben in unsern Unterstand. Der Tag wird herrlich, es ist kühl, aber sonnig. Den Frühlingsgruß bitte ich zum 25. März und 2. April zum Kirchhof zu tragen und Grüße ihres Sohnes dazuzulegen und ihnen zu sagen, daß ihr Sohn treue Wacht hält, und daß er gern und willig sein Blut lassen will für den deutschen Gedanken in der Welt, und daß er nicht nur tapfer, sondern auch gut sein will. In Numenancourt le Grand, unserm eigentlichen Standquartier, will ich das Grab des Hauptmanns Degen, des Vaters eines meiner Kinder, besuchen und auch einen Frühlingsgruß niederlegen.

Numenancourt le Grand, 10. April 15.

Bis zum Beginne des Exerzierens ist noch Zeit, eine Zigarre mit Gefühl zu rauchen. Den blauen Dampf blas ich nach Nordosten. Gewehr reinigen, Patronen reinigen, Essen holen, schanzen, so geht's den Tag über, zwischendurch auch auf Tagesposten. Das alles läßt man sich bei gutem Wetter gefallen. Aber was hatten wir für Wetter! Es läßt sich nicht beschreiben. Knietief ist der kalkige, kreidige Lehm Boden aufgeweicht. Er hängt sich fest; es ist mir passiert, daß der Stiefel stecken geblieben ist. Und die Nächte, wie entsetzlich kalt, der Wind weht überall durch, die Wände sind naß, von den Decken tröpfelt's, überall Dreck. Es ist ein gewaltiger Unterschied, den Feldzug als Musketier oder als Offizier mitzumachen. Unvergleichlich mehr muß, was Entbehrungen, Strapazen anbetrifft, der Musketier leisten. Ich denke jetzt nicht an mich, aber ich bewundere unsere



Soldaten, die von Anfang an mitgemacht haben. Die sind Helden, kein Eisernes Kreuz schmückt ihre Brust. Auch kein Klagen kommt über ihre Lippen, nur von Weib und Kind, Haus und Hof reden sie mit schlichten, sehnsuchtsvollen Worten. Das große Heimweh! Es sind prachtvolle, kraftvolle Männer, in meiner Gruppe fast alle in langen Bärten. Der schlimmste Tag war der 7. An die 5000 Granaten und Schrapnells wurden gewechselt. Ohne Pause donnerten und sausten die Geschosse. Wirklich, es ist ein Wunder, daß ich noch lebe. Ein Meter von mir ein Volltreffer! Ich habe die Gefahr zunächst gar nicht erkannt. Es lag wohl mit daran, daß man vor lauter Gebummse gar nicht mal wußte, was einschlug.

Alumenancourt, d. 14. April 15.

Ich sitze hier auf einem Baumstamm, mitten zwischen zerstörten landwirtschaftlichen Geräten, rechts die Suippe, links im grünen Grase viele Primeln, vor mir ein Pferdegerrippe und ein Kastanienbaum mit mächtig schwellenden Knospen. Ich möchte schriftstellern, alle die neuen gefühlstarken Eindrücke ringen nach Gestalt. Daß mir dazu die Zeit und Ruhe fehlt, hinterläßt ein Unlustgefühl, das noch dadurch vergrößert wird, daß man Anläufe macht, die dann hernach scheitern. Keine ganze Arbeit. — Man kann hier schlechterdings gar nichts kaufen, kaum drei Mark habe ich bis jetzt ausgeben können. Das Geld hat gar keinen Wert, leichtsinnig wird von den Bedürftigsten damit umgegangen, Glücksspiele betreiben die Leute am liebsten. Heute habe ich ein Paket nach Varel geschickt, das Fernglas habe ich eingelegt, ferner Sombart und leider auch den Faust. Faust I. Teil habe ich gelesen. Was fühlt man bewundernd und erhebend beim Lesen unter diesen Umständen, Faust ist ein rechtes Kriegsbuch! Das 91. Infanterie-Regiment verläßt die seit dem 26. September innegehabte Stellung und wird anderswo verwendet. Morgen oder übermorgen beginnen die Märsche. Man spricht hier viel davon, daß Emmich eine neue Armee zusammenstellen wird, und daß wir einen Durchbruch erzwingen wollen.

Galizien, den 1. Mai 15.

Bei herrlichstem Maiensonnenschein liege ich lang hingestreckt behaglich am Bergabhang. Unten im Tal spielt Meister Erichs Kapelle: „Mädchen klein, sag nicht nein; Mädels, du weißt es ganz genau, Wirst meine kleine, süße Frau“. Die müden Füße bewegen sich im Takt der Musik. Ich sehe hinunter auf das bewegte Bild. Unsere Feldgrauen zwischen den galizischen Dorfschönen in ihren leuchtenden Kleidern und Kopftüchern, alle barfuß. Es fehlen aber die Juden. Sie haben keine Zeit, ihr Geschäft blüht! Kräftig hauen sie ihre Bundesgenossen übers Ohr. Sie wissen, die Soldaten haben viel Geld, und diese freuen sich, endlich mal wieder etwas kaufen zu können. Ihr solltet sie sehen, mit ihren langen schwarzen Röcken, breitem, schwarzem Hut, zu beiden Seiten des Kopfes die charakteristische langgedrehte Haarsträhne herunterhängend. „Heil Dir, o Oldenburg“ dringt herauf.

2*



Es war das letzte Stück, der Oldenburger Marsch, der auf Frankreichs Boden erklang. Jetzt eine neue Welt, landschaftlich voller Reize. Braune Äcker, hellgrüne Roggenfelder, dunkelgrüne Weiden ziehen sich die Abhänge hinunter. Der obere Teil der Berge trägt schwarze Tannenwälder und gelbe Birkenstände. Der blaue Himmel bedeckt das Ganze, und die helle Sonne schafft scharfe Reflexe. Ein deutscher Flieger steht unbeweglich zu unserm Schutz über uns. Ganz aus der Ferne dringt Kanonendonner herüber. Ob es uns gelingen wird? Eine gewaltige Sache ist im Entstehen. Nicht mehr darüber. — Am 29. nachmittags 3 Uhr waren wir am Ziel. Aber noch bis 9 Uhr mußten wir marschieren, bis wir dann endlich Notquartiere bezogen. Die Quartiermacher waren abhanden gekommen. — Schwere Tage stehen uns bevor. Wägen sie bringen, was sie wollen. Eins weiß ich: Wir siegen! Und falle ich — gut — es sei! Mit mir selbst bin ich eins; der höchste Gewinn ist mir beschieden! Und Liebe habe ich erfahren hier auf dieser Erde soviel, daß mein Tod die Dankeschuld nicht abträgt. „Deutschland, Deutschland, über alles!“ Alle haben sich da unten erhoben.

Sonntag, den 2. Mai 15.

Heute morgen 2³⁰ Uhr wurde plötzlich Alarm geschlagen. Fünf Minuten später war das Bataillon marschbereit. Der Mond wurde bald abgelöst durch die Sonne, die hier eine Stunde eher aufgeht als in Frankreich. Anfangs ging's Marschieren gut. Bald aber drückte die Sonne. Mit kleinen Unterbrechungen sind wir bis 12^{1/2} Uhr durchmarschiert, bergauf, bergab auf lockersteinigen, furchtbar staubigen Wegen. Sei, wie der Schweiß rann, braun floß er zur Erde. Die Landschaft hier ist herrlich, nach einigen Stunden aber sieht man nichts mehr davon. Stumpfsinnig tippelt man hinter seinem Vordermann her. Ab und zu sehe ich nach der Uhr und begleite mit meinen Gedanken Euch in Eurem Tun. Die Glocken der Bareler Kirche dringen bis hierher. Wie gern unterwegs einen Schluck Wasser, aber Cholera und Typhus, die hier vorkommen sollen, verbieten es uns. Unterwegs wird uns der Korpsappell des Generals v. Emmich bekannt gegeben. Schweigen. Um 1 Uhr gibt's Essen aus der Feldküche: Reis mit Fleisch, herrlich. Und dann gibt's Kaffee. Auch Wasser ist zu haben. Herz, was willst du noch mehr. Als wir angekommen waren, wird uns bekannt gegeben, daß die Schlacht am Dunajec schon im Gange sei, daß sie prächtig stehe, daß die Russen zurückgingen. Wir mußten deshalb in zwei Stunden weiter. Es ist bereits 5^{1/2} Uhr, wir liegen noch auf der Weide und warten auf Befehl, ein russischer Flieger über uns.

Den 3. Mai 15.

Gerade setzte ich mich gestern hin, um in Ruhe noch einmal Eure Briefe durchzulesen, als der Befehl kam: Fertigmachen! Weiter ging's. Ein eifriges Leben auf dem Wege: Meldereiter und Radfahrer hin und her, Lastautos in unendlichem Zuge, Train, Bagage, Küchen, Munitionswagen, Artillerie, Bäckereien usw.



Telephon wird gelegt. Um 9 Uhr aber geht's zur Ruhe, kurz vor 5 Uhr heute morgen aufgestanden und bis 12 Uhr marschiert, vorher bekannt gegeben, daß 12000 Russen gefangen genommen sind. Wieder sollen viele Gefangene schon jetzt, 2 Uhr, gemacht sein. Der Kanonendonner ist schon laut, auch Gewehrfeuer hört man.

Bochnia-Ciezkowice, den 4. Mai 15.

Das war tatsächlich eine Marschleistung, wir hatten geglaubt, nachmittags vielleicht noch zwei Stunden marschieren zu müssen, statt dessen ging's von 5 bis 12 $\frac{1}{2}$ Uhr. Wir mußten im Freien übernachten, um 5 Uhr wieder hoch, weiter geht's.

Den 5. Mai 15.

Ein unvergeßlicher Abend, sternhell der Himmel, wir liegen an einem kleinen Abhang von der Feldstraße bis zu einem kleinen Bach, kalt ist's, sehr kalt, es friert, Quartier hat nur das I. Bataillon, schadet nichts, wir schlafen auf Mutter Erde, Bivakfeuer brennen, klein, größer. Zuletzt werden dicke Bäume gefällt, und etwa zehn große Feuer mögen den Russen sagen, daß die Barbaren selbst österreichische Dörfer abbrennen. Offiziere und Mannschaften sammeln sich um die einzelnen Feuer, deren Rauchgarben turmhoch schlagen. „Deutschland, Deutschland über alles!“, „O Deutschland, hoch in Ehren“ und das „Haltet aus!“ muß man meilenweit haben hören können. Und dann unsere schönen Volkslieder, so darf man sie wohl nennen: „Sah ein Knab ein Röslein stehn“, „Steh ich in finst'rer Mitternacht“. Unaufhörlich fahren Wagen, Autos, Geschütze zur Front. Regimenter marschieren auf der Feldstraße. Meine Gruppe baut „Laubhütten“ aus Tannenzweigen, in einer halben Stunde ist ein tadelloser Bau fertig, Stroh ist nicht mehr zu haben, also wird ein Dach abgedeckt — gerade marschiert ein kleiner Trupp gefangener Russen vorbei —. Beneidet von allen, legen wir uns hin, recht schlafen kann man aber wegen der Unruhe nicht. Die meisten Kameraden sitzen um die Feuer und erzählen sich Kriegsgeschichten. Um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr kann ich auch nicht mehr liegen, die Beine sind wie Eisklumpen. Allmählich erhebt sich das Bataillon, und die Sonne verkündet den Tag.

Den 6. Mai 15.

Gestern abend sind wir in dem von uns zerschossenen Olpiny angekommen und schlafen in einer Schmiede. Von den rauchenden Trümmerhaufen zieht ein scheußlicher Gestank ab. Die Bewohner machen einen kläglichen Eindruck. Stumpf-sinnig leben sie hin, ihnen ist es vollständig gleich, ob russisch oder österreichisch. Sie sehen uns überall mit gleichgültigen Gesichtern an. Die Gegend ist hübsch, aber die Wege! Kilometerweit geht man auf Knüppeldämmen; einen halben Meter tiefe Spuren haben sich eingefahren. Da ist es nicht verwunderlich, daß mal Stockungen entstehen. Sahen wir gestern hier und da im Stich gelassenes Kriegsmaterial, so sahen wir heute unendliche Mengen von Munition und Gewehren. Trupps von Gefangenen begegnen uns. Augenblicklich liegen wir auf einer Anhöhe.



Wetter wieder herrlich, sonst wären unsere Operationen nicht möglich. Der Nord- und Osthimmel ein Rauchmeer, die Russen sengen!

Kolaczyce am Wisloka, den 7. Mai 15.

Seit fünf Uhr gestern nachmittag sind wir wieder im Marsch, jetzt ist es zwei Uhr, „in 10 Minuten kann wieder abgerückt werden.“ Die Feldküchen lassen uns im Stich, seit gestern abend haben wir nichts mehr zu essen. Die ganze Nacht haben wir keine Minute geschlafen. Um 12 Uhr machten wir in einem Hohlweg halt und warteten auf den Divisionsbefehl. Die Nacht war entsetzlich kalt. Am Feuer sangen wir wieder unsere herrlichen Lieder. Um 5 Uhr marschierten wir ab bis eben, und schon geht's wieder weiter. Eine Julihitze. Auf staubigem Acker liegen wir in brennender Sonne. Auf den benachbarten Höhen krepieren die Schrapnells. Ein großer Zug Gefangener.

Den 8. Mai 15.

Zwischen Wisioła und Wisloka fast nördlich vom Dulla-Paß. Ein schwüler, bedeckter Tag. Noch keine Post! Wie gern eine Zigarre oder gar ein Stückchen Schokolade. Seit 14 Tagen heute die erste Fettigkeit, ein Stück Speck, so groß wie mein kleiner Finger. Das war ein köstlicher Bissen. Hunger hat man, o weh. Heute morgen durften wir einen Reksbeutel von der eisernen Portion leeren. So trocken die Reks waren, sie schmeckten herrlich. In rasender Eile fährt augenblicklich Artillerie auf. Gestern abend spät ging's vor die Front, wir brauchten aber nicht direkt einzugreifen, vor uns das Gefecht. War das ein Anblick! Brennende Dörfer erhellten den Himmel. Lebhaftes Gewehrgeknatter. Manche Kugel ging über uns weg. Wir nahmen den Spaten, warfen ein Häuflein Erde hoch, Tornister darauf und geschlafen bis 3 Uhr heute morgen, da ging's weiter. Wieder Artillerie im schnellsten Galopp, immer mehr rast vorbei. Und nun! Der Kaiser mit Mackensen, hinterher Emmich und andere. Vor ein paar Stunden waren hier die Russen, jetzt der deutsche Kaiser! Große Tage, wohl auch schwere Tage stehen uns bevor. Nun gut, ich stehe meinen Mann.

Den 12. Mai.

Waren das Tage! Die Russen sind gänzlich geschlagen, viele Gefangene haben wir gemacht. Hei, wie die Kugeln flogen am Sonntag, als wir im Sturm ein Dorf nahmen. Jetzt verfolgen wir den Feind. Die Schrecken des Krieges erlebte ich in ihrer ganzen Größe. Die Feldküche — eine Einrichtung wie es herrlicher keine gibt! Viele bleiben am Wege liegen. Ich nicht, ich mache mit, es muß sein.

Zwischen Lancout und San, den 15. Mai 15.

Wie herrlich muß jetzt die Natur in Barel, besonders in unserm Garten sein! Auch hier ist Frühling. Die Russen liegen 2 km vor uns, jeden Augenblick kann es wieder losgehen. Am San sollen sie starke Stellungen haben. Die nächsten Tage werden wieder heftige Kämpfe bringen.





Emil Diekmann.



Emil Diekmann

Bankbeamter, Sohn des Sekretärs Diekmann, geboren am 21. Juni 1889 in Oldenburg, besuchte von Ostern 1899 an die Oberrealschule seiner Vaterstadt und verließ sie Ostern 1908 mit dem Zeugnis der Reife. Er widmete sich dem Bankfach und war nach Beendigung seiner Lehrzeit in dem Bankhause W. Fortmann und Söhne in Oldenburg, von Oktober 1911 bis zum Ausbruch des Krieges Beamter der Deutschen Bank in Bremen. Seiner Militärpflicht genügte er 1910 bis 1911 in der 6. Kompagnie des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91. Er rückte mit dem 2. Hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 76 von Hamburg aus als Offizierstellvertreter ins Feld und fand am 15. September 1914 an der Aisne den Heldentod.



August Diers

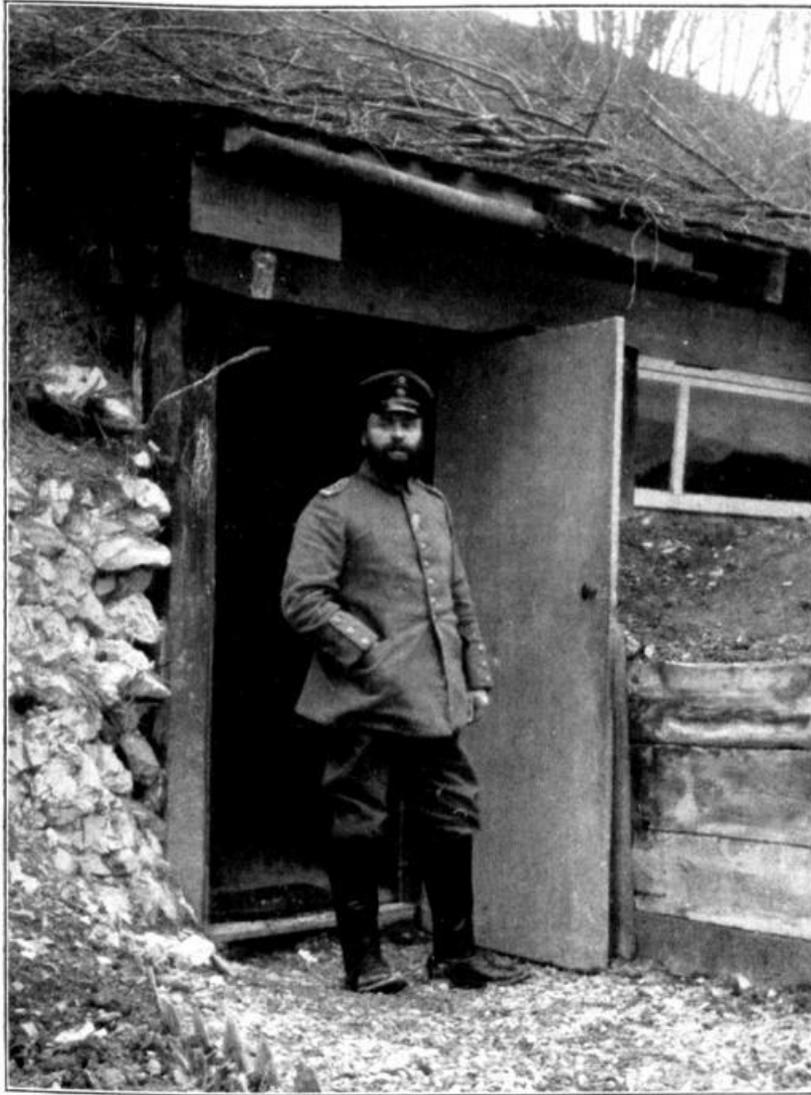
Radierer und Zeichenlehrer, Leutnant der Reserve und Kompagnieführer, geboren am 25. März 1885 zu Oldenburg. Sein Vater und Großvater, ein guter Zeichner, waren tüchtige Tischlermeister aus Wiefelstede. Er besuchte die Stadtknabenschule in Oldenburg und dann das Seminar. Nachdem er Lehrer an der Stadtknabenschule und an der Fortbildungsschule gewesen war, besuchte er von 1907 bis 1909 die Kunstgewerbeschule in Cassel und wurde von dort nach Oldenburg als Zeichenlehrer an der Cäcilienkirche berufen. Diers war ein gerader, zuverlässiger und einsichtiger Mensch, auf den gediegene Familienüberlieferungen gewirkt hatten. Gelegentlich kam bei ihm ein gesunder Humor zum Vorschein. Im Dienst pflichttreu, war er ein lieber Amtsgenosse und Kamerad. Seine Werke bestehen hauptsächlich aus sorgfältig durchgeführten landschaftlichen Radierungen und zeigen einen zielbewußten Werdegang. Es befinden sich unter ihnen nicht nur Darstellungen aus unserer engeren Heimat, sondern auch solche aus verschiedenen Gegenden des lieben deutschen Vaterlandes. Denn mit den Ferien kam seine schönste Schaffenszeit, dann zog er hinaus, wohin es ihm gefiel. Bemerkenswert ist eine fünfmonatliche Reise nach Ägypten und Italien und daran anschließend ein zweimonatlicher Besuch der Akademie in Leipzig, um sich in den graphischen Techniken auszubilden (1913). Bei so sorgfältig aufgebauten Grundlagen ist es nicht zu ermessen, was er bei seiner Begabung und strengen Selbstzucht noch geleistet hätte, wenn er sich mehr und mehr frei entfaltet hätte. Am 5. August 1914 zur Fahne einberufen, rückte er am 2. September als Unteroffizier ins Feld und nahm an den Taten des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91 teil. Am 20. Dezember 1914 im Westen zum Leutnant der Reserve befördert, kam er Ende April 1915 mit dem X. Armeekorps nach dem Osten. Bei einem Sturmangriff bei Nowowies (Vorabschnitt) fand er am 2. Juli 1915 an der Spitze seiner Kompagnie den Heldentod. Seine Brust schmückten das Eiserne Kreuz und das Friedrich-August-Kreuz. Feine Zeichnungen, die er aus dem Felde sandte, sind eine Zierde dieses Jahrbuchs und werden eine Vorstellung von seiner schönen Kunst erwecken.

Feldpostbriefe.

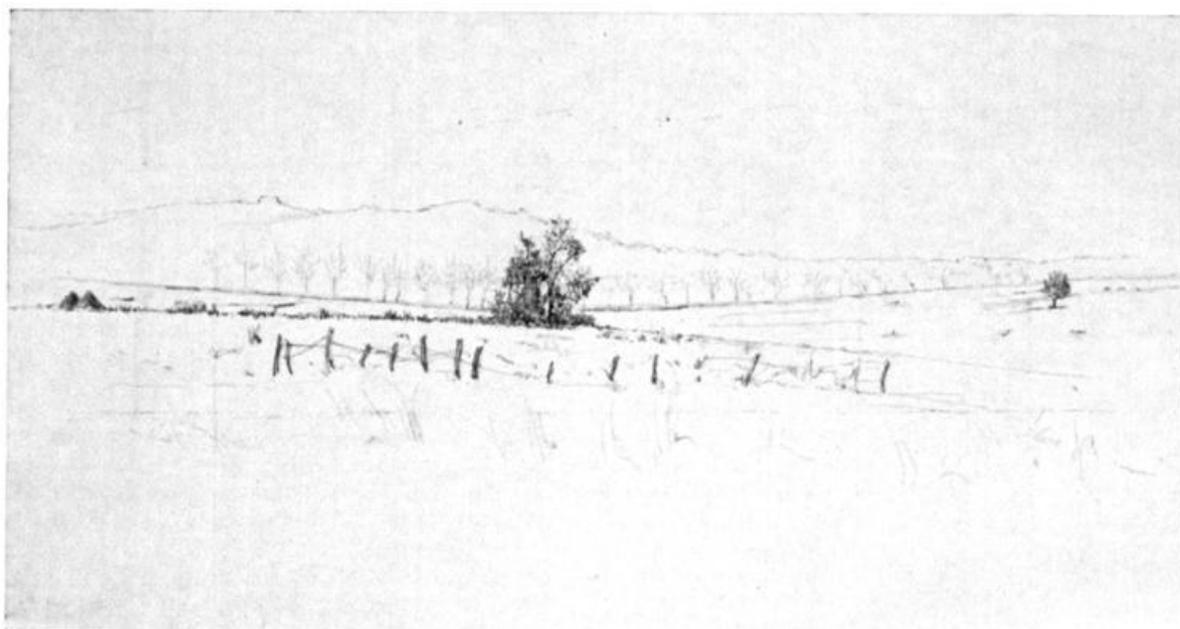
Frankreich, 7. Februar 1915.

Wir liegen im Fort Brimont als Regimentsreserve, ein sehr schöner Posten. Mein Freund Männe Bödecker baut im Dorfe Brimont ein Denkmal für die gefallenen Deutschen. Es liegen hier mehrere Tausend begraben. Von einer ganz geschützten, vorspringenden Ecke konnte man die Stadt Reims ganz übersehen, ein prächtiger Anblick. Zu schade, daß sie nicht in unseren Händen ist.





August Diers.



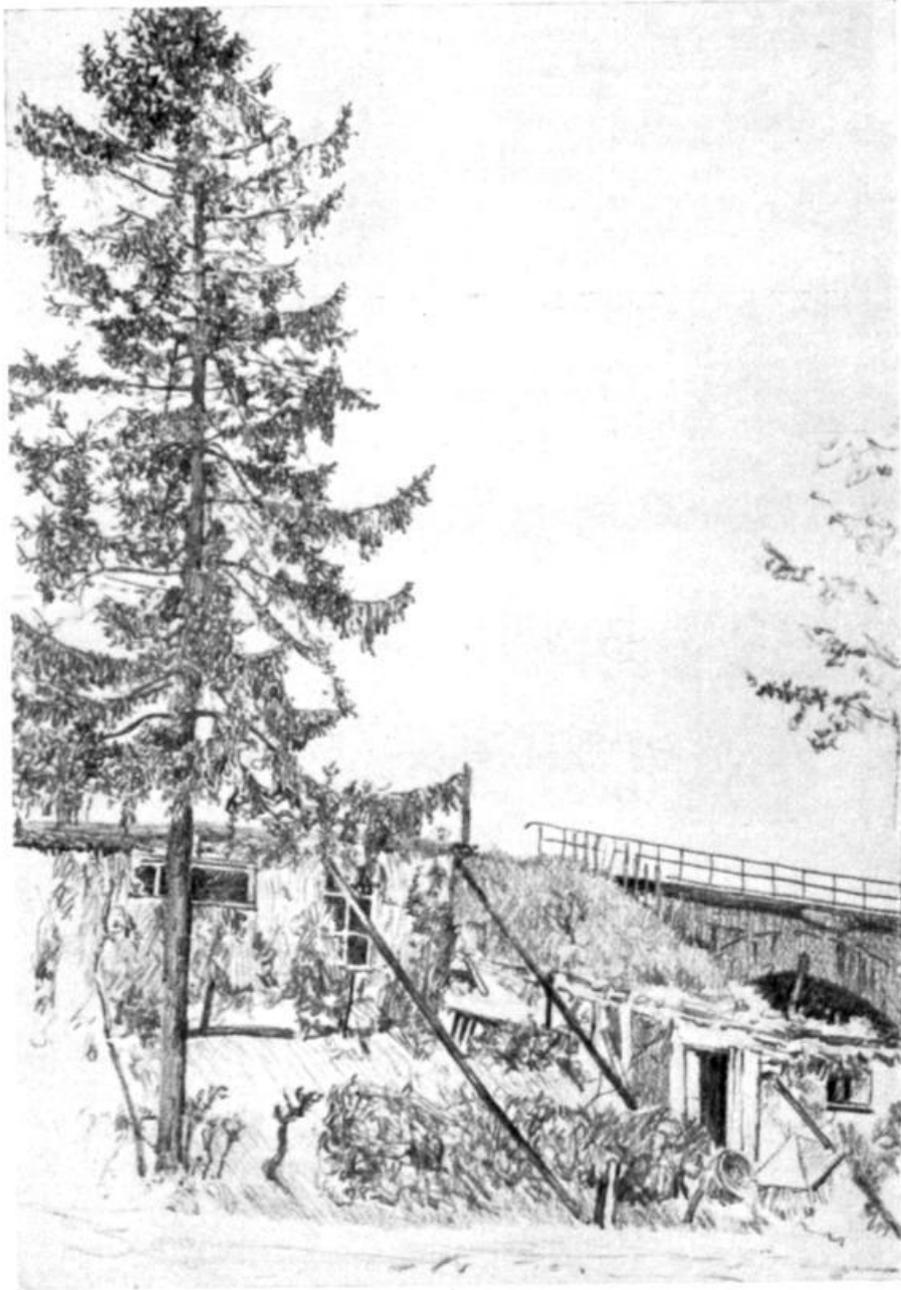
I. Vor Reims. Unter dem Kugelbaum rechts Hermann Löns Grab (S. 167).



II. Reserve vor Reims in einem Sohlweg (S. 167).



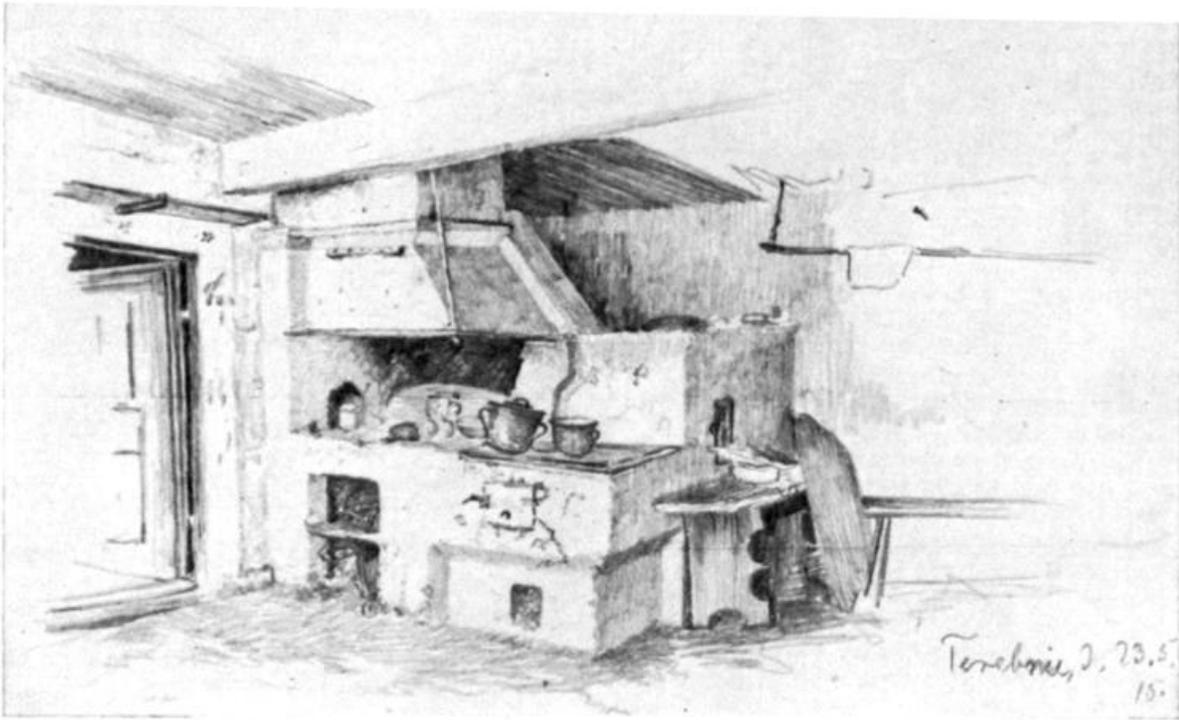
III. Wohnung der 5. Komp. 91 vor Reims (S. 168).



IV. Vor Reims.



V. Unterstand im Bahndamm vor Reims.



VI. Galizische Bauernstube (S. 168).



VII. Dorf in Galizien.

17. Februar.

Einige ereignisreiche Tage liegen hinter uns. Wir lagen seit dem 13. in Ruhe in der Mühle von Aumenancourt und sollten am 16. und 17. vom Kommandierenden General v. Emmich besichtigt werden. Wir übten auch schon recht fleißig. Am 14. abends wurden zwei Kompagnien, meine und die 12. alarmiert. Man vermutete irgend etwas; und da wir Brigadereserve waren, mußten wir in der Nacht in das Fort Brimont einrücken. Unterkunft jämmerlich. Unsere Leute haben 2 Nächte auf dem blanken Steinfußboden gelegen. Gestern mittag entstand etwa um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr eine fürchterliche Kanonade der feindlichen Artillerie auf unsere Stellung, d. h. auf die Stellung rechts von uns, da wo die . . . er lagen. Der rechte Flügel unseres Regiments bekam auch noch etwas ab. Wir wurden alarmiert und mußten uns fertig machen, da gleich feststand, daß ein Angriff zu erwarten war; und da wir die einzige verfügbare Reserve waren, mußten wir eventuell eingreifen. Um halb zwei Uhr kam die Nachricht, daß den Franzosen der Angriff zum Teil gelungen war. Sie hatten zwei Schützengräben, die wir geräumt hatten, eingenommen. Im Marsch-Marsch ging es, erst in geschlossener Abteilung, dann ausgeschwärmt, einen Abhang hinunter. Wir hatten Glück, wurden nicht bemerkt, sonst hätten wir sicher Verluste gehabt. Raum hatten wir unsere Sammelstelle verlassen, als dort auch schon Granaten einschlugen. Bei den . . . ern angekommen, erfuhren wir, daß schon ein Gegenangriff geglückt war. Wir brauchten also nichts mehr zu tun, liegen aber dem Regiment . . . als letzte Reserve zur Verfügung, wenn noch einmal ein Angriff erfolgen sollte. — Um halb zwei Uhr hatten also die Franzosen nach der fürchterlichen Kanonade einen Infanterieangriff gemacht, und dabei waren zwei Gräben in ihren Besitz gekommen, allerdings unter schweren Verlusten. Bei dem sofort eingeleiteten Gegenangriff, der glänzend gelang, wurden 4 Offiziere und etwa 200 Mann gefangen genommen. Die Gefangenen kamen nachher an uns vorbei. Die armen Kerle hatte man erst betrunken gemacht und dann mit eigener Artillerie und Maschinengewehren weiter vorgetrieben. Man schätzt die Anzahl der vor der Stellung liegenden toten Franzosen auf 1000. Schon vom Schützengraben aus kann man über 400 zählen, die direkt vorne liegen. In der Nacht, als es ziemlich stark froh, war ein entsetzliches Gewimmer der Verwundeten zu hören. Wie müssen die armen Menschen gelitten haben! Hoffentlich bleibt man einmal vor einem solchen Schicksal bewahrt!

25. April 1915.

Wir wissen noch immer nicht, wo wir hinkommen. Vorkäufig liegen wir noch in Montaigu, einem Dorfe bei Laon, das ganz wunderbar in ein Tal zwischen zwei Bergen eingebettet liegt. Dabei meistens herrliches Frühlingswetter. Es grünt alles, die Obstbäume blühen, daß es eine Pracht ist. Morgen mittag müssen wir das Dorf leider verlassen, wir werden dann in die Eisenbahn gepackt. Es heißt, daß wir nach dem Süden, in die Vogesen oder sonstwohin kommen.



In unserer alten Stellung wurde es unheimlich. Zunächst wurden wir immer stärker von der Artillerie bombardiert, manchmal Tausende von Geschossen auf unsere Stellung an einem Tage, so daß leider auch Verluste zu verzeichnen sind; bei unserer Kompagnie aber wieder niemand, wir haben wirklich Glück. Dann hatten wir die Vermutung, daß gerade an der Stelle, wo wir lagen, die Franzosen unterirdisch Stollen anlegten, um uns in die Luft fliegen zu lassen. Es kamen wiederholt Leute, die meldeten, daß sie unterirdische Geräusche, wie Bohren, Klopfen und Hämmern gehört hatten, namentlich nachts. Es wurden Bergleute herbestellt, und diese mußten einen tiefen, 30 m langen Gang unter der Erde anlegen, von dem aus die Geräusche zu beurteilen waren. Die Bergleute haben dann festgestellt, daß die Franzosen schon einen langen Schützengraben, gerade den, in welchem unsere Kompagnie lag, unterminiert hatten, und daß sie bei einem allgemeinen Angriff uns sicher in die Luft sprengen würden. Es war für uns kein angenehmes Gefühl, da zu liegen und nachts auch noch zu schlafen, da der Angriff jeden Augenblick erfolgen konnte. Zwei Tage nach unserm Abbrücken haben die Franzosen angegriffen, auf einer ganz langen Strecke, drei bis vier Regimentsbreiten, und dabei auch unseren Graben in die Luft gesprengt. Es waren aber keine Leute drin. Wir haben also wieder mal Glück gehabt, daß wir eben heraus waren. Der Angriff ist übrigens glänzend abgeschlagen worden.

4. Mai 1915.

Wir sind quer durch Deutschland nach Österreich bis Krakau gefahren. Es geht also gegen die Russen. Soviel ich bis jetzt gehört habe, soll es hier besser sein als in Frankreich, fast gar keine Artillerie. Wir sind alle froh, daß wir dort fort sind, es wurde zu langweilig auf die Dauer, immer das Liegen im Schützengraben. Die Fahrt durch unser Vaterland war herrlich, überall große Begeisterung, dazu die freundliche Aufnahme an den Verpflegungsstationen. Leider durfte keine Post abgegeben werden, alles war gesperrt. Etwas über Krakau hinaus wurden wir ausgeladen, und hier begann der Marsch durch Galizien. Die Gebirge, die wir durchziehen, sind die Waldkarpathen. Ein ganz wunderbares Land, an Naturschönheiten überreich, so daß der Marsch bei Tage sehr abwechslungsreich ist. Leider sind die Wege sehr schlecht, so mußten wir z. B. auf einer Strecke von 3—4 km 8—10mal durch einen Bach waten. Die Bauern hier fahren einfach mit ihren Wagen durch. Leider marschierten wir sehr viel des Nachts, und dann ist es bei den schlechten Wegen entsetzlich. Die Leute sprechen alle nur polnisch, sind schrecklich verarmt und schmutzig. Bis jetzt haben wir noch immer in leeren Räumen auf einer Schütte Stroh geschlafen, d. h. wir Offiziere. Die Leute müssen zum Teil draußen unter freiem Himmel schlafen, weil nicht genügend Platz ist. Verpflegung kriegsmäßig, etwas Brot, etwas Kaffee und einmal am Tag etwas Essen aus der Feldküche. Wir sollen also hier die Russen „rauschmeißen“. Vor uns arbeitet ein Gardekorps, wir sind Reserve. Unsere Kanonen bullern in der



Ferne. Die Russen haben gestern und vorgestern 10000 Gefangene, 90 Maschinengewehre und einige Geschütze verloren und sind 25—30 km zurückgegangen. Wir sind hinterher. Hoffentlich schafft's.

11. Mai.

Gewaltige Märsche, Augenblick Rast, 2—3 Stunden Schlaf am Tag. Gestern und vorgestern Gefechte, 1000 Russen von unserm Bataillon gefangen. Mir geht's gut.

16. Mai.

Endlich Zeit zum Schreiben, aber an einer ganz ungewohnten Stelle. Vorgestern rückten wir ganz ahnungslos aus unserm Quartier, hatten einige Stunden marschiert, da meldete uns eine Husarenpatrouille, daß das Dorf links von uns vom Feinde besetzt sei, anscheinend jedoch nur schwach. Es wurde daraufhin beschlossen, den Feind zu vertreiben. Als wir jedoch zum Angriff vorgingen, stellte es sich heraus, daß die Russen hier eine Hauptstellung vorbereitet hatten und sehr stark waren. Wir sollten unsere linke Flanke sichern und brauchten den Angriff nicht durchzuführen. Rechts von uns wird, nach dem Kanonendonner zu schließen, noch weiter gekämpft. Wir haben uns Löcher in die Erde gegraben und liegen darin, die Russen etwa 500 m von uns entfernt. Bevor wir jedoch herankamen, hat mancher brave Soldat sein Leben lassen müssen. Mein Bursche ist auch verwundet, direkt an meiner Seite hingefallen. Von meinem Zuge ist noch manch anderer verwundet oder tot, wie viele weiß ich noch nicht genau. Wir liegen noch alle durcheinander, jeder hat sich eingebuddelt, wo er lag, als es vorgestern dunkel wurde. Was werden wird, wissen wir noch nicht, ob Verstärkung kommt und dann der Angriff, oder ob das Vorgehen an anderer Stelle geplant und die Russen dann von selbst weichen. Wahrscheinlich das letztere; denn unsere Artillerie ist zum Teil schon wieder abgefahren. Es ist natürlich scheußlich langweilig, so 2—3 Tage hindurch ganz allein in einem kleinen Loche zu liegen, vor den Augen nichts als Sand, nur über den Rand hinweg sehe ich die Spitze einer Birke. Sobald man aber die Nase hebt, schießen die Russen, sonst ist es ziemlich ruhig. Nachts scheinen sie Angriffe zu befürchten, sie ballern die ganze Nacht hindurch. — Wir sind jetzt aus dem Gebirge heraus, stehen dicht vorm San, etwa 2—3 km entfernt, nördlich von Jaroslau. Die Gegend hat Ähnlichkeit mit unserer Marsch, ebenso die Häuser, alle aus Holz, mit Stroh gedeckt. Hoffentlich bleiben wir hier nicht liegen, so daß die „Schützengrabengeschichte“ wieder anfängt. Wenn es flott weiter geht, trägt unsere Arbeit ja auch zur Beendigung des Krieges bei. Wenn wir nur erst einen Gegner besiegt haben, dann werden die anderen auch schon kommen. Und dann gibt's Frieden! Welch herrliches Wort und Welch herrlicher Begriff!

20. Mai 1915.

Nach dem amtlichen Bericht haben sich in den Kämpfen in Galizien die Oldenburger hervor getan. Mir geht es gut, trotzdem wir gestern und heute zwei schwere



Tage hinter uns haben. Wir haben ungefähr 24 Stunden, von gestern nachmittag 3 bis heute mittag 12 ununterbrochen gegen eine sehr starke feindliche Stellung, die zäh verteidigt wurde, gekämpft und schließlich gestürmt. Wieder allerlei Verluste. Während der Kämpfe des gestrigen Tages ein heftiges Gewitter, eine gewaltige Schlachtenstimmung, in das Brüllen der Geschütze und das Knattern der Gewehre das Grollen des Donners, dazu Blitz auf Blitz. Bei der fahlen Beleuchtung und in der Abenddämmerung unheimliche Erscheinungen der Wolkenmassen durch die vor uns brennenden Dörfer und Häuser. Nachmittags schlug ganz in unserer Nähe eine dicke Granate ein, es ging aber alles gut. Heute morgen 3 Uhr ging es weiter vor gegen starkes Feuer. Um ein Viertel vor sieben waren Lt. Suhrkamp und ich mit 14 Mann bloß 500 m vom feindlichen Fort entfernt, erst um halb zehn Uhr kamen die anderen heran. Vorzügliche Wirkung unserer Artillerie, zum ersten Mal den Einschlag eines Motorbatteriegeschützes gehört und gesehen. Durch unsere 14 Leute wurde der Ausgang aus dem Fort mit Feuer bestrichen. Dadurch wurden die Russen am Entweichen gehindert. Gestürmt lagen nachher Tote und Verwundete. Die Russen hatten zum ersten Mal sehr viel Artillerie, sie sind leider in der Nacht zum größten Teil ausgekrazt, aber doch über 1000 Gefangene. Jetzt sind wir in einem der eroberten Forts. Den Leuten ist gerade gesagt, daß im amtlichen Bericht geschrieben werden soll, daß Oldenburger und Hannoveraner sich besonders ausgezeichnet haben. Unser Großherzog kommt wahrscheinlich heute abend zum Regiment, er will wohl seine Anerkennung aussprechen.

30. Mai 1915.

Wir liegen seit einigen Tagen ganz allein als Reserve hinter dem Regiment 88. Einzugreifen brauchten wir noch nicht. Einen Tag hat es geregnet, seit gestern ist wieder das alte Sonnenscheinwetter. Als wenn der Himmel es gut mit uns meint. Wir haben, solange wir hier sind, immer trockenes Wetter gehabt. Ein ganz gewaltiger Vorteil, wir wären sonst wohl nicht so weit gekommen. Was die nächsten Tage uns wohl bringen werden?

17. Juni 1915.

Wir haben in den letzten Tagen verhältnismäßig viel erlebt. Erst haben wir den Übergang über die Lubaczowka erkämpft und sind in diesen letzten fünf Tagen ein ordentliches Stück vorwärts gekommen. Das Interessanteste war jedenfalls das Gefecht bei Dleszyce. Wir haben da etwas erlebt, was in einem modernen Kriege ganz selten vorkommt. Unsere Brigade griff im Laufe des 15. das Städtchen D. und das dabei liegende Dörfchen Borchow an. Der Sturm gelang gut, ohne viel Verluste. Unser Bataillon nahm an einer Straße nach Lubaczow Stellung. Einzelne Teile, etwa 30 Mann, waren mit Teilen vom Regiment . . ., das links von uns war, etwas weiter vorgegangen, ohne daß wir etwas davon wußten. Vor ihnen lag ein Wald, rechts eine tiefe Mulde. Plötzlich tauchten am Waldrand Reiter



auf, die auf sie zu galoppierten. Sie hielten dieselben erst für deutsche Husaren, aber es war ein schrecklicher Irrtum. Als der Reiter immer mehr wurden, und als dieselben im Galopp auf sie schossen, da erkannten sie, daß Russen sie angriffen. Bei der kurzen Entfernung konnten sie nicht mehr viel schießen, und so wurde von dieser kleinen vorgeschobenen Abteilung fast alles niedergeritten. Dann kamen sie aber vor unsere Front. Wir schossen dazwischen, daß nach ganz kurzer Zeit alles sich am Boden wälzte. Es sind nur ein paar von den 200 zurückgekommen. Nach einer Viertelstunde griffen uns die Kosaken von rechts her mit glänzendem Schneid an. Aber auch hier ohne Erfolg. Es kamen nur ledige Pferde durch. In einer kleinen länglichen Straßenmulde und davor habe ich nachher allein 26—30 tote Russen gesehen, auch viele Pferde. Hinter den Kavalleristen standen mehrere Infanterie-Linien, die hinterher sollten, wenn den Kosaken das Durchbrechen geglückt war. Es war ein ganz gewaltiger Anblick, wie die Reiter nach rückwärts von den Pferden schlugen und die Pferde nach vorn zusammenstürzten. Schade um die wirklich tapferen Kerls. Ich war so abgespannt, daß ich nicht sofort schreiben konnte. Haben jetzt vier Nächte fast nicht geschlafen, immer hinter den Russen her. Einmal durch eine vollständig abgebrannte Stadt, Lubaczow. Der abgeschlagene Reiterangriff der Russen auf unser Bataillon war das Großartigste, was ich bisher erlebt habe. So etwas frißt aber Nerven.



Hans Finkewirth

Kaufmann, Sohn des Papierhändlers A. Finkewirth, geboren am 14. April 1894 in Oldenburg, verließ 1906 mit dem Berechtigungsschein für den Einjährig-Freiwilligen Militärdienst die Obersekunda der Oberrealschule seiner Vaterstadt, um seine kaufmännische Lehre im Kohlengeschäft von Carl Meenzen anzutreten. Nach dreijähriger Lehrzeit nahm er eine Stellung als Korrespondent in der Westfälischen Kohlenhandelsgesellschaft in Dortmund an. In dieser Stellung verblieb er mit Ausnahme seiner militärischen Dienstzeit ununterbrochen bis zum Ausbruch des Krieges. Als Offizierstellvertreter wurde er dem Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 16 überwiesen und rückte im August 1914 ins Feld. Nachdem er sich an den Kämpfen bei Namur und Maubeuge beteiligt hatte, ging sein Regiment in Eilmärschen nach Laon. Am 14. September 1914 fand er im Kampf mit den Engländern bei der Zuckerfabrik Cerny den Heldentod. Schwer verwundet trug ihn einer seiner Leute 800 m aus der Feuerlinie. Ein Gruß an seine Eltern war sein letztes Wort. Auf dem Soldatenfriedhof bei Cerny fand er seine letzte Ruhestätte. Er war ein eifriger, begeisterter Soldat. „Gott sei Dank, daß es endlich losgeht,“ telegraphierte er nach seiner Einberufung an die Eltern. Auch im Felde hat ihn die Begeisterung und der Todesmut stets erfüllt. „Trauert nicht, wenn ich falle; denn der Tod im Kampfe ist der schönste,“ schrieb er in seinem letzten Brief.





Hans Finkewirth.



Heinz Freese.



Willy Früstück.



Hans Götting.

Heinz Freese

Kriegsfreiwilliger, geboren am 22. Januar 1897, Sohn des Kaufmanns Georg Freese in Oldenburg, besuchte das Gymnasium und die Oberrealschule seiner Vaterstadt, kam dann auf die Handelsschule in Osnabrück und erlangte hier das Berechtigungszeugnis zum Einjährig-Freiwilligen Militärdienst. Dann trat er in das Baumwoll-Import- und Exportgeschäft der Firma Friedrich Ellmers als Lehrling ein. Kaum hatte er einige Monate gelernt, als der Krieg ausbrach. Sogleich meldete er sich als Kriegsfreiwilliger und zog mit seinen Kameraden vom Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 216 am 13. Oktober ins Feld. Bereits am 4. November 1914 mußte er sein junges Leben dem Vaterlande opfern. Von glühender Begeisterung erfüllt, stürmte er gegen den Feind und erhielt bei de Reppe bei Markem in Flandern einen schweren Kopfschuß.

Willy Früstück

Kaufmann, Sohn des Dampfkesselrevisors E. Früstück in Oldenburg, geboren am 1. Mai 1894, besuchte die Vorschule und die Oberrealschule seiner Vaterstadt und darauf ein Jahr die Noellesche Handelsschule in Osnabrück. Er trat darauf in einem Wollgeschäft en gros in Bremen in die Lehre. Beim Ausbruch des Krieges meldete er sich als Kriegsfreiwilliger bei der Infanterie in Oldenburg und wurde mit seinen beiden Vettern Hans Götting und Heinz Freese der 5. Kompanie des Reserve-Infanterie-Regts. Nr. 216 zugeteilt. Das Regiment rückte am 13. Oktober 1914 von Lockstedt aus ins Feld. Er fand am 23. Oktober 1914 bei einem Sturm auf Birschote in Flandern den Heldentod.

Hans Götting

Studiosus medicinä, Sohn des Hofjuweliers Adolf Götting, geboren am 30. Oktober 1894 in Oldenburg, besuchte das Großherzogliche Gymnasium seiner Vaterstadt, erlangte Ostern 1913 das Zeugnis der Reife und studierte ein Semester in Bonn, zwei Semester in Leipzig. Am 17. August 1914 trat er als Kriegsfreiwilliger beim Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 ein, wurde dem Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 216 überwiesen und zog am 13. Oktober ins Feld. Er fand am 22. Oktober 1914 beim Sturmangriff bei Draaibank den Heldentod.

Peter Hanfen

Postsekretär, Sohn des Lokomotivführers Ludwig Hanfen, geboren am 5. August 1884 in Oldenburg, besuchte die Oberrealschule seiner Vaterstadt und erlangte durch die Versetzung nach Obersekunda die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen Militärdienst. 1902 trat er in den Dienst der Reichspost und bestand am 19. Mai 1906 die Postassistentenprüfung. Vom 1. Oktober 1907 bis dahin 1908 genügte er beim Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 seiner Militärpflicht. Nachdem er am ersten Mobilmachungstage eingezogen war, bestand er noch am 6. August die Postsekretärprüfung. Am 8. August rückte er mit dem III. Bataillon seines Regiments von Oldenburg aus ins Feld und machte den Aufmarsch bis über die Marne mit. Am 6. September 1914 fand er bei le Reclus am Petit Morin in einem Sturmangriff den Heldentod.





Paul Hanken.



Kurt Harberg.

Kurt Harbers

Leutnant der Res. im Feldartillerie-Regiment Nr. 62, Sohn des Kaufmanns Karl Harbers in Oldenburg, am 14. Oktober 1892 in Oldenburg geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt bis 1910 und wurde Kaufmann im Import- und Exportgeschäft von Johann Achelis Söhne in Bremen. Von Michaelis 1912 bis 1913 genügte er seiner Militärpflicht im Ostfriesischen Feldartillerie-Regiment Nr. 62 und wurde nach der ersten Übung im Frühjahr 1914 zum Vize-Wachmeister befördert. Zur weiteren Ausbildung in Fremdsprachen und Transport-Versicherung hatte er sich in Frankfurt a. M. aufgehalten. Eine Auslandsstelle, die er kurz vor Ausbruch des Krieges angenommen hatte, konnte er nicht antreten. Auf seine mehrfachen Gesuche wurde er am 19. September eingezogen und rückte am folgenden Tage ins Feld nach dem Westen vor Reims. Hier wurde er zum Leutnant der Reserve befördert. Er erhielt das Eiserne Kreuz und das Friedrich-August-Kreuz, rückte Ende April 1915 mit seinem Regiment nach Galizien und nahm an dem Siegeszug der Heeresgruppe des Feldmarschalls v. Mackensen teil. Am 23. Juli wurde er mit drei anderen Offizieren der Artillerie zum Infanterie-Regiment Nr. 91 kommandiert und zum Kompagnieführer ernannt. Er fiel am 31. Juli bei Zalesze östlich von Lublin. Durch seine persönliche Tapferkeit gelang es ihm, beim Sturmangriff seine Kompagnie auf die starke feindliche Stellung vorzureißen, indem er weit vorausstürmte, und so wesentlich zum Siege in diesem Gefecht beizutragen. Als erster drang er in den Schützengraben ein, da erteilte ihn das tödliche Geschöß. Durch sein freundliches, offenherziges Wesen und sein schneidiges Draufgehen hatte er sich die Liebe und Hochschätzung seiner Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen erworben.

Feldpostbrief.

(Rußland), 24. Juli 1915.

Wir stehen jetzt vor Piaski, ca. 25 km südöstlich Lublin; die Russen haben sich wieder mal festgesetzt, wie schon so oft. Raum sind sie aus einer Stellung herausgeworfen, so sitzen sie schon wieder in der nächsten vorbereiteten Stellung und leisten hartnäckigen Widerstand. Daß sie am Ende ihrer Kräfte sind, wie man so oft in den Zeitungen liest, davon merkt man hier nicht viel; jedenfalls an Menschenmaterial scheint es vorläufig noch nicht zu mangeln, auch sehen die Gefangenen im allgemeinen gut aus; die Ausrüstung ist tadellos. Dagegen haben sie nicht viel Artillerie und ziehen deshalb diese sehr frühzeitig zurück, so daß in den letzten Wochen gar keine Geschütze erbeutet werden konnten. Gestern morgen hatten sich die Russen, die hier verzweifelte Angriffsversuche machen, vorübergehend



in den Besitz der Haubitzen-Abteilung F.-U. 26 gesetzt, konnten sich jedoch nur kurze Zeit des Besitzes erfreuen; Pioniere haben sie ihnen schleunigst wieder abgenommen. Im übrigen sind hier alle Angriffe der Russen meist schon durch die Artillerie abgeschlagen. Die Bahn geht nur bis Belzec (bei Rawaruská), zudem ist sie ab Jaroslau eingleisig. Post kommt auch unregelmäßig, meist alle drei Tage. Seit gestern bin ich zur Infanterie übergetreten und bin stolz, die 7. Kompagnie führen zu dürfen. Ich freue mich zu den 9lern gekommen zu sein, dem ersten und schneidigsten Regiment des Korps. Euch allen herzliche Grüße!





Erich Harms.



Erich Harms

Sohn des Kaufmanns Harms, Entel des Professors Harms, geboren am 29. Dezember 1887 zu Didsbury bei Manchester. Als der Vater in Forest Hill bei London im April 1895 gestorben war, zog die Mutter mit den Kindern im Herbst desselben Jahres nach Magdeburg und von dort im Herbst 1897 nach Oldenburg. Erich war der älteste Sohn und wurde wie seine drei Brüder eingebürgert. Er besuchte zuerst eine englische Privatschule in Forest Hill, dann in Magdeburg eine Vorbereitungsschule und in Oldenburg die Vorschule, das Gymnasium und die Oberrealschule, hier erlangte er Ostern 1908 das Zeugnis der Reife. Er studierte in Göttingen und Halle anfangs neuere Sprachen, dann Naturwissenschaften und war seit Ostern 1914 an einer Privatschule in Werther in Westfalen tätig, um sich gleichzeitig auf die Oberlehrerprüfung vorzubereiten, als der Krieg ausbrach und alle vier Brüder, die gerade zu Hause waren, zum Eintritt in das Heer begeisterte. Erst am 22. August gelang es ihm nach mehreren vergeblichen Versuchen, beim Infanterie-Regiment Nr. 79, das in Oldenburg aufgestellt wurde, als Kriegsfreiwilliger anzukommen. Er wurde später dem Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 und im Felde dem Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 74 überwiesen. Am 4. Oktober abends rückten sie von Oldenburg aus ins Feld, die Fahrt ging über Osnabrück, Maubeuge, Laon, Evergnicourt hinter die Gefechtslinie bis Berru vor Reims. Am 13. November rückte das Regiment von hier ab und wurde in die Nähe von Ypern verlegt. Am 17. November befand sich Erich Harms im Kampf gegen die Engländer auf einer Gefechtspatrouille und zeichnete sich dabei wie immer durch sein tapferes Verhalten aus. In dem sehr waldigen und mit Büschen besetzten Gelände traf ihn nordwestlich von Klein-Zillebefe die tödliche Kugel. Ein Kamerad schrieb später an die Mutter: „Er hat sich immer freiwillig zu Patrouillengängen gemeldet; einmal ging er bei Cernay vor Reims mutterseelen allein vor und schnitt mit einer Schere den französischen Drahtverhau entzwei; als er dies glücklich durchgeführt hatte, kehrte er wohlgemut zur Kompagnie zurück. Dabei stand ihm als schönes Ziel das Eiserne Kreuz vor Augen, um damit seiner Mutter und seinen Geschwistern eine Freude zu bereiten.“

Feldpostbriefe.

Evergnicourt, 15. Oktober 1914.

Liebe Mutter! Wir sind direkt hinter der Gefechtslinie und werden noch 13 km laufen bis zu unserem Truppenteil. Fesselballon, dann auch mehrere Flieger gesichtet. Kanonade Tag und Nacht. Gestern nachmittag trafen wir unsern Großherzog im offenen Auto. Er sah sehr wohl aus. Herzlichen Gruß. Erich.

3*



18. Oktober 1914.

Wir sind den 74ern zugeteilt. Sehr müde angekommen, ich habe aber durchgehalten. Reims ist in Feindeshand. Wir liegen im Artilleriefuerbereich, vor uns die Schützengräben, in die wir morgen oder Montag einrücken werden. Die Gegner sind Zuaven. Wir haben den Vorstoß einer französischen Durchbrucharmee aufzuhalten, unsere Flügel werden unterdes hoffentlich tüchtig weiterschwenken.

1. November 14.

Ich liege bei unserm Quartier, denn heute ist Ruhetag, in der Sonne, faulenze aber nicht, denn Ruhetag heißt beim Militär im Krieg Kleinarbeit tun: Anzug bürsten und nachsehen, Knöpfe annähen, Mantel klopfen, Gewehr und Seitengewehr reinigen von all dem Dreck und Rost, den man vom Vorposten und aus den Schützengräben mitbringt. Dann gibts Appell mit den gereinigten Sachen. Es ist so schön, daß man fast nicht glaubt im Krieg zu sein, wenn nicht dumpf aus der Ferne ab und an aufklingender Kanonendonner und die Holzkreuze mit den Namen gefallener Kameraden jenseit der Straße an den Ernst der Zeit gebieterisch mahnten.

3. November 14.

Gestern abend war ein selten schönes Abendrot, drei deutsche und zwei französische Flieger zogen ihre Kreise, und wir warfen ab und an von der Schanzarbeit einen Blick zum Firmament, das vom lichtesten Rosa bis tiefstem Purpur, Violett und Graublau leuchtete. Am Tage ruhte altgoldene Sonne wie auf manchen Rembrandtbildern auf der wenig belaubten Landschaft.

Güterwagen, 13. November 14.

Der Soldat denkt, und die Heeresleitung lenkt. Sie schreckte uns gestern aus der schönen Ruhe des Ruhetages, die gerade in den Betten angetreten werden sollte, zu einem Eilnachtsmarsch zur Bahn auf, und nun fahren wir seit heute früh durch Frankreich. Ich habe in der Nacht mächtig gefroren.

Die letzte Mitteilung ist vom 15. November: Vorläufig dürft Ihr nichts mehr an mich abschicken, da mich nichts erreichen kann. Die alte Adresse ist falsch, und eine neue bekommen wir erst später, nachgeschickt kann aber nichts werden.



Karl Hoffmann.



Karl Hoffmann

Oberlehrer, Leutnant der Reserve, geboren am 30. Januar 1887 zu Züllichau, verließ das dortige Königliche Paedagogium Ostern 1906 mit dem Zeugnis der Reife und studierte in Halle, Straßburg und Berlin Mathematik und Naturwissenschaften. Er bestand in seinem siebenten Semester die Staatsprüfung, machte im neunten den Doctor cum laude, ging nach Görlitz und dann nach Schweidnitz und widmete sich seit Michaelis 1911 treu und gewissenhaft der Jugenderziehung an der Oberrealschule zu Oldenburg. Nach Ausbruch des Krieges trat er voll höchster Begeisterung Anfang September als Kriegsfreiwilliger ein. Im Winter war er zwei Monate im Westen, wurde dann zu einem Offizierskursus zurückgeschickt und am 22. März 1915 zum Leutnant befördert. Am 2. Juni kam er ins Feld nach Rußland und fand bei Izdebnö als Führer der 5. Kompagnie des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91 den Heldentod. Trotz der schweren Verwundung durch Arm- und Brustschuß hat er noch eine Stunde lang die Kompagnie geführt. Am Abend des 17. Juli, 12 Stunden nach seiner Verwundung, ist er sanft entschlafen und am nächsten Morgen zur letzten Ruhe bestattet worden. Wenige Tage vor seinem Tode war ihm das Friedrich-August-Kreuz verliehen. Zum Eisernen Kreuz war er eingereicht.

Feldpostbriefe.

17. Juni 1915.

Was soll ich schreiben? Von Gefechten, vom Marschieren und Laufen? Das Laufen können wir jetzt gut, bei Tag und bei Nacht, durch zerstörte, vollständig verbrannte Dörfer und Städte und durch heilgebliebene Ortschaften. Der Russe kneift wieder aus. Am 13. und 15. hatten wir ihn vor der Klinge, immer ging dann durch bis zum 13. resp. 16. früh. Verluste bei mir sehr gering. Am 15. abends hatten wir Gelegenheit, das seltene Trauerspiel eines Kosakenangriffs vor meiner Front zu erleben. Ich konnte flankieren, von 155 Kosaken kamen nur die drei Offiziere, die rechtzeitig auskniffen, zurück. Gefroren habe ich manche Nacht tüchtig, es ging ja viel durch Flüsse und Bäche. Wäschewechsel, Stiefelwechsel vorläufig nicht möglich, da wir nur aus dem Tornister leben. Aber es geht alles sehr gut. Ich fühle mich trefflich.

21. Juni 15.

Die Nacht schlief ich, das erste Mal in Galizien, auf Stroh in einem kleinen Wäldchen. Das ist doch besser, als wenn man sich auf die bloße Erde packt oder sich ein Löchlein gräbt, um vor Wind und anderen Unannehmlichkeiten geschützt zu sein. Gestern sind wir nur marschiert, Russen habe ich in Massen gesehen, alles entfloß mit einer Geschwindigkeit, die achtungswert war. Ich hatte mit meinem



Zuge eine Spitze besetzt, wohin nach etlicher Zeit sogar die Artilleriebeobachtung vorkam — sie waren sehr stolz, soweit sich zu exponieren — und konnte nun durch sechs Stunden in einem Umkreis von ca. 3—4 km Abmarsch der Russen, unsere Angriffe, das Dazwischenschießen der Artillerie beobachten. Es war ein herrliches Schauspiel. Der Russe kann nicht mehr standhalten. Gestern gab er uns gerade gegenüber Stellungen auf, die unglaublich fest waren, Draht, Draht, etagenförmige Schützengräben und ein glänzendes Schußfeld: aber sie liefen!

26. Juni 15.

Wir liegen wieder mal im Walde, haben uns eingebuddelt, um gegen Artilleriefeuer geschützt zu sein, und warten der Dinge, die da kommen sollen. Immer dasselbe: wir gehen vor, der Russe muß zurück, nur die Begleitumstände sind immer verschieden. Gestern z. B. hatten wir am Nachmittag, als wir uns auch so schön eingebuddelt hatten, ein so mächtiges Gewitter mit Hagel und Regenguß, daß unsere Unterstände großen Badewannen glichen. Wir mußten natürlich weg. Der Hagelschlag war so bedeutend, daß ich mich nicht wunderte, daß massenhaft Russen ankamen und um trockenes Quartier baten. Es schien ihnen doch gemüthlicher bei uns zu sein. Mein Zug ging nachts noch in eine andere Stellung im Walde; sehr feucht, dazu regnete es etwas. Wir waren trotz Gummimantel bis auf die Haut naß, und so wurde die Nacht verbracht. Nach zwei Uhr morgens wars besser, und seit zwei Stunden — es ist jetzt 9 Uhr durch — scheint die Sonne. Unsere Sachen haben wir auf einer daneben liegenden Wiese zum Trocknen ausgebreitet, es ist eine Lust zu sehen, wie normal die dunkelnassen Farben werden. Aber es ist begründete Aussicht, daß wir im Lauf des Tages wieder vollständig trocken werden. Ein Kompagnieführer unseres Bataillons hat ein tragisches Ende gefunden. Schon mehrere Male war der Bursche neben ihm getroffen worden. Er sagte mir neulich noch, er wisse nicht, was werden solle, wenn das noch einmal passiere. Gestern wills das Unglück, und der Kompagnieführer bekommt sofort, als er es bemerkt, Herzschlag. Ein prächtiger Mensch ist uns verloren gegangen.

30. Juni 1915.

Auf meiner Karte von Galizien habe ich den bisherigen Weg eingezeichnet. Wenn man mit dem Entfernungsmesser die Strecke durchmißt, kommt eine ganze Menge Kilometer heraus. Gestern z. B. sind wir wahnsinnig gelaufen. Wir waren nämlich nach dem letzten Gefecht Armeereserve geworden, und unsere Kompagnie wurde dann plötzlich vorgezogen zur Bedeckung der schweren Artillerie. Früh um vier gings los, um zehn waren wir da. Eine blödsinnige Hitze und ein Sand, furchtbar wars. Dann nach einer halben Stunde weiter und mit insgesamt höchstens drei Stunden Ruhe — wo man vor Übermüdung nicht schlafen konnte — weiter bis früh um vier. Um neun weiter. Es sind verhältnismäßig viele zusammen-



geklappt. Man hatte endlich ein Einsehen, und so liegt unsere Kompagnie seit drei Stunden auf einer Höhe, wo etwas Wind geht. Mir selbst geht's gut, nur hätte ich auch nicht mehr lange mitgemacht. Auch meinen Leuten habe ich gesagt: niemand soll bis zur letzten Kraft laufen, sich lieber vorher hinlegen. Es ist manchmal eine Kalamität mit dem Wasser. Man soll es nicht trinken, aber der Kaffee reicht nicht aus. Die Feldtüchen können ja nicht soviel liefern. Aber schließlich: wenn man die Russen mit den Beinen besiegen kann, so ist das besser, als wenn man Leute opfert. Wir sind jetzt schon tüchtig drin in Rußland. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß hier viel mehr Ordnung herrscht, viel mehr Sauberkeit als in dem österreichischen Galizien. Gestern brannte wieder viel, zwei Städte waren total abgebrannt, da sah man nur noch die Feueressen stehen, sonst nichts. Man kann sich das gar nicht vorstellen, wenn man es nicht gesehen hat. Auch marschierten wir in der Nacht durch einen brennenden Wald. Ein schauerlich-schöner Anblick. Die Bewohner sind größtenteils geflohen, kommen aber schon wieder zurück, da sie offenbar merken, daß ihnen nichts geschieht. Selbst Hühner und Gänse laufen noch massenhaft ungerupft umher. Schweine gibts massenhaft. Leider sind die Bestien so fett, daß man das Küchenessen vor Fett kaum genießen kann. Bei der Hitze ist's ja am besten, möglichst fettfreie Nahrung zu genießen. In Rezek, wo wir vorgestern abend lagen, bevor wir vorgezogen wurden, konnte ich auf drei Minuten mein Gepäck erwischen. Es war das erstemal, und schon hieß es: fertig machen! Also schnell etwas Wäsche, Konserven, Schokolade, und dann los. Ich habe mich selten so gefreut über die frische Wäsche und hab' sie freundlich angeblickt. Man wird ja so anspruchslos, so unendlich bescheiden. Wenn man abends ein trockenes Plätzchen hat, wo man sich hin „haut“, ist man glücklich. Der Sternenhimmel über uns, die Zeltbahn um die Beine, dann noch freundliche Gedanken, die nach Oldenburg wandern, und schon ist man eingeschlafen. Wenn es hell wird, ist man wach, meistens geht's dann auch gleich weiter. Aber alles bekommt mir gut, ich laufe sogar rasiert in der Weltgeschichte herum und erfreue mich manchmal sauberer Hände. Auf Stroh schlafe ich nicht, weil das Zeug meist verlaust ist. Und ich möchte mich so lange wie möglich frei halten.

3. Juli 1915.

Gestern abend gab es endlich wieder einmal Post, langerwartete Nachricht. Wir sind in den letzten Tagen gut vorangekommen und haben sehr große Erfolge gehabt. Es ging vorgestern und gestern heiß her. Dazu brannte die Sonne, und nirgends gabs was zu trinken. Es geht aber trotzdem, und wenn abends die Feldtüche kommt, dann lasse ich mir ordentlich Kaffee besorgen, so daß ich's gut aushalten kann. Jetzt sind auch Wasserwagen angeschafft, die den Truppen täglich abgekochtes Wasser heranbringen. Eine sehr vernünftige Einrichtung, deren wir uns heut zum erstenmal erfreuen werden. Hoffentlich wird's nicht so mit dem



Wasser wie mit dem Wein, von dem uns pro Mann täglich ein Viertel Liter versprochen war, der aber nur zweimal überkam. Ich habe auch versucht, ein wenig Kognak zu kaufen, es ist aber völlig unmöglich. Seit dem 1. Juli abends 10 Uhr bin ich (natürlich nur zur Vertretung) Kompagnieführer geworden. Ich habe immer solch sicheres ruhiges Gefühl, wenn wir ins Gefecht gehen, eine zuversichtliche Gewißheit, die nicht zuschanden werden läßt. Vor allem bin ich brenzlich vorsichtig. Gestern das große Glück! Sonst habe ich immer ein Gewehr in der Hand, gestern hänge ich es zufällig um, weil ich einen Spaten ergreife, schon gehen zwei Kugeln durch das Holz am Gewehr, werden durch die Stahlteile abgelenkt, machen mir nichts. Dann hat man noch meine Kartentasche mit Karten und Briefsachen ruiniert, sie war gut voll, und meine schöne gute neue Helmspitze. Ich wollte nur erzählen, wieviel Platz neben mir immer noch ist. Und so wirds auch weiter sein. Die Russen müssen uns hier ganz neue Kräfte entgegengesetzt haben. Wir hatten eine fabelhafte Übermacht gehabt. Ihre Stellungen haben wir tadellos unter famoser, ganz prächtiger Artilleriemitwirkung gestürmt. Es war ein Genuß, wenn man sich militärisch so ausdrücken darf, die schwere Artillerie arbeiten zu sehen. Die Russen waren so platt nachher, daß wir plötzlich nach dem Artillerieschießen vor den blödsinnig festen Drahtverhauen standen, daß sie uns ruhig mit der Drahtschere arbeiten ließen und uns entgegenkamen.

6. Juli 1915.

Vorgestern war ein russischer Funktspruch aufgefangen des Inhalts, daß die vor uns liegende Stellung unbedingt gehalten werden müsse, da keine Reserven dahinter ständen. Wir kamen natürlich durch. Denn wenn unsere Leute zupacken, dann gibts keinen Widerstand. Meine Kompagnie war gut in Roggenfeldern versteckt und konnte von der Artillerie nicht gefunden werden. Ich schickte mehrere Meldungen mit Karten, aber unser ganzes Geld für Artilleriemunition war vergeblich aufgewandt, alles ging zu weit. Da haben wir sie allein mit Infanteriewirkung so zugedeckt, daß kein Halten mehr war. Wir kamen den Russen nicht nach, beim besten Willen nicht. In den nächsten Tagen, vielleicht schon heute, wird man mich übrigens auch dekorieren. Wofür? Das weiß man ja nicht anzugeben. Wir haben schwere Arbeit geleistet, und ich weiß, daß ich meine Leute ruhig und sicher immer gut herangeführt habe. Aber das ist ja unsere Pflicht. Dazu sind wir eben da.

Vorwerk Adamowko, 8. Juli 15.

Wir haben glücklicherweise noch immer Ruhe. Eine Folge der anstrengenden ersten Julitage. Da sind wir nämlich so tüchtig vorgekommen, daß wir nun warten müssen, bis man rechts und auch links nachkommt, damit keine unregelmäßige Front entsteht. Es ist ein wirklicher Genuß, wie genau und sauber gearbeitet wird. In dieser wunderbar feinen Arbeit, dieser prächtigen Organisation,



diesem glänzenden Zusammenhalt liegt auch ein Unterpfeiler für weitere Erfolge. Hoffentlich bekommen wir bald ordentlich Ersatz. Denn mancher tüchtige Kerl ist gefallen. Im Juli fielen meine Nachbarn rechts und links, nach meiner Auffassung durch eigene Unvorsichtigkeit. Denn es tat nicht not, zumal ich es den Leuten besonders verboten hatte, kniend zu schießen, wenn man liegend hinter schnell aufgeworfener Deckung mit demselben Erfolg schießen kann. An diesen Tagen hatte ich auch so häufig das Glück, insgesamt achtmal, daß Kugeln in Ausrüstungsgegenständen von mir aufgehalten wurden. Ich hoffe zuversichtlich, daß es auch weiter gut gehen wird. Die Ruhetage wirken Wunder; sobald man wiedermal gründlich ausgeschlafen hat, fühlt man sich ein anderer Mensch. Dann die günstige Gelegenheit, sich mal Kartoffeln — neue! — kochen zu lassen, eine Konserve dazu, außerdem bekamen wir gestern wieder mal Wein! Da kann man sich schon wieder erholen.

12. Juli 1915.

Vorhin saß ich gemütlich auf dem kleinen Bänkchen vor meinem Unterstand — worauf ich jetzt auch schreibe — da fielen mir unsere Leute ein, wie sie beim Sturm sind:

Der Sturm fängt an!	Ob er sich wehrt und ob er steht,
Ein Vorwärtsdrängen, Vorwärtspringen!	Ist keines braven Manns Gedanken,
Zum Feind: strebt ein jeder Mann.	Er weiß nur eines: vorwärts geht
Ob er sich wehrt: es muß gelingen!	Der Deutsche, niemals wird er wanken.

Wenn mancher in die Erde biß
Und mit dem Tode hat gerungen,
Wir hielten nicht, bevor es hieß:
„Die Stellung unser! Es ist gelungen!“

Ob Flankenfeuer von rechts oder links, ob auch, wie wir's manchmal hatten, von hinten Kugeln kamen: alles ging vorwärts, und der Gegner mußte weichen, soweit er nicht vorzog, die Hände hoch zu halten.



Heinz Suchting

Kaufmann, jüngster Sohn des im Oktober 1913 verstorbenen Amtshauptmanns Geh. Regierungsrat Suchting, Enkel des Ziegeleibesizers A. Lauw in Bockhorn, geboren zu Elsfleth am 21. Februar 1893, besuchte zunächst die Schule in Elsfleth und von 1907 bis 1910 das Gymnasium in Oldenburg und machte dann in Bremen als Kaufmann seine Lehrzeit durch. Im Sommer 1913 war er einige Monate in England, um darauf nach Indien zu gehen, wo er in eine deutsche Reisefirma eintrat. Im Sommer 1914 erkrankte er dort schwer und wurde zu mehrwöchiger Kur nach Deutschland geschickt. Im Oktober sollte er nach Rangoon zurückkehren. Es kam anders. In Partenkirchen überraschte ihn die Mobilmachung, und er eilte nach Hause, um sich wie seine Brüder Werner und Enno als Kriegsfreiwilliger zu stellen. Zu seinem Kummer wurde er nirgends genommen. Erst als er sich gründlich erholt hatte, stellte ihn das Oldenburgische Dragoner-Regiment Nr. 19 als Kriegsfreiwilligen ein. Nach längerer Ausbildungszeit rückte er am Himmelfahrtstage, am 13. Mai 1915 ins Feld. Sein Regiment lag an der Rawka in fester Stellung. Erst in den letzten Julitagen kam die ersehnte Bewegung, als die Stellung der Russen diesseit der Weichsel unhaltbar wurde. Mit 18 Kameraden wurde er zu einer Aufklärungsabteilung der Armee Woyrsch kommandiert, die den eilig zurückgehenden Russen über die Weichsel und bis zum Bug auf den Fersen folgte. Die 19. Dragoner kamen von dort an den Narew, lagen hier wieder einige Zeit im Schützengraben und wurden dann mit der Bahn durch Ostpreußen weiter nach Norden dirigiert, wo nach dem Fall von Kowno ein starkes Kavalleriekorps das Vorgehen der gegen Wilna operierenden Armee begleiten sollte. Nur drei Tage dieses frisch fröhlichen Vormarsches hat er erlebt. In der Frühe des 11. September ist er in der Nähe von Uzjany in Litauen auf einem Patrouillenritt gefallen.

Rittmeister v. Hirsch schrieb an die Mutter: „In aufrichtigster Teilnahme muß ich Ihnen leider mitteilen, daß Ihr Sohn, der Befreite Heinz Suchting, am 11. 9. auf Patrouille den Heldentod fürs Vaterland durch Herzschuß gefunden hat, ein bescheidener, lieber Kamerad, tapfer und pflichtgetreu, der heute zum Unteroffizier befördert werden sollte.“ Unteroffizier Borchers berichtete: „Morgens 3 Uhr erhielt ich den Auftrag, eine Patrouille vom Dorfe Gimischki über Ponewesh auf Katschuny zu reiten. Mit noch 8 anderen Reitern, darunter Ihr Sohn, brachen wir auf. Noch bei Dunkelheit und sehr starkem Nebelwetter erreichten wir um 4 Uhr den Ort Ponewesh. Am Abend war das Dorf als frei gemeldet. Auch jetzt bemerkten wir nichts vom Feinde, ritten aber sehr vorsichtig in das Dorf hinein. Die Spitze meiner Patrouille, Ihr Sohn mit noch einem anderen Kameraden, standen plötzlich vor einem feindlichen Posten, dessen Stärke beide Reiter bei dem





Heinz Suchting.



dichten Nebel nicht erkennen konnten. Wir anderen folgten dicht hinter der Spitze. Der Posten gab nun ein starkes Feuer auf uns ab, so daß wir uns zurückziehen mußten. Zu meinem größten Schmerz mußte ich nun sehen, wie Ihr Sohn, von einer Kugel getroffen, vom Pferde fiel. Ihm Hilfe zu leisten, war unmöglich, da ich bei dem starken feindlichen Feuer meine übrigen Reiter in Sicherheit bringen mußte. Leutnant Heinze hat mit einer Patrouille Ihren Sohn am Nordausgange des Dorfes gefunden und dort begraben.“

Mit Unterstützung Anteil nehmender Ortsbewohner hat Werner Suchting nachher das Grab des Bruders instand gesetzt und mit Tannengrün bedeckt.

Feldpostbriefe.

Rußland. Im Quartier, 15. Juni 15.

Meine liebe, herzensgute Mutter! Mit den Worten „Suchting, 5 Pakete!“ wurde ich eben von meinem Unteroffizier im Schlaf geweckt, und so liege ich nun mit meinen zerquetschten Gliedern (!) mitten in einem Haufen von Liebesgaben. Hab' innigen Dank für alles! Nun will ich Dir auch von meinen Erlebnissen im Graben erzählen. Schon der Weg dahin war interessant und auch lehrreich. Wir ritten gegen 6 Uhr aus dem Quartier weg. Unterwegs stießen wir mit den Schützen der anderen Schwadronen zusammen, und gemeinsam ging's der Front zu. Es war ein furchtbarer Staub, und dieser Umstand wurde uns beinahe zum Verhängnis. Wir waren nicht mehr weit von unserem Ziel entfernt, als plötzlich in unserer Nähe, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, ein Schrapnell platzte, dem bald andere folgten. Der Russe muß die große Staubwolke gesehen haben, sonst war es nicht möglich; ein Flieger hat uns diesmal nicht überflogen. Um nun keinen weiteren Staub zu machen, wurde gehalten, und die einzelnen Schwadronen nahmen großen Abstand voneinander, um bei einem etwaigen Volltreffer größere Verluste zu vermeiden. Wir hielten 1¼ Stunde, und es passierte auch weiter nichts. Wir kamen schließlich heil in den Schützengraben hinein. Es wurde schon seit längerer Zeit von einem Angriff bei Skierniewice gesprochen, und uns in unserer Stellung zwischen Skierniewice und Rawa sollte, was wir alle annahmen, die Aufgabe zufallen, die uns gegenüberliegenden Truppen in ihren Gräben festzuhalten, damit sie nicht zur Verstärkung nach Skierniewice fortgezogen wurden. Wir mußten nun andauernd schießen, natürlich nur auf die Gräben; die Russen zeigten sich nicht. Unsere Artillerie schoß auch ganz mächtig; es hört sich wunderbar an, wenn die dicken Brummer über einen wegfausen. Das Ganze sollte natürlich aussehen, wie die Vorbereitung zu einem Angriff von unserer Stellung aus. Geschossen haben wir, was nur eben aus dem Karabiner herauswollte; die ganze Flinte war bald so heiß, daß man vorsichtig sein mußte, um sich nicht zu verbrennen. Es wurde natürlich öfter Pause gemacht. — Nebenbei bemerkt, die kandierten Früchte schmecken großartig, sie schmecken direkt nach mehr. — Wir hatten, um mit der



Erzählung fortzufahren, natürlich auch unsern Spaß an der Knallerei. Ob wir damit viel Erfolg gehabt haben, bezweifeln manche; die russischen Gräben schienen doch bedeutend weniger besetzt zu sein. Jedenfalls waren wir aber indirekt daran beteiligt, daß nach langer Zeit nun mal wieder im amtlichen Bericht vom 12. Juni*) die Kämpfe an der Rawka erwähnt wurden. Eine große Frechheit haben sich die Russen mal abends geleistet. Es war gegen 1/2 11 Uhr, als plötzlich eine rasende Schießerei anfang, und dann hörten wir sie auch schon furchtbar: Urrääh, Urrääh, Urrääh schreien. Wie wir nachher erfuhren, hatten sie mit ca. 50 Mann einen regelrechten Sturmangriff auf die Vorposten gemacht. Unter dem Schuß von abgebrochenen Zweigen hatten sie die Rawka überschritten und dann mit Handgranaten um sich geworfen. — Auch in unserer Gegend (Quartier) ist schon viel gekämpft worden. Man kann noch manche Schützengräben sehen, und überall sind große Granatlöcher. Ein Haus links von unserm Hof ist abgebrannt. Eine Seite von unserer Scheune ist direkt durchsiebt. Unsere Kornkammer ist reichlich mit Luftlöchern versehen. Für heute will ich schließen.

Mit den innigsten Grüßen Dein treuer Sohn Heinz.

Rußland, 25. Juni 1915.

Meine liebe, liebe Mutter! Ich habe, glaube ich, 3 Tage nicht geschrieben; da wird es jetzt wieder höchste Zeit. Augenblicklich, 10 Uhr abends, hält unsere Schwadron am Dorfrand ein Scharfschießen ab. Die polnischen Bauern glaubten schon, die Russen kämen wieder, und kriegten es furchtbar mit der Angst. Nun will ich noch kurz Deinen lieben Brief beantworten. Zunächst nochmal mein Sturz. Es kommt mir jetzt selbst sehr wunderbar vor, daß ich so glücklich dabei weggekommen bin. Meine Kameraden sagten mir auch, sie hätten mindestens geglaubt, daß ich um ein Bein ärmer gewesen wäre, als sie mich unter dem Gaul wegzogen. Es war übrigens nicht mein „Paul“, der mir das Leid antat! Du meinst, liebe Mutter, daß freundliche Menschen mich behandeln. Das kann man im Kriege nicht verlangen und besonders nicht als Kavallerist; da kommen zuerst die Pferde, die dürfen sagen, wir wollen von freundlichen Menschen behandelt werden. Diesen Wunsch sprach besonders lebhaft mein Paul aus; er hatte Sattel-druck, was vorsichtig behandelt werden muß. Da hatte ich denn einige Tage nichts anderes zu tun, als kalte Umschläge zu machen. War ich damit bei mir selbst fertig, so mußte ich mich erheben und Paul kühlen. Demnächst werden wir nun wohl beide dankbaren Herzens, daß wir wieder geheilt sind, zum Schützengraben wandern. — Hier gibts was zu ernten! An der Front, direkt hinter unserem Graben, liegen noch große Haufen alten ungedroschenen Roggens, und rund herum wächst schon der neue! Im Unterstand hatten wir eine Zeitlang auch Roggen

*) An der Rawka halbwegs Bolimow-Sochaczew brachen wir in die feindliche Stellung ein. Bis jetzt wurden 500 Russen gefangen.



als Unterlage; den holten wir uns nachts von den Haufen weg. In der Nähe waren auch noch riesige Kartoffellager, denen ich eines Abends auch mal einen Besuch abgestattet habe.

Sonnabend, 17. Juli 1915.

Sonntag morgen erfuhren wir, daß es wirklich weiter gehen sollte; um 10 Uhr sollte die Schwadron aufmarschiert sein. Gegen 8 Uhr wanderte ich noch mal zum Revier. Der Wachtmeister hatte mir gesagt, ich sollte mit einigen kranken Pferden zurückbleiben und eventuell später der Schwadron folgen. Das paßte mir aber gar nicht, und ich bat deshalb den Arzt, er sollte mich doch mitreisen lassen. Mein Wunsch wurde mir erfüllt, und zwar sollte ich, wie das früher schon öfter angeordnet war, der Schwadron mit der Bagage folgen. Meinen Paul mußte sonst jemand mitschleifen. Ich selbst nahm auf dem großen Wagen Platz. Gegen 11 Uhr setzte sich die ganze Schwadron in Bewegung. Von den Bagagewagen war unser der erste. Es war ein eigenartiges Gefährt. Der mächtig schwere Wagen, einst in Frankreich requiriert, wurde von 4 dicken Belgiern (natürlich auch geschnappt) gezogen. Nur unter Aufwendung aller ihrer Kräfte gelang es „Hindenburg“, „Roon“, „Moltke“ und „Blücher“ — so hießen die unglaublich dicken Pferde — den Wagen fortzubewegen. Die Führung lag in den Händen des Befreiten Dwehus, jenes Jünglings, der mir vor einiger Zeit die Grüße vom lieben Enno überbrachte. Die Reise ging über Skierniewice. Am ersten Tag legten wir 20 km zurück. In einem etwas reineren Dorf wie Reczal bezogen wir Quartier. Die Fahrt nach Lowitsch war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Unglücklicherweise erwischten wir einen falschen Weg, der derartig sandig war, daß wir in der Stunde höchstens 1—2 km weiterkamen. Die Räder mußten alle zwei Meter freigeschaufelt werden. Die vier „Feldherren“ taten ihr Möglichstes. Hindenburg riß dreimal das Tau durch! Da wir sahen, daß ein Durchkommen unmöglich war und noch dazu Hindenburg unsern ganzen Vorrat an Geschirr aufbrauchte, so mußte einer zurückreiten und Verstärkung von der Schwadron heranholen. Zwei weitere Pferde genügten eben, um den Karren wieder flott zu machen. Wir blieben aber auch mit den 6 Pferden noch verschiedene Male stecken. Die Schwadron war inzwischen an uns vorbeigetrabt. Gegen 10 Uhr kamen wir in Lowitsch an. Unsere Weiterfahrt verlief ganz gut. Die Straße war so, daß wir verschiedene Male antraben konnten. Kurz vor unserm Ziel hatten wir noch einige Schwierigkeiten zu überstehen. Es war inzwischen dunkel geworden, und wir gerieten mit dem schweren Wagen fast in einen Graben. Glücklicherweise fuhr sich der Wagen in der Böschung fest. Ein anderes Mal, als wir einen Abhang hinunter fuhren, wurde nicht rechtzeitig gebremst, und Hindenburg mit seinem Stabe waren arg gefährdet, unter die Räder zu kommen. Die Schwadron hatte auf einem großen Gut Quartier bezogen, wo wir nachts um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr ankamen. Ich aß dann noch eine riesige Portion Graupen mit Pflaumen, bevor ich mich im Stall zum Schlafen

legte. Wir hatten bis zu unserm Ziel noch 5–8 km zu reiten; da die Bagage auf dem Gut einstweilen blieb, bestieg ich auch mein Pferd; nachher freute ich mich; es war ein köstlicher Ritt in der Frühe durch den Wald. Jetzt liegen wir in einem deutschen Dorf. Wir hoffen alle, daß wir hier einige Zeit bleiben, da wir uns so riesig wohl in unserm neuen Quartier fühlen. Vor uns waren die Lüneburger „Kanarienvögel“ zehn Tage hier und vor ihnen ein Jägerregiment zu Pferde zehn Wochen. So lange werden wir wohl kaum bleiben. Die Russen scheinen sich zurückziehen zu wollen; seit vorgestern brennen sie ihre eigenen Dörfer eins nach dem andern nieder. Gestern brannten mindestens 20–30 Häuser ab, und heute ist wieder der ganze Himmel rot gefärbt. Es ist einfach schrecklich! Wir sagen uns immer wieder, das können keine Menschen sein, die so etwas machen.

Russisch Polen, 23. Juli 1915.

Wir haben jetzt den schönsten Bewegungskrieg, die Russen fluten gegen Warschau und ihre Weichsel-Befestigungen zurück. Wieviel interessanter ist das Leben jetzt als vor einigen Wochen! Im Schützengraben bei Rawa war es doch zu langweilig. Wir verlebten schöne Tage an der Weichsel. Unser Quartier war etwa 400 m vom Wasser entfernt. Die Gegend war einfach herrlich. Dazu hatten wir nicht sehr viel Dienst und recht gute Verpflegung. Butter bekamen wir soviel, daß wir sie kaum „bezwingen“ konnten. Im Garten standen ungefähr 30 Kirschenbäume, die es uns ermöglichten, uns jeden Mittag und Abend in Kirschsuppe zu überessen. Abends aßen wir junge Kartoffeln mit Butter! Die Deutschen, bei denen wir wohnten, waren sehr nett; sie haben schon Schreckliches durchmachen müssen. Die Frau mit drei kleinen Kindern war nicht mehr da. Der Mann vermutet sie in Sibirien, sie sind von Kosaken weggeholt. Die Frau war auf der anderen Seite der Weichsel gewesen bei ihrer Mutter, während der Mann vor den Russen geflohen war. Er lebt jetzt mit seinen beiden Schwestern zusammen. Sie hatten eine unbeschreibliche Angst vor den Russen. Wenn eine Granate in weiter Entfernung krepierete, zitterten sie jedesmal. Abends standen sie vorm Haus und lauschten, ob sie nicht etwas von der andern Seite hören konnten. Als beim Abzug der Russen alle Dörfer, auch das Haus der Schwiegermutter, in Flammen aufgingen, sagte der Mann zu uns: „Ich liebe nicht mehr zu schauen,“ und ging ins Haus; es war schrecklich traurig. Ein sehr nettes Erlebnis hatten wir am Tage, bevor die Russen abzogen. Uns gegenüber in der Weichsel lag eine Insel, auf der öfter ein Posten beobachtet war. Geschossen wurde in den letzten Tagen wenig, so daß angenommen wurde, die Russen wären weg. Es sollte nun ein Boot hinüber und auskundschaften. Das Boot kam gut hinüber und fand die Insel frei. Nun sollte ein zweites Boot hinüber, um gemeinsam mit der Besatzung des ersten das andere Ufer zu untersuchen. Ich sollte auch mit! Als wir eben damit beschäftigt waren, das Boot zu Wasser zu bringen und ungefähr mit 20 Mann



am Ufer standen, eröffneten die Russen das Feuer auf uns und auf die Leute auf der Insel. Die Sache war ziemlich aufregend. Wir mußten ausschwärmen am Ufer und, während unsere Leute sich vor der großen Übermacht der Russen zurückzogen, ihren Rückzug decken. Es entspann sich so ein richtiges Gefecht; die Kugeln zischten uns ganz nett um die Ohren, verwundet wurde aber niemand. Die Russen hatten ganz gemeine Munition, wir haben später verschiedene Pakete auf der Insel gefunden. Die Kugel besteht nur aus einem dicken Stück Blei, vorn natürlich so stumpf wie nur irgend möglich. Zum Andenken habe ich eine Patrone mitgenommen.

Russisch Polen, 3. August 1915.

In den letzten Tagen sind wir wieder viel herumgewandert und haben recht Interessantes erlebt. Es war am 28. Juli. Die Schwadron lag in einem Dorf und wartete weitere Befehle ab. Am Mittag erzählte uns der Rittmeister den Kriegsplan. Einige Dörfer vor uns sollten von Russen gesäubert werden. Der Angriff war auf zwei Uhr angesetzt. Unsere Schwadron sollte aufklären. Infanterie, schwere und leichte Artillerie waren genügend vertreten. Ich gehörte mit zur Spitze unter Leutnant Heinze. Kühn ritten wir gegen den vor uns liegenden Wald vor, bis wir ordentlich Feuer bekamen. Ein Abschnitt des Waldes war stark besetzt, während andere Teile frei waren. Ich mußte die Meldung an unsern Rittmeister bringen, der mich dann weiter zum Brigadekommandeur Graf v. d. Holz reiten ließ. Erst wollte mir der Rittmeister eine schriftliche Meldung mitgeben, sagte dann aber zu mir: „Zeigen Sie dem Grafen und erklären ihm genau, welche Teile des Waldes besetzt sind. Der Graf wird sich so am besten ein Bild machen können. Galopp.“ Ich galoppierte nun, so schnell Paul konnte, zum Dorf, an dessen Ausgang der Brigadestab lag. Auf meine Meldung hin wurde sofort Infanterie gegen den Wald vorgeschickt. Ich war inzwischen zur Spitze zurückgeritten. Die Infanterie kam bald, weit ausgeschwärmt und die nötige Reserve hinter sich, anmarschiert. Trotzdem heftig aus dem Walde gefeuert wurde, ließ sich unsere tüchtige Infanterie im Vormarsch nicht stören. Es war wirklich ganz wunderbar anzusehen, mit welcher Ruhe die Infanteristen vorgingen. Die russischen Maschinengewehre knatterten, was sie konnten. Bald fing auch die Artillerie an zu funken. Wir feuerten zunächst nur wenig, da Munition gespart werden sollte. Nachher krachten aber unsere Salven derartig, daß den Russen Hören und Sehen vergehen mußte; sie kniffen unglaublich schnell aus; das erste Dorf wurde mit Hurra von unserer Infanterie erstürmt. Einige Minuten später ritt unsere Spitze auch in das Dorf hinein. Von einer großen Scheune aus konnten wir den weiteren Verlauf der Schlacht genau beobachten. Leider mußten wir verschiedene Male sehen, wie die russische Artillerie direkt in unsere Reihen schoß. Das nützte allerdings nicht viel, unsere Infanterie ging unaufhaltsam vor. Bis zur Weichsel



waren es, glaube ich, noch 10–15 km. Am 31. Juli hatten sich die Russen soweit zurückgezogen, daß wir ungehindert bis an die Weichsel kommen konnten. Mir erscheint es fast unglaublich, wie schnell wir vorwärtskommen. Wo wir jetzt sind, will ich lieber nicht schreiben. — Gestern morgen nahm ich ein erfrischendes Bad in der — Pilica!! Einfach himmlisch! Du wirst dich wundern, liebe Mutter, von wo du meinen nächsten Brief erhältst. Demnächst geht es, aber ganz unter uns gesagt, „Schulter an Schulter!!!“ Hoffentlich ist nun bald Schluß. Zwangorod und Warschau werden sich wohl nicht mehr lange halten können. Zwangorod soll ja rasend beschossen werden.

Rußland, 18. August 1915.

Mein lieber Großvater! Zu Deinem Geburtstage gratuliere ich Dir recht herzlich und wünsche Dir alles Gute für die fernere Zeit, vor allen Dingen, daß der furchtbare Krieg bald ein Ende hat und alle Deine Lieben sieggekrönt in die Heimat zurückkehren können. Allem Anscheine nach sind wir doch bald mit Rußland fertig, wo wir in der letzten Zeit so riesengroße Fortschritte gemacht haben. Die letzten Wochen waren für uns recht anstrengend, und wir haben ordentlich aushalten müssen. Es ist kaum zu glauben, mit welcher Schnelligkeit die Russen seit der Aufgabe ihrer Rawka-Stellung zurückgegangen sind. Geradezu eine Rekordleistung ist ihr Rückzug von der Weichsel bis zum Bug! Wir konnten ihnen kaum folgen. Ich habe eine besonders interessante Woche hinter mir. Ich gehörte vom 8. August bis vor einigen Tagen mit noch 18 Kameraden von unserer Schwadron zu einer Aufklärungsabteilung. Am 8. August nachmittags $1\frac{1}{4}$ Uhr wurden wir mittels Pontons über die Weichsel gesetzt; es war ungefähr 15 km von Warschau Weichsel aufwärts. Die Abteilung bestand aus 2 Schwadronen Dragoner und Ulanen, 2 leichten Geschützen und 2 Maschinengewehren. Die letzten Russen hatten das andere Ufer eine halbe Stunde vor unserer Ankunft verlassen. Es begann nun eine tolle Jagd. Wir trieben die Russen immer wenige hundert Meter vor uns her. Wir waren natürlich oft im Feuer. Einmal lockte uns russische Infanterie in eine Falle. Wir ritten an einem Wald entlang und wollten links hineinbiegen, als plötzlich 50 Meter vor uns ein russischer Posten auftauchte. Wir machten natürlich sofort kehrt, doch schon krachten furchtbare Salven hinter uns her. Wir mußten nun wieder an dem Wald vorbei, der dicht vom Feinde besetzt war; es war ein Höllenfeuer. Wie ein Wunder wurde unsere Patrouille, 21 Mann stark, nicht getroffen. Dabei ritten wir alle auf einem Haufen, da das Gelände ein Auseinanderreiten nicht gestattete. Wie alles so gut geht, verstehe ich nicht. Die Kugeln pfliffen so unheimlich! Denke Dir mal, wir haben Warschau nicht zu sehen gekriegt, unser Regiment und unsere Schwadron ist allerdings durchgeritten. Wir hatten dafür aber auch die Ehre, als erste die Städte östlich Warschau, Nowo-Minsk, Cegrow, Kaluschin zu besetzen. In Zjedlitz rückte die Abteilung „Schulter an Schulter“ mit den Österreichern ein. Vorgestern überschritten wir den Bug



und stehen jetzt vor den russischen Stellungen. Hoffentlich ist bald Friede. Mit den innigsten Grüßen bin ich Dein treuer Enkel
Heinz.

Rußland, 24. August 15.

Meine liebe, liebe Mutter! Mein lieber, lieber Enno! Vorgestern schrieb ich, wir wären nach einem langen Marsch glücklich in Quartier gekommen, wo wir wahrscheinlich 5 Tage Ruhe haben sollten. Wo ist die Ruhe geblieben? Deutschland würde doch zum mindesten untergehen, wenn die 19. Dragoner mal einen Tag Ruhe hätten! Noch am selben Tag sind wir, 20 Mann von der Schwadron, in den Schützengraben gekommen, und zwar stecken wir jetzt mitten in den Narew-sümpfen und werden arg von Mücken geplagt. Wir leisten etwas im Marschieren: von der Rawka bis zur Weichsel, von der Weichsel bis zur Pilica, von dort bis zum Bug und nun weiter bis zum Narew. Demnächst folgt ein Gewaltmarsch bis zur Hunte! Wieviel interessanter ist doch der Bewegungskrieg! Ruhe kriegt man allerdings ja nur wenig; viel mehr als 3 Stunden haben wir in den letzten Wochen doch nachts nicht geschlafen. Wenn es mal heißt: Halt, absetzen! dann liegt aber in 2 Minuten der größte Teil der Schwadron auf der Erde, vor, neben und unter (!) den Pferden, 5 Minuten später schläft mindestens die Hälfte. Jede Minute Schlaf ist eben unbezahlbar. Und wie schön man auf Steinen und auf den Feldern schläft, wie in Steiners Paradies-Betten! Dabei Karabiner auf dem Rücken und Helm auf dem Kopf. Meine Karte habe ich leider verloren, so weiß ich nur, daß wir irgendwo am Narew sind. Vor einigen Tagen hatten wir bei strömendem Regen zwei große Märsche vom Bug nordwärts. Es waren, glaube ich, 60 km. Ihr glaubt nicht, wie naß wir waren; literweise konnten wir das Wasser aus dem Unterzeug auswringen. Die Stiefel waren bis oben voll. Ich wundere mich, daß mir alles so gut bekommt. Vor unserm Schützengraben ist ca. 2 km Sumpf. Infanterief Feuer gibt es nicht, dafür aber um so mehr Artillerief Feuer. Gestern Nachmittag fauste ein Dicker drei Meter hinter uns in ein Gerstenfeld, gerade an die Stelle, wo wir in der Nacht vorher gepennt hatten. Der Feind hat beim Rückzug viel zerstört, alle Brücken natürlich gesprengt. Ganz in Ruhe hat sich der Rückzug nicht vollzogen, sonst hätten die Russen jedenfalls die riesigen Mengen Vieh und Pferde mitgenommen, die nun glücklicherweise in unsere Hände gefallen sind. Sehr betrübt hat mich der Tod von Kurt Harbers; es ist furchtbar traurig für die Eltern. Werner und ich werden uns im Felde wohl kaum treffen; ich denke mir, er ist weiter im Norden. Es geht mir andauernd glänzend! Keine Sorge, liebe Mutter. Hoffentlich ist bald Schluß und können wir ein vergnügtes Wiedersehen feiern.

1. September 1915.

Von der Reise sende ich Euch herzlichste Grüße. Wir haben keine Ahnung, wohin es geht! Ob ich in Werners Gegend komme oder nach Westen? Mir geht



es glänzend. Wir hoffen alle sehr, daß wir nach Frankreich kommen. Frankreich, o Frankreich, wie wird es dir ergehen!

Rußland, 6. September 1915.

Ich bin heute so gut gestellt, daß ich Euch mal wieder ausführlich schreiben will. In der Nacht vom 27. zum 28. August stand ich im Quartier am Narew Posten. Gegen ein Uhr kam der Befehlsempfänger mit den neuesten Neuigkeiten, nämlich: Die Division wird am 30. und 31. August in Kolno verladen. Wir waren alle riesig froh, endlich aus dem dreißigen Rußland herauszukommen; glaubten wir doch bestimmt, nach Frankreich zu kommen. Am nächsten Morgen verließen wir unser Quartier. Die Russen hatten ihre Stellung in der Nacht geräumt, so mußten wir wieder die Verfolgung aufnehmen. Alles Reiten nützte uns nichts, die Burschen waren nicht wieder einzuholen. Als wir am nächsten Mittag in der Nähe von Bialystock waren, kam Befehl, die Aufklärung einzustellen und den Marsch nach Kolno (hart an der Grenze, in der Nähe von Johannisburg) anzutreten. Mittags machten wir Pause von 5 Stunden und traten darauf den Marsch an. In drei Tagen kamen wir nach Kolno. Am 1. September morgens 4 Uhr wurden wir verladen; es ging rasend rasch; der Zug setzte sich bald in Bewegung, und schon war nach kurzer Zeit die liebe Heimat erreicht. Wir waren alle sehr gespannt, wohin es wohl gehen würde. Mit Kompaß und Karte verfolgten wir genau die Fahrt. Wir waren weniger froh, als wir merkten, daß es nicht nach Frankreich ging. Die Fahrt durch Deutschland hat uns sehr gut getan. Wo wir ausgeladen sind, wohin wir ritten, und wo wir jetzt sind, will ich lieber nicht schreiben. Erwähnen darf ich aber wohl, daß ich in Werners Nähe bin. Sehr leid tut es mir, daß Ihr Euch eine Zeit lang um mich gesorgt habt, als Ihr von den schweren Verlusten gehört habt, die unser Regiment bei einem Sturmangriff gehabt hat. Glänzend hat sich die Kavallerie zu Fuß bewährt. Sie hat russische Infanterie, die ihr an Zahl weit überlegen war, aus einer befestigten Stellung (Schützengraben) hinausgeworfen. Ich habe mich nachher geärgert, daß ich nicht dabei war. Die Russen sind in wilder Flucht unter Zurücklassung von allen möglichen Sachen geflohen. Zwei Kilometer haben unsere Schützen erst in „Sprung — auf marsch, marsch!“ zurücklegen müssen. Unser Rittmeister v. Hirsch und Graf Galen sind den Dragonern vorangestürmt. Leider hatte unsere Schwadron auch ziemliche Verluste. Von 30 Mann fielen leider 2, während 5 verwundet wurden, ein Fähnrich schwer, 4 andere, darunter Werners Bekannter, Vize-Wachmeister Davids.

Mit den innigsten Grüßen Euer treuer

Heinz.





Heinz Janßen.





Heinz Janßen

Sohn des Gymnasiallehrers Janßen in Oldenburg, wurde am 22. Januar 1892 in Sillenstede geboren und fiel am 4. Juli 1915 als Leutnant und Kompagnieführer in einem Gefecht bei Nowa-Wies unweit Zamosk. Er hatte sich nach dem Besuch der Oberrealschule zu Oldenburg dem Kaufmannsberuf gewidmet. Von Jugend auf war er ein eifriger Turner und Sportsfreund, ganz besonders aber pflegte er das Wandern, fast alle westdeutschen Gebirge durchquerte er zu Fuß. In Oldenburg gründete er den Altwandervogel, der sich zu einer der größten Gruppen des Altwandervogels in Deutschland entwickelte. In Mölln stellte er sich wieder in den Dienst der Jugendpflege und förderte den Pfadfinder mit solchem Erfolge, daß seine Freunde ihm folgenden Nachruf widmeten: „Einen lieben Führer und Kameraden verlieren wir in ihm, ein leuchtendes Vorbild deutscher Mannestreue war er uns. In seiner Liebe zum Vaterlande hat er uns zu deutlichen Pfadfindern erzogen, in uns die Liebe zur Heimat, zum herrlichen, freien Deutschland gefestigt. Sein Werk ist der Aufschwung unserer Pfadfindersache! Sein Geist wird in uns und seinem Werke fortleben!“

Feldpostbrief an die Eltern.

In Rußland, 28. Juni 1915.

Ihr Lieben daheim!

Augenblicklich liegt unser Bataillon zusammen mit unserer Artillerie in Reserve. Wir haben in den letzten Tagen wieder gekämpft, und mancher Kamerad ist zu Gottes Reich abberufen worden. In der 5. Kompagnie ist unser lieber Kompagnieführer gefallen. Unser lieber Backhaus hat mitten im Gefecht einen Herzschlag bekommen. Auch ein alter Wehrmann Mittwollen, den ich so gern hatte, und mit dem ich mich so gern über religiöse Fragen unterhielt, ein glaubensstarker Mann, hat einen Herzschlag erlitten. Alles Folgen der großen Strapazen. — Der liebe Gott es beschloss. So wie er es haben will, so geschieht es. Wir müssen alle eine schwere Prüfung durchmachen. Wenn der Krieg doch auch nur auf unser Volk daheim eine entscheidende Wirkung ausüben wollte. Die Sünde muß weniger werden. Wenn wir zuweilen über das Benehmen und schlechte Treiben, wie es noch in der Heimat an einigen Stellen herrscht, hören, dann läuft uns eine bittere Galle auf. O, wenn doch das Volk an unsere blutenden und kämpfenden Krieger draußen denken wollte. So lange unser Volk nicht zur Einsicht kommt, so lange muß der Krieg dauern. Möge Gott uns hiermit helfen. — Nun bin ich schon bald vier Monate wieder im Felde. Was hast Du, liebe Mutter, wohl um mich ausgehalten. Deine Gebete haben mich in manchem Gefecht beschützt und mir ge-

4*



holfen; ich habe Deine Nähe und Deinen schützenden Arm so recht gefühlt. Sei Du nur ganz ruhig, liebe Mutter, wir stehen alle in Gottes Hand, er lenkt unser Tun und Walten. Auf ihn wollen wir vertrauen, und er stärkt uns. Zwei Ziele haben wir Krieger vor uns, das Erreichen der Burg Zion, daß wir ein glaubensstarkes Heer werden, und die Vernichtung unserer Feinde. Ich bin bis jetzt so gnädig beschützt worden, und der liebe Gott verläßt mich nicht.

Nun lebt wohl! Betet für mich und denkt an mich.

Herzliche Grüße an Alle

Euer Heinz.





Hermann Koopmann.



Hermann Koopmann

Studiosus juris, Sohn des Baurats Koopmann, wurde am 7. Mai 1893 in Oldenburg geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und erlangte Ostern 1912 das Zeugnis der Reife. Darauf studierte er in Freiburg, Marburg und Kiel die Rechtswissenschaft. Beim Ausbruch des Krieges ergriff ihn die allgemeine Begeisterung, und er trat beim Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 als Kriegsfreiwilliger ein, wurde aber schon nach vier Wochen zum Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 216 überwiesen und machte von Mitte Oktober an die schweren Kämpfe in Flandern mit. Am 10. November bei einem Sturmangriff schwer verwundet, starb er am 18. November in der Klosterkirche zu Houthulst bei Staden und fand auf dem dortigen Friedhof seine letzte Ruhestätte.

Feldpostbriefe an seine Eltern.

Hohenaspe, 12. Oktober 1914.

Heute abend um 9 Uhr marschieren wir zum Lockstedter Lager, werden dort verladen, und um 2 Uhr gehts los. Nach dem Westen. Mehr wissen wir auch noch nicht. Nun, liebe Eltern, sage ich Euch ein herzliches Lebewohl. Habt herzlichen Dank für alles Gute, was ich von Euch empfangen habe. So Gott will, sehen wir uns nach dem Kriege alle frisch und gesund wieder. Sollte ich aber auf dem Felde der Ehre fallen, dann weinet nicht, tröstet Euch, daß ich dann den schönsten Tod fürs Vaterland gestorben bin. Vielleicht sollen wir zunächst auch nur Etappentruppe bilden. Ich glaube es allerdings nicht und möchte es auch nicht wünschen; denn endlich muß ich als junger deutscher Kerl doch auch dahin, wo die anderen stehen. Nun ein letztes Lebewohl! Lebt alle wohl und bleibt gesund.

Sonntag, den 8. November 14.

Sonntagsfrieden! Ein herrlicher Vormittag. Ganz blauer Himmel, und die Novembersonne wirft ihre warmen Strahlen auf unsere von der nebeligen, feuchten Nacht genäßten Kleider und kalten Hände. Keine Täuschung! Aus der Ferne klingen hell Sonntagsglocken herüber. Nur die über uns zischenden Kugeln, welche von dem nur 250 m von uns liegenden feindlichen Schützengraben kommen, und die heute weiter weg dröhnenden Kanonen stören die schöne Sonntagruhe. Wir liegen im Stroh, und ich bin nie so zufrieden und stillvergnügt gewesen, wie an diesem herrlichen Tage. Vaters lieber Brief und die „Nachrichten“ vom 31. Oktober, die heute morgen zu unserer größten Freude eintrafen, liegen neben mir. Ihr habt wohl aus dem Munde unserer Verwundeten meine Erlebnisse gehört, unterdessen auch wohl meine Berichte erhalten. Es scheint, daß der Feind weiß,



daß abends 7 Uhr bei Beginn der Dunkelheit unser warmes Essen eintrifft. Regelmäßig in den letzten Tagen begann er um diese Zeit ein derart mörderisches Feuer, daß unsere Kochgruppe nicht herankommen konnte, und die Bescherung war, daß wir etwa um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr kalte Erbsen- und Bohnensuppe — anderes gibt es nicht, wir sind aber so zufrieden damit — bekommen. Sonst haben wir nur Brot und zuweilen als besonderen Leckerbissen ein kleines Stück Speck. Unser Kampf ist sehr hartnäckig und, wie ich in der Zeitung jetzt ja auch lese, derjenige, der in der Heimat mit der größten Spannung verfolgt wird. Was für Menschenleben kostet er uns! An einer Stelle unseres Schützengrabens sind gestern 20 Leute von Granaten getötet oder verwundet worden. Gott hat mich bis jetzt wirklich gnädig behütet, und ich habe auch die Ahnung, daß ich die Heimat wiedersehe. Wie dem auch sei, die Hauptsache ist, daß ich meinen Mann stehe, und das habe ich bis jetzt getan. Siegen müssen wir, die Aussichten sind ja auch gottlob günstig.

Abschiedsbrief nach der schweren Verwundung.

Herzliebste Eltern!

Auch ich muß sterben den schönsten Tod. Dies sind meine letzten Grüße. Lebt wohl und weinet nicht. Ewig dankbar bin ich Euch für all das Gute, was ich von Euch empfangen. Lebt ewig wohl. Auf Wiedersehen da droben.

Euer Hermann.





August Kramer.



August Kramer

Kriegsfreiwilliger, Sohn des Schirmfabrikanten Kramer in Oldenburg, wurde am 15. Juni 1896 geboren und besuchte bis zum Ausbruch des Krieges, zuletzt als Oberprimaner das Großherzogliche Gymnasium seiner Vaterstadt. Er bestand im August die Notreifeprüfung und trat mit großer jugendlicher Begeisterung für das Vaterland als Freiwilliger in das Oldenburgische Infanterie-Regiment Nr. 91 ein, diente zunächst drei Wochen und wurde dann zum Infanterie-Regiment Nr. 216 zur weiteren vierzehntägigen Ausbildung nach Osnabrück versetzt. Den letzten Abschluß bildeten vierzehn Tage Gefechts- und Schießübung in Lockstedt. Gegen Mitte Oktober wurde das Regiment zum Kriegsschauplatz nach Belgien befördert, am 14. Oktober wurde die Grenze überschritten. Am 23. Oktober mußten 15 Mann bei einem Gehöft in der Nähe von Draaibank ein Rübenfeld besetzen und, soweit es möglich war, sich eingraben. Die Engländer standen in einer Entfernung von etwa 300 Metern. Hier traf ihn eine Feindeskugel ins Herz und machte seinem jungen Heldenleben ein Ende. In einem Massengrabe auf einem Wiesengelände am Kostenbach hat er seine letzte Ruhestatt gefunden.

Feldpostbriefe an seine Eltern.

Lüttich, 14. Oktober 1914.

Haben um 12 Uhr die Grenze überschritten. Belgien ist ein schönes Land. Die Bahn führt fortwährend durch Tunnel. Alles ist stark vom Landsturm besetzt. Sämtliche Häuser führen die weiße Flagge, viele sind zerschossen. Zerstörte Lokomotiven und Wagen trifft man häufig. Die Bevölkerung ist zum Teil noch deutsch, doch sieht man auch oft feindliche Gesichter. Jetzt kommen wir gerade in Lüttich an. Herzlichen Gruß.

August.

18. Oktober 1914.

Den Ort, wo wir uns befinden, darf ich Euch nicht angeben, es muß genügen, wenn ich Euch sage, daß wir in der Umgegend von Gent sind und nach Norden zur Küste marschieren. Bis jetzt sind die Engländer stets weggezogen. In dem Orte, wo wir jetzt liegen, waren sie noch vor drei Tagen. Gestern Nacht sind englische Patrouillen bis auf 1000 m an unsere Posten herangekommen. Viel Artillerie ist jetzt bei uns. Unsere ganze Division marschiert stets geschlossen. Es ist ein großartiger Anblick, diese endlose Reihe, unabsehbare Menge Infanterie und Artillerie, und dann die ganze Bagage. Hoffentlich kommt es bald zum Klappen. Wir schlafen jetzt stets in Alarmquartieren, das heißt, vollkommen angekleidet, umgezeichnet, Tornister und geladenes Gewehr in nächster Nähe. Zwei Mann



stehen mit aufgepflanztem Seitengewehr Posten. Auch ich habe schon einige Male gestanden. Die Leute sind hier größtenteils freundlich. Trotzdem muß man natürlich scharf aufpassen. Mein Revolver kommt mir hier gut zustatten; denn es sind schon heimtückische Überfälle vorgekommen. Noch leiden wir keine Not, doch muß oft jeder sehen, wie er etwas zu essen bekommt, wenn er nicht von Brot und Wasser leben will, vorausgesetzt, daß er überhaupt noch etwas hat. Da fängt sich der eine ein Huhn oder eine Taube oder ein Kaninchen und dreht ihnen den Hals um. Dann schmort oder kocht jeder sein Teil am Feuer. Gewöhnlich allerdings erhalten wir Essen von der Kompagnie. Nun noch einiges von der Reise. In Lüttich ist nicht viel vom Kriege zu sehen. Löwen sieht greulich aus, in dem einen Stadtviertel ist kein Haus verschont. Von Brüssel haben wir wenig zu sehen bekommen. Hier ist wenig vom Feinde zu spüren. Man findet nur verlassene Schützengräben und zur Verteidigung eingerichtete Höfe. Wir dürfen nur mit geladenem Gewehr ausgehen. Das Leben macht hier schließlich auch Spaß. Allerdings sind die Märsche 30 bis 50 km am Tage oder in der Nacht sehr anstrengend und nicht gerade angenehm, wenn man an das Gewicht des Tornisters denkt. Teilweise haben wir auch Rucksäcke erhalten. Herzlichen Gruß.

Euer August.





Otto Lohse.



Otto Lohse

Landrichter, Leutnant der Reserve, Sohn des verstorbenen Kirchenrats Lohse in Stollhamm, geboren am 13. November 1881 in Brake, erlangte Ostern 1901 auf dem Gymnasium zu Oldenburg, das er von Untersekunda an besucht hatte, das Zeugnis der Reife, studierte in Jena, Leipzig, München und Berlin die Rechte und bestand im Sommer 1904 die Referendarprüfung. Vom 1. Oktober 1904 bis Ende September 1905 genügte er im Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 seiner Militärdienstpflicht und war darauf Referendar in Ellwürden und Oldenburg, wo er schon vor der zweiten Prüfung als Hilfsarbeiter beim Ministerium beschäftigt war. Im Sommer 1909 bestand er die Assessorprüfung und, zum Gerichtsassessor ernannt, war er dann als Hilfsarbeiter und Sekretär beim Ministerium der Justiz tätig, bis er am 1. Januar 1914 die Stelle des Oldenburgischen Richters am Königlichen Landgericht in Saarbrücken erhielt und als Landrichter in den Preussischen Justizdienst trat.

Der Ausbruch des Krieges traf ihn in Oldenburg auf Urlaub, er rückte am 8. August mit dem III. Bataillon des Oldenburgischen Infanterie-Regiments ins Feld. Von seinen kurzen Feldzugstagen wird berichtet, daß er mit größter Pflichttreue seinen Dienst getan, die Anstrengungen der Märsche gutes Mutes selber getragen und seinen Leuten durch freundlichen Zuspruch und bereitwillige Hilfe erleichtert habe. Am 21. August hatte die 12. Kompagnie, der er zugeteilt war, in einem Dorf an der Sambre, das gestürmt und nach Bewaffneten durchsucht wurde, ihr erstes Gefecht, und der 22. August, der Tag von Chatelet und Charleroi, brachte dem Regiment die ersten schweren Verluste. Gegen Mittag war die 12. Kompagnie in die Stadt Chatelet gerückt und hatte, zunächst hinter den Mauern der Häuser vor den französischen Granaten Deckung suchend, dann vor der Stadt hinter einer Hecke auf den Befehl zu weiterem Vormarsch gewartet. Als die deutsche Artillerie das Feuer gegen die feindliche Artillerie aufgenommen und so die Infanterie entlastet hat, wird das Bataillon zur Unterstützung der weiter rechts im Feuer stehenden beiden ersten Bataillone gegen die in dreifacher Schützenlinie gegenüber liegende französische Infanterie eingesetzt. Leutnant Lohse führte seinen Zug als ersten der Kompagnie zum Angriff vor. Die erste feindliche Stellung wird genommen, ein fürchterliches Feuer, gegen das eine muldenartige Vertiefung des Bodens Deckung bietet, kann das weitere Vorgehen nur vorübergehend aufhalten. Ein Drahtzaun wird von der Gruppe, die Lohse um sich gesammelt hat, ohne Verluste überklettert, weiter vorwärts läßt er Stellung nehmen und befiehlt Schützenfeuer auf die gegenüberliegenden Gräben. Er beobachtet die Feuerwirkung durchs Glas, will aufspringen, um weiter vorzugehen, und wird von einer Kugel



in die Brust getroffen. Da er die Verletzung sofort als schwer empfindet, gilt sein erster Gedanke und sein erstes Wort den Seinen, die er verlassen muß. Dann aber ist er bei seiner Pflicht und bei der Sache. Er ruft seinen Leuten zu: „Kinder, geht weiter, ich kann nicht mehr“ und anderen, die nachkommen: „Wir werden uns schon allein helfen, geht nur weiter, jagt die Kerls weg.“ Einem Mann vom 73. Regiment, der neben ihm verwundet war, wirft er seine Feldflasche zu und schenkt ihm zuletzt sein Glas mit den Worten: „Ich kann es doch nicht mehr verwenden, ich sterbe“. Den Fortgang des Gefechts verfolgt er mit Anteil: „Gott sei Dank, es geht weiter“, und die herankommenden Sanitätsoldaten müssen ihn umdrehen, damit er das Gesicht dem Feinde zuwendet. So findet ihn der Tod. Auf dem Kirchhofe zu Chatelet ist seine letzte Ruhestätte.

Viele schöne Hoffnungen sind mit ihm zu Grabe gegangen. Wie in Oldenburg, so hatte er sich auch in Saarbrücken bereits eine angesehene Stellung und aufrichtige Zuneigung zu erwerben verstanden. Seine Ruhe, sein praktischer Sinn und sein klares, durch Phrasen nie beeinflusstes Denken ließen ihn als zum Richter geboren erscheinen. Wie er stets gern und mit Eifer Soldat war, so hat er auch im Felde nicht nur gewissenhaft, sondern auch frohen Sinnes seine Pflicht getan. Er war ein treuer und fröhlicher Kamerad, seinen Freunden und Berufsgenossen ein zuverlässiger Freund und Berater.





Erich Lohse.



Erich Lohse

Oberleutnant zur See, Inhaber des Eisernen Kreuzes, Sohn des verstorbenen Kirchenrats Lohse in Stollhamm, geboren am 2. Oktober 1884 in Brake, verließ Ostern 1904 das Gymnasium zu Oldenburg, das er von Untersekunda an besucht hatte, mit dem Zeugnis der Reife und trat am 1. April desselben Jahres als Seekadett in die Marine ein. Er wurde 1905 Fähnrich zur See und im September 1907 zum Leutnant zur See, im Dezember 1908 zum Oberleutnant zur See befördert; 1909 wurde er bei der X. Torpedohalbflottille eingestellt und 1912 zum Landdienst befohlen. Im April 1913 reiste er nach Ostasien zum Kreuzergeschwader ab, wo er als zweiter Torpedooffizier und Manövrieroffizier auf S. M. S. Gneisenau befohlen wurde. Nach der Schlacht bei Coronel erhielt er das Eiserner Kreuz, das seiner Mutter von der Marinestation der Nordsee mit dem Ausdrucke des Bedauerns zugesandt wurde, daß dieser zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Offizier das Ehrenzeichen nicht mehr tragen könne. Auch das Friedrich-August-Kreuz wurde ihr zugestellt. Er hatte in der Seeschlacht bei den Falklandsinseln den Heldentod gefunden.

Feldpostbriefe.

S. M. S. Gneisenau, den 11. Oktober 1914.

Meine liebe Mutter!

Seit langer Zeit kann ich zum erstenmal wieder ein Lebenszeichen von mir geben, daß es mir noch immer sehr gut geht und ich nichts auszustehen habe. Nähere Nachrichten, wo wir waren, und wohin wir uns wenden, kann ich Euch leider nicht geben, alle Einzelheiten werdet Ihr später aus meinem Kriegstagebuch erfahren. Hoffentlich ist bei Euch alles wohl und geht es auch Otto gut, er steht doch gewiß im Felde. Habt Ihr regelmäßig Nachricht von ihm? Die letzte Nachricht, die ich aus der Heimat habe, stammt von den ersten Sunitagen, und mein letzter Brief, den Ihr haben werdet, stammt von Ende Juni! Eine lange Zeit, hoffentlich dauert der Krieg nicht allzulange mehr. Ein ernstliches Gefecht haben wir bisher noch nicht gehabt, es kann aber jeden Tag dazu kommen, gebe Gott, daß es günstig für uns wird. Arme Mutter, wie hart ist dies Jahr für Dich, wie schrecklich hart. Doch wenn Deutschland siegreich bleibt, wollen wir gern alles ertragen. An den Grenzen scheint es ja nach den spärlichen Funkennachrichten, die wir bekommen, nicht schlecht zu stehen, hoffen wir, daß es so bleibt! Hoffentlich kommt dieser Brief in absehbarer Zeit in Deine Hände, damit Du doch endlich Nachricht hast. Aber ich denke, daß der Admiralstab Euch ungefähr benachrichtigt

haben wird, wo wir sind. Nun leb' wohl, liebe Mutter, ich denke viel an Dich!! Gleich muß ich auf Kriegswache. In treuer inniger Liebe bin ich Dein dankbarer
Erich.
Viele Grüße an Alle.

S. M. S. Gneifenau, 27. Oktober 1914.

Meine liebe Mutter!

Soeben erfahre ich, daß heute noch einmal Postschluß ist, da will ich Dir doch schnell vom heutigen Tage noch einmal vermelden, daß es mir immer noch prächtig geht. Viel mehr kann ich noch immer nicht schreiben, da es zu gefährlich ist, vor allen Dingen nicht, wo wir sind und wohin wir fahren. Wie schrecklich muß die Schlacht im Westen Belgiens toben! Ob Otto wohl dabei ist? Heute hatten wir wieder mal die Nachricht, daß die Deutschen bei Paris ständen, aber man kann sich zu wenig auf die kurzen Nachrichten, die wir auffangen, verlassen. Ob wohl mein Brief vom 11. Oktober in Deine Hände gekommen ist? Ich wollte, Du könntest Dir unser Leben hier an Bord jetzt mal ansehen, mein Bursche und ich machen Zeugwäsche, stärken und plätten selbst. Unsere Landwirtschaft ist beinahe verschwunden, in den letzten Tagen haben wir Wurst gemacht. An lebendem Vieh haben wir nur noch 7 niedliche kleine Ferkel, einige Tauben und ein Huhn. Den Bestand werden wir bis auf weiteres auch wohl behalten, da die Tiere uns viel Spaß machen. Jetzt sind wir schon seit dem 22. Juni in See, ohne in einen größeren Hafen zu kommen, immerhin hätte ich mir diesen Auslandsommer anders gedacht. Angstige und Sorge Dich, bitte, nicht, liebe Mutter, wenn es sein muß, sterben wir gern und freudig fürs Vaterland, doch ich hoffe, daß wir mit Gottes Hilfe den bösen Feind aufs Haupt schlagen, obgleich er uns mit Übermacht aufzusuchen scheint. Die nächsten Wochen werden hoffentlich Entscheidung bringen, ich wünsche vor allen Dingen der Armee einen baldigen glücklichen Frieden, der Feldzug kostet zu viel Menschenleben, und wie, wenn es nun in den Winter geht! Ich wäre froh, wenn wir nur erst wirkliche authentische Nachrichten hätten, wir tappen zu sehr im Dunkeln, man weiß nie, was in den Nachrichten gefärbt und was wahr ist. Der Gesundheitszustand an Bord ist gut, nur fehlt uns die Bewegung an Land, wir werden infolgedessen immer runder. Ob wohl die Ernte in Deutschland gut hereingekommen ist? Aber was hilft alles Fragen, irgend welche Nachricht von Euch kann ich ja doch vor Friedensschluß nicht haben. Unsere Erlebnisse usw. erzähle ich Euch später an der Hand meines Kriegstagebuchs, das ich täglich führe, und wenn ich es nicht mehr kann, werdet Ihr es geschickt kriegen. Hoffentlich, liebe Mutter, kommt dieser Brief in Eure Hände, aber ungewiß ist es ja immer; denn wer weiß, was mit der Post geschieht, wenn der Dampfer abgefangen wird. Doch nun genug, noch einmal bitte ich Dich guten Muts zu sein, uns fehlt dieser jedenfalls in keiner Weise. Tausend herzliche Grüße an Alle von Deinem dankbaren
Erich.



Vor Valparaiso, den 3. November 1914.

Meine liebe Mutter!

Hurra, die erste Seeschlacht haben wir gewonnen, am vorgestrigen Sonntag haben wir einen heftigen Kampf mit den englischen Panzerkreuzern Good Hope, Monmouth und Glasgow und dem englischen Hilfskreuzer Otranto gehabt. 58 Minuten haben wir im heftigen Feuer gestanden, das durch die Dunkelheit abgebrochen wurde, aber die Engländer haben auch genug gekriegt, die Monmouth wurde von der Nürnberg kenternd gefunden, sie ist untergegangen, niemand gerettet. Good Hope hatte eine riesige Explosion, Rauch- und Feuerfäulen bis über die Masten, wir haben sie nicht mehr gefunden, sie ist also wahrscheinlich auch mit Mann und Maus untergegangen. Glasgow und Otranto sind beschädigt entkommen.

Ach, ich kann Euch gar nicht sagen, wie glücklich wir über unsern Sieg sind. Drei lange Monate haben wir gebraucht zu unserer Fahrt über den Stillen Ozean, keinen Feind bekamen wir zu sehen, so daß wir uns schon schämten. Aber nun haben wir es wieder gut gemacht, alle unsere hier versammelten Schiffe sind unbeschädigt, wir haben keinen Mann verloren, der einzige Verletzte ist bei uns ein Heizer, der von dem Feuerstrahl eines Treffers verbrannt wurde, aber nicht gefährlich! Die Gneisenau hat vier Treffer bekommen, die aber keinen nennenswerten Schaden angerichtet haben; wir sind vollkommen intakt und freuen uns auf die zweite Schlacht. Das einzig Traurige ist nur, daß wir niemand von den englischen Schiffen retten konnten; der Seegang war zu heftig; alle, die nach der Schlacht noch lebten, sind ertrunken.

Hättet Ihr das gedacht, liebe Mutter, daß Ihr plötzlich einen Brief von der Westküste Südamerikas kriegen würdet? Die drei Monate waren schwer, sehr schwer; mein Kriegstagebuch wird Euch später davon erzählen! Heute laufen wir in Valparaiso für kurze Zeit ein, um den Leuten zu zeigen, daß wir ganz unverfehrt sind. Die Stimmung wird dann wohl zu unseren Gunsten umschlagen, und der englische Handel wird endgültig hier lahm gelegt werden.

Ach, liebe Mutter, ich hoffe, Du kannst später mal stolz auf Deinen Jungen sein! Wie es wohl zu Haus aussieht, wie es Otto wohl geht, hoffentlich habt Ihr von ihm Nachricht. Ich bleibe ja wahrscheinlich bis zum Friedensschluß ohne Nachricht; denn wo sollten uns Briefe treffen. Wissen wir doch nicht, wohin die Pflicht uns ruft. Das hätte ich aber bei Antritt meines Auslandskommandos nicht gedacht, daß ich noch zum Weltumsegler werden würde. Von unserer Anwesenheit in Samoa und Tahiti haben Euch die Zeitungen wohl erzählt. Wo wir sonst überall gewesen sind, schildert Euch mein Kriegstagebuch!

Meine Briefe von Mitte und Ende Oktober habt Ihr hoffentlich bekommen, eher konnten wir nicht schreiben, weil wir keine Gelegenheit hatten und unseren Aufenthaltsort nicht verraten durften, und ich glaube, wir sind den Engländern

überraschend gekommen. So die Feuertaufe ist doch ein eigenartiges Gefühl, wenn man in nächster Nähe die Geschosse pfeifen hört. Aber herrlich ist, zu sehen, wie die eigenen Geschosse Schlag auf Schlag einschlagen und den Gegner vernichten. Hoffentlich blüht der deutsche Handel hier an der Küste wieder auf, wir beherrschen einstweilen die Situation.

Nun lebe wohl, liebe Mutter, hoffentlich schenkt uns der liebe Gott ein glückliches Wiedersehen! Tausend Grüße an alle Dein dankbarer

Erich,

der so gern einmal Nachricht aus der Heimat hätte.

S. M. S. „Gneisenau“, den 25. November 1914.

Meine liebe Mutter!

Zwar wirst Du aus den Zeitungen ja inzwischen einiges über uns und unsere Tätigkeit gehört haben, aber trotzdem sollst Du doch wissen, daß es mir und uns allen immer noch gut geht. Ob wohl meine Briefe, die ich in letzter Zeit nach Haus geschrieben habe, angekommen sind, ich weiß es nicht, aber der eine oder der andere wird doch glücklich in Deine Hände gekommen sein. Und wenn nicht, so hast Du doch von unserer Tätigkeit am 1. November gelesen; wie wir jetzt genau wissen, ist nicht nur Monmouth, sondern auch Good Hope gesunken, Glasgow schwer beschädigt; wohin sie entkommen ist, weiß man noch nicht genau. Der nächste Kampf wird für uns wohl nicht so unblutig verlaufen; denn wenn die Engländer uns noch einmal gegenüberreten, werden sie es nur mit großer Übermacht tun. Wohin wir fahren, kann ich natürlich nicht sagen, da die Geheimhaltung die Hauptsache für unsere Tätigkeit ist. Die arme „Emden“, sie tut uns so leid, aber sie hat auch genügend Schrecken verbreitet und eine Menge ausgerichtet. Die Nachrichten aus dem Kriege sind in den letzten Tagen spärlich, aber alles in allem scheint es ja gut zu stehen, es ist allerdings für uns schwer, aus den englischen Lügennachrichten das Richtige herauszufinden. Über unsere Aufnahme bei den Deutschen Valparaisos habe ich doch geschrieben, es war einfach überwältigend, zum erstenmal seit dem 22. Juni wieder unter zivilisierten Menschen, allerdings ja nur für kurze Zeit, aber es genügte doch, uns neue Eindrücke zu verschaffen, und die taten uns not!! — Wie geht es Euch denn, liebe Mutter, die Begeisterung aller Deutschen muß ja etwas Erhebendes sein! Wie gern hätte ich einmal Nachricht von zu Hause, wie mag es Otto gehen, ob er schon im Gefecht gewesen ist? Einen Blick nur möchte ich zu Euch tun, aber es heißt geduldig warten. Körperlich geht es uns allen immer noch gut, auch unser Verwundeter, der einzige der Schlacht bei Coronel, ist wieder auf der Höhe. Ich bin mal begierig, wie lange der Krieg noch dauern wird, es kann ja noch lange dauern; denn ohne daß wir sämtlichen Gegnern den Frieden diktieren können, dürfen wir uns doch eigentlich auf nichts einlassen. Der Fall Tsingtau hat uns



alle sehr betrübt, aber die Japaner scheinen sich ja als die einzigen anständigen Gegner zu erweisen, wenn England mit denen nur keinen schlechten Handel gemacht hat, umsonst wird Japan dem Engländer nicht helfen. Unser Geschwaderchef hat das Eiserne Kreuz II. und I. Klasse bekommen. Welche anderen Auszeichnungen noch verliehen sind, ist noch nicht heraus. Doch nun genug, liebe Mutter, hoffentlich schenkt uns der liebe Gott bald ein glückliches Wiedersehen! Mit herzlichsten Grüßen an Alle bin ich Dein dankbarer

Erich.

S. M. S. Gneisenau, d. 26. November 1914.

Meine liebe Mutter!

Ganz schnell vor Postschluß noch eine erfreuliche Mitteilung, am heutigen Tage wurde bekannt gegeben, daß unter anderen auch ich das „Eiserne Kreuz“ II. Klasse bekommen habe. Du glaubst nicht, liebe Mutter, wie ich mich darüber freue, vor allen Dingen wird es auch Dir eine Freude und ein Trost sein. Hoffentlich ist uns ein Wiedersehen mit dieser hohen Auszeichnung gegönnt.

In dankbarer Liebe

Dein Erich.

Holyport, 9. Februar 15.

Sehr verehrte gnädige Frau!

Zu meinem größten Bedauern muß ich Ihnen mitteilen, daß leider keine Hoffnung auf Rettung Ihres Sohnes besteht. Ich selbst betraure in ihm einen hervorragenden Vorgesetzten und lieben Freund. Ihr Sohn hat während des Gefechts bei Coronel und den Falklandsinseln unser stolzes Schiff geführt. Ich habe während der letzten Schlacht bis zuletzt in direkter Verbindung mit ihm gestanden und von ihm Befehle bekommen. Als ich dann kurz vor Kentern des Schiffes auf die Brücke kam, habe ich Ihren Sohn dort nicht mehr gesehen. Ich nehme an, daß er nach dem Achterschiff gegangen ist, und daß ihm auf dem Wege dahin etwas zugestoßen ist. Ich weiß bestimmt, daß Ihr Sohn keine Nachricht von dem Tode seines Bruders bekommen hat. Er war bis zuletzt immer vergnügt und hat uns mit seinem Humor über viele traurige Stunden hinweggeholfen. Ich spreche Ihnen, verehrte gnädige Frau, mein herzlichstes Beileid aus zu dem schweren Verlust. Ihr sehr ergebener

Frank Utschmann.

Aus englischer Gefangenschaft geschrieben.

Holyport, 9. Februar 1915.

Hochverehrte gnädige Frau!

Leider bin ich gezwungen, Ihnen den Tod Ihres Sohnes Erich zu bestätigen, mit der Bitte, der schwergeprüften Mutter, an der Erich mit der größten Liebe



hing, mein allerherzlichstes Beileid aussprechen zu dürfen. Während des ganzen Gefechts war ich mit ihm im Kommandoturm zusammen, er führte mit größter Ruhe und Umsicht als wachhabender Offizier das Schiff. Als die Gneisenau versenkt werden sollte, ist er als Torpedo-Offizier ins Hinterschiff gegangen, wahrscheinlich um sich von der richtigen Durchführung der angeordneten Maßnahmen zu überzeugen. Hier muß er voraussichtlich gefallen sein. Meine verehrte gnädige Frau, wenn es für Sie hier auf Erden überhaupt einen Trost geben kann, so wird es die Überzeugung sein, daß Erich mit uns bis zum letzten Augenblick gegen eine große Übermacht tapfer kämpfte und sein junges Leben hergab, nachdem er wenige Tage vorher mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet war. Daß wir wenigen aus diesem schweren Kampf mit dem Feinde und der Kälte des Wassers gerettet wurden, ist ein Zufall, für den wir Gott nicht genug danken können.

Ihr aufrichtig ergebener

Hans Busch, Kapitänleutnant.

Kriegsgefangen Holyport bei London.





Ernst Meyer.



Ernst Meyer

Kaufmann, Sohn des verstorbenen Apothekers Eduard Meyer und seiner Frau Anna, geb. von Heimbürg, geboren am 1. März 1894 in Neuenkirchen im Herzogtum Oldenburg, kam nach dem Tode seines Vaters 1898 mit seiner Mutter und einem älteren und einem jüngeren Bruder nach Oldenburg und besuchte hier die Oberrealschule, bis er Ostern 1910 die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen Militärdienst erlangte. Um Kaufmann zu werden, ging er nach Bremen und wurde nach dreijähriger Lehrzeit im Geschäft von Vietor und Lohmann (Afrikahaus) Ostern 1913 fest angestellt. Er sollte aber zunächst seiner Militärpflicht genügen und dann seinem Lehrherrn Lohmann am 9. Oktober 1914 mit einem Dampfer der Wörmannlinie nach Afrika folgen. Er trat am 1. Oktober 1913 in das Oldenburgische Infanterie-Regiment Nr. 91 ein. Am 10. Juli 1914 war er zum Unteroffizier befördert. Da brach der Krieg aus. Am 7. August rückte das III. Bataillon ins Feld. Nach anstrengenden Märschen durch Belgien hatte die 10. Kompanie, der er angehörte, eine Zeitlang eine Bahnstrecke zu bewachen und rückte dann in Eilmärschen nach Nordfrankreich zum Regiment, um an den weiteren Kämpfen teilzunehmen. In einem Waldgefecht bei le Reclus am Petit Morin traf ihn während der heißen Schlacht am Nachmittag des 6. September 1914 die tödliche Kugel. Als er zunächst einen Streifschuß an der Hand bekommen hatte, gab er sein Kriegstagebuch einem Kameraden, der es auf seinen Wunsch später seiner Mutter übermittelte. Seine fröhliche Natur, sein bescheidenes Auftreten, seine Treue und Zuverlässigkeit gewannen ihm die Zuneigung aller, die ihm näher traten.

Aus seinem Kriegstagebuche.

29. August 1914. Morgens um 7 Uhr gingen wir weiter durch Usvesnes und marschierten den ganzen Tag über, kamen durch furchtbar zerstörte Dörfer und machten in le Nouvion Mittagspause, wo wir von den dort noch wohnenden Leuten sehr gut mit Milch, Obst und Limonade versorgt wurden. Die Stadt war entsetzlich zerstört worden, fast kein Haus war verschont geblieben. Um 3 Uhr gingen wir in enormer Hitze weiter. Unterwegs gabs wenig Wasser. Abends gegen Dunkelheit kamen wir vor der Stadt Guise an, machten zunächst auf einer Wiese Halt und empfingen Brot und Konserven; zwei Tage lang würden wir nichts bekommen, hieß es, da wir ins Gefecht einsetzen sollten. Gott sei Dank waren zwei Häuser in der Nähe unseres Lagerplatzes, in denen die Weinkeller noch gefüllt waren. Zwei Flaschen Rotwein hat jeder noch getrunken und in die Feldflaschen gegossen und mit Wasser verdünnt. Nachts kamen wir durch Guise, wo uns viele Verwundete begegneten; das Ganze machte einen recht traurigen Eindruck. Wir



gingen nach kurzer Rast auf dem Marktplatz weiter, kamen mit der Artillerie, die vom Schlachtfeld zurückkehrte, noch in Kollision und mußten uns einzeln durchschlängeln. Wir liefen dann auf einer Chaussee, wo uns auch viele Verwundete entgegenkamen. Es war alles riesig interessant in dieser Nacht, hauptsächlich die Fliegerstation und die Telegraphenabteilung. Wir mußten dann noch wieder nach Guise zurück und kamen erst spät an unserem Bestimmungsorte an. Eine Kompagnie Pioniere lag oben auf einem Kornfeld. Wir gingen zu ihnen und blieben dort. Ich mußte gleich mit einem Unteroffizier von den Pionieren und einigen Mann auf Patrouille gehen. Es war gerade nicht schön auf vollständig freiem Felde in der Dunkelheit. Auf unserm Rückweg verliefen wir uns natürlich. Raum hatten wir uns in Zugkolonne auf freiem Felde hingelegt zu schlafen, es war sehr kalt, hauptsächlich da wir bis auf die Haut durchgeschwitz waren, da hörten wir einige Schüsse fallen. Ich ging noch mal auf Patrouille, um nachzusehen, wo die 73er und 74er in Schützengräben lagen, bin aber nicht ganz herangekommen. Als ich von Patrouille zurückkam, machte sich die Kompagnie schon bereit, da vor uns das Gewehrfeuer immer stärker wurde. Die beiden Kompagnien schwärmten aus und nahmen Stellung. Die Kugeln fausten uns nur so über den Köpfen hinweg. Wir machten noch einige Bewegungen und gingen dann an die vordere Schützenlinie der 73er und 74er heran. Es waren nur drei Kompagnien, die aber bis auf ein paar Mann zusammengeschmolzen waren. Nach kurzer Zeit fingen die Franzosen wieder an zu schießen, und zwar so enorm, daß wir uns alle in dem Taktessel hinlegen mußten, um nicht getroffen zu werden. Eingreifen konnten wir erst noch nicht. Wir fingen an auf der Höhe einen Schützengraben auszustechen. Vor uns lagen noch die Gefallenen. Ein Einjähriger lag auch noch dort, der, als wir anfangen zu arbeiten, seine Augen aufschlug; anderthalb Tag hatte er dort schon gelegen, ohne sich zu regen, und es war angenommen worden, daß er tot sei. Als wir ihn wegholen wollten, sagte er: „Es geht mir ganz gut.“ Er hatte Kopfschuß bekommen. Schrecklich war der Anblick des Schlachtfeldes. Unter einer Hecke lagen die Verwundeten und stöhnten unter ihren Schmerzen. Kurze Zeit darauf schlugen zwei Granaten bei uns ein, eine ging in unsere Kompagnie und eine in die Pionierkompagnie. Wir konnten aber auseinander springen! Wie die Wilden liefen die Leute; 5 Mann von uns wurden verwundet. So lagen wir fortdauernd im Schrapnellfeuer. Auf allen Vieren krochen wir durch ein Kornfeld und hatten da erst kurze Zeit Ruhe. Als sich aber einige etwas erhoben, bemerkten die Franzosen uns wieder, und schon schlugen von allen Seiten die Granaten wieder ein, aber Gott sei Dank, ohne einen zu treffen. Diese Spannung hielt etwa 4 Stunden an, es war schrecklich, und dann die armen Verwundeten, die da nun lagen und sich nicht retten konnten. Gegen 4 Uhr zog sich der Gegner zurück, und wir atmeten erleichtert auf. Zu essen und zu trinken hatten wir den ganzen Tag noch nichts gehabt. Ich hatte aber den Abend vorher meine Flasche mit Rot-

wein gefüllt, was mir sehr gut zustatten kam; ich brauchte immer nur einen kleinen Schluck. Etwa um 5 Uhr sammelte sich die Kompagnie auf der Höhe wieder, wir hatten noch 5 Geschütze zubekommen, die noch feste auf den zurückgehenden Franzmann pulverten. Unsere Schützenlinie ging ebenfalls vor. Es ist doch ein sonderbares Gefühl, so im Feuer zu liegen und die Kugeln pfeifen zu hören.

Am folgenden Tage traf die 10. Kompagnie mit dem Regiment wieder zusammen. Die Nachricht vom Tode ihres Sohnes erhielt die Mutter durch eine Feldpostkarte des Gefreiten Neumann vom 6. September 1914: „Ich muß Ihnen mitteilen, daß wir eine heiße Schlacht haben und in einen gewaltigen Kugelregen hinein müssen. Ihr Sohn Ernst ist gefallen, ebenso unser Hauptmann, Unteroffizier Hanken und Stöver. Rathmann ist verletzt, unser Feldwebel ist schwer verwundet.“



Walter Meyer

Bankbeamter, Sohn des Kaufmanns Theodor Meyer, geboren am 23. Januar 1893 in Oldenburg, erlangte auf der Oberrealschule seiner Vaterstadt Ostern 1910 das Zeugnis der Reife, war dann drei Jahre lang Lehrling an der Oldenburger Landesbank in Eutin, Brake und Oldenburg. Er war Bankbeamter in Brake, als der Krieg ausbrach und seine Absicht vereitelte, sich nach Ableistung seiner militärischen Dienstpflicht dem Studium der Volkswirtschaft in Heidelberg zu widmen, um die höhere Bankbeamtenlaufbahn einzuschlagen. Er trat voll Begeisterung als Kriegsfreiwilliger in das Ostfriesische Feldartillerie-Regiment Nr. 62 ein und zog im Oktober 1914 von Oldenburg aus in das Feld. Zunächst war er auf dem westlichen Kriegsschauplatz bei der Artillerie. Dann meldete er sich freiwillig zum Infanterie-Regiment Nr. 79 und nahm auf dem östlichen Kriegsschauplatz in Galizien an der Schlacht zur Erzwingung des Sanüberganges teil. In den Einleitungsgefechten hat er am 13. Juni 1915, einem Sonntag, abends 5 $\frac{1}{2}$ Uhr an der Lubaczowka den Heldentod gefunden.

Feldpostbriefe.

Uvaux, 14. Dezember 1914.

Ihr Lieben! Ihr wißt gar nicht, wie dankbar ich Euch bin für die Sendung all der schönen Sachen; denn ich sehe doch aus allem, daß ich zu Hause liebe Eltern und Geschwister weiß, die bemüht sind, mir Ihre Liebe immer aufs neue wieder zu zeigen. Vier Wagen mit Bespannung und Bespannung sind gestern von uns fortgekommen zur leichten Kolonne, aber mich wollte man wieder nicht mitlassen. Ihr schreibt immer, ich solle doch sehen, daß ich hier bleibe. Ich kann das sehr wohl verstehen, aber ich kann es vor mir selbst nicht verantworten. Denn es sind so viele Familienväter vorne, sogar in der Batterie, deren Leben doch sicher wertvoller ist als meins; und wen Gott beschützen will, den beschützt er doch. Feiert Ihr nur in Gedanken ein recht vergnügtes Weihnachtsfest. In Gedanken werde ich in Eurer Mitte weilen.

Euer stets dankbarer Sohn und Bruder

Walter.

Witry, 25. Februar 1914.

Nachdem wir am Montag im Rekrutendepot von Emmich besichtigt waren, sind wir Dienstag früh um 5 Uhr aus Sevigny abgerückt und über Nizy le Conte, Evergnicourt, Neuschâtel, Brienne, Poilecourt, St. Etienne, Boult, Bazancourt, Pomache nach hier getippelt. Hier sollten wir dem Oberstleutnant v. Ledebuer,





Walter Meyer.



früher 91er, vorgestellt werden. Aber als „Stillgestanden“ kommandiert wurde, fielen die Leute um wie die Fliegen; denn wir hatten den Tag über kein Essen gehabt. Wir wurden dann schnell abgefüttert; und schon hieß es, wir sollten noch den Abend in den Schützengraben. Patronen wurden schnell ausgegeben, und nun wurde in stockfinsterner Nacht wieder losgetippelt, bis wir nach einer Stunde Marsch im Schützengraben anlangten. Mich persönlich hat der Marsch nicht sehr angestrengt, nur habe ich mir mit den schweren Reitstiefeln natürlich die Füße wundgelaufen, aber derart Sachen werden von den Sanitätern immer sehr schnell geheilt. Gestern war es mir dann sehr interessant, mich im Graben selbst umzusehen. Reims liegt ca. 5 km von unseren Stellungen, und wir können die einzelnen Türme und Häuser mit dem Glase gut erkennen. Direkt vor uns liegt Betheny, das aber schon fast vollständig zerschossen ist. Der feindliche Graben liegt 800 m von uns entfernt, auch auf freiem Felde. Die Sicherheit wird des Nachts durch Grabenposten, zur Zeit ein Mann von jeder Gruppe, Horchposten, ca. 400 m vorgeschoben, und durch Patrouillen hergestellt. Gestern beschloß unsere Artillerie den feindlichen Graben sehr wirksam, und man konnte eine Deckung der Franzmänner von einem Volltreffer in die Luft fliegen sehen. Auch erzielten unsere Flieger, die vom feindlichen Graben stets mit Salvenfeuer empfangen werden, durch Bomben gute Resultate. Auf diese Weise bringen wir dem Feinde viel Schaden, während der sich damit begnügt, auf alle Köpfe, die über die Deckung sehen, gewaltig zu schießen, meist ohne Erfolg. Unsere Stellung ist äußerst sicher. Augenblicklich befinden wir uns in Ruhe, aber Ruhe gibt es natürlich hier nicht, dauernd Appell und Dienst. Die Leute liegen lieber im Graben als in Ruhe.

Galizien vor Jaroslau, 22. Mai 1915.

Aus dem Innern Galiziens sende ich Euch die herzlichsten Pfingstgrüße. Wir liegen hier in Stellung, um zu warten, bis die Truppen rechts von uns herangekommen sind; denn wir sind hier bedeutend am weitesten vorgedrückt. Meine Kompagnie liegt hier im Walde in Reservestellung; denn wir haben ein Drittel der Kompagnie verloren und sollen uns daher scheinbar etwas erholen. Ihr könnt glauben, daß die Augen im heftigen Feuer nach allen Seiten spähen, wo sich eine Deckung findet. Der Körper wird sehr überangestrengt und ist von der mangelhaften Nahrung geschwächt. Doch die Hauptsache ist, wir haben tüchtig geschafft und die Sache dem Frieden bedeutend näher gebracht.

Galizien, 10. Juni 1915.

Herzliebste Eltern! Nachstehend sende ich Euch einen Auszug aus meinem Tagebuch über die letzte Zeit. Am 26. April wurden wir in Chatelet verladen und fuhren dieselbe Strecke, die ich gekommen bin, nach Deutschland. Es ging dann über Halle, Leipzig, Dresden, Görlitz, und wir passierten die österreichische



Grenze bei Oderberg. Die Fahrt durch Deutschland war insofern für uns unangenehm, als uns die zur Geheimhaltung des Transportes angewandten Mittel so stark bemerkbar wurden. Auf jedem Bahnhof waren doppelte Postenketten von der Schutzmannschaft und von Militär. Uns war nicht einmal die Möglichkeit gegeben, etwas einzukaufen. Auf der anderen Seite bot uns die Reise viel Schönes; durchquerten wir doch das ganze liebe Vaterland, das wie ein herrlicher Garten von Anfang bis zu Ende anzusehen war. Überall jubelten uns die Leute noch ebenso begeistert zu, wie es zu Anfang war. Das zerklüftete Uhlertal bot uns in der Morgendämmerung den Willkommengruß der Heimat, die Mosel mit ihrem herrlich grün gefärbten Wasser und den steilen Bergwänden, an denen Frauen die Weinstöcke bearbeiteten, erinnerte mich an das Relief am Niederwalddenkmal und damit gleichzeitig an meine herrliche Reise im Mai 1914. Der Rhein ließ mich und meine Kameraden mit freudigem Herzen angesichts der Kriegslage die Wacht am Rhein anstimmen. Unser deutsches Vaterland hat uns wieder in Erinnerung gebracht, daß es unser noch weiter bedarf, um die wilden Horden der „Kulturstaaten“ Europas von unseren Grenzen fernzuhalten. In Osterreich wurden wir äußerst freundlich aufgenommen und sehr gut verpflegt, auch bot sich uns Gelegenheit, Erfrischungen zu kaufen. Die Weiterreise führte uns vorbei an den zackigen, schneebedeckten Gipfeln der Hohen Tatra mitten hinein in das Karpathische Waldgebirge. Nach viertägiger Bahnfahrt wurden wir in Neu-Sandec ausgeladen und marschierten über Alt-Sandec in ein kleines Dorf, wo der großen Laufesefahr wegen Zelte aufgeschlagen wurden. Von Laufesefahr war eigentlich nicht zu reden; denn die französischen Tierchen hatten sich mit über die Grenze geschmuggelt. Doch verlebten wir den 1. Mai aufs angenehmste, hatten wir doch Gelegenheit, uns im nahen Flusse zu baden, ein Genuß, der wegen seiner Seltenheit doppelt hoch eingeschätzt werden muß und eingeschätzt wird. Am 2. Mai¹⁾ rückten wir von hier ab über Alt-Sandec und Neu-Sandec, wo sich die Division sammelte, nach Osten. Am Morgen dieses Tages wurde uns durch Korpstagesbefehl bekannt gegeben, daß die Stellungen der Russen bei Gorlice angegriffen seien. Wir würden viele Entbehrungen und Märsche auszuhalten haben, dafür sei uns aber Gelegenheit gegeben, großen Ruhm an unsere Fahnen zu heften. An diesem Tage marschierten wir bei starker Hitze auf unbeschatteter Chauffee und in dem für uns ungewohnten bergigen Gelände bis vor Grybow. Gegen Abend waren wir von den Anstrengungen sehr erschlafft und sagten uns: Das fängt schon gut an. Doch

¹⁾ Großes Hauptquartier, 3. Mai 1915: Im Beisein des Oberbefehlshabers Feldmarschalls Erzherzog Friedrich und unter der Führung des Generalobersten von Mackensen haben die verbündeten Truppen gestern nach erbitterten Kämpfen die ganze russische Front in Westgalizien von nahe der ungarischen Grenze bis zur Mündung des Dunajec in die Weichsel an zahlreichen Stellen durchstoßen und überall eingedrückt. Diejenigen Teile des Feindes, die entkommen konnten, sind im schleunigsten Rückzuge nach Osten, scharf verfolgt von den verbündeten Truppen.



was der Körper bei festem Willen leisten kann, sollten uns die nächsten Wochen noch lehren. Am 3. Mai brachen wir schon früh wieder auf und kamen gegen Mittag auf dem Schlachtfelde an, auf dem Tags zuvor der Kampf getobt hatte. Es nahm uns alle Wunder, daß die Felder zwischen den Stellungen der Österreicher und Russen, in denen sie doch fast 6 Monate gelegen hatten, bestellt waren, umsomehr als wir von Frankreich her nichts als kahle, von Granaten durchwühlte Flächen zwischen und hinter den Stellungen zu sehen gewohnt waren. Gorlice selbst war vom Kampfe arg mitgenommen, und deutlich waren die Spuren des Straßenkampfes erkennbar. Die Stadt brannte noch an mehreren Stellen. Wir lagerten uns kurz hinter der Stadt und erhielten die Mitteilung, daß unser Bataillon der . . . Division zur Verfügung stehe und es wahrscheinlich sei, daß wir schon an diesem Tage in den Kampf mit einzugreifen hätten, da die Russen eine alte Stellung weiter rückwärts besetzt hielten. Wir gingen auf einer Notbrücke über ein Flößchen und marschierten querfeldein bis an ein Dorf, wo wir weitere Befehle abwarten sollten, doch wir wurden nicht eingesetzt. In den nächsten Tagen ging der Verfolgungsmarsch weiter. Jeden Tag machten wir ca. 50 km bei heißem Wetter und das bei einer Verpflegung, die aus nichts weiter bestand als $\frac{1}{3}$ Brot beziehungsweise einem Zwiebackbeutel, einem Kochgeschirrdeckel voll Essen, hergestellt von Gemüsekonserven und Gulasch, dazu ein wenig Kaffee. Wir verloren schon bald die Lust am vielen Marschieren, doch sagten wir uns auch wieder: Wenn die Russen so weiter laufen, dann haben wir wenig Arbeit. Doch schon bald sollten wir unser Waffenhandwerk wieder zu betätigen Gelegenheit haben.



Paul Meyer-Ellerhorst

Referendar, Vizewachtmeister der Reserve und Offizierstellvertreter im Reserve-Mlanen-Regiment Nr. 5, Sohn des Geheimen Oberfinanzrats Meyer-Ellerhorst, geboren am 3. Januar 1889 in Oldenburg, erlangte Ostern 1907 auf dem Großherzoglichen Gymnasium seiner Vaterstadt das Zeugnis der Reife und studierte die Rechte in Würzburg und Halle. Im Sommer 1910 bestand er in Oldenburg die Referendarprüfung, genügte vom 1. Oktober 1910 bis dahin 1911 im Oldenburgischen Dragoner-Regiment Nr. 19 seiner Militärpflicht und war dann im juristischen Vorbereitungsdienst beschäftigt und dem Großherzoglichen Amt Oldenburg zur Hilfeleistung zugeordnet, nach dem Urteil seiner Vorgesetzten ein in seinem Berufe hervorragend befähigter Beamter. Inzwischen hatte er beim Train die beiden Offiziersaspiranten-Übungen mit Erfolg erledigt. Am 4. August 1914 stellte er sich seinem Mobilmachungsbefehl gemäß beim Trainbataillon Nr. 10 in Hannover. Da ihm hier aber voraussichtlich ein längeres Verbleiben in der Garnison bevorstand, so meldete er sich freiwillig beim Reserve-Mlanen-Regiment Nr. 5 in Hannover, und es gelang ihm dort im letzten Augenblick vor dem Ausrücken des Regiments, bei der 3. Schwadron eingestellt zu werden. Am 10. August in aller Frühe rückte er ins Feld. Am 25. August morgens wurde er als Patrouillenführer auf Sedan vorgeschickt. Wie sein Rittmeister schrieb, war er einer der ersten, der auf historischem Boden nach Sedan wagemutig und furchtlos hineingeritten ist. Hier erreichte ihn die todbringende Kugel. Von französischen Sanitätsoldaten in das Militärhospital gebracht, ist er alsbald gestorben und sodann auf dem Friedhof daselbst beerdigt, wo ein Kreuz seine Ruhestätte ausweist. Ein Freund widmete ihm folgenden Nachruf:

„Es hielt ihn nicht bei Troß und Wagen,
Wo nie die Kriegsdrommete klingt,
Sein Platz war vorn, wo stets von neuem
Der Tod mit jungem Leben ringt.

So eilte er zu den Mlanen,
Sein einz'ges Lösungswort war: Ran!
Da kam die Kugel! Und vom Pferde
Sank tot ein ganzer, deutscher Mann!

Feldpostbriefe.

Hannover, 9. August 1914.

Man wollte mich neuerdings in die Ersatzabteilung stecken. Ich wäre dann noch sechs Wochen in Hannover untätig gewesen. Durch große Anstrengungen ist es mir gelungen, als Vizewachtmeister und Offizierstellvertreter im Reserveregiment





Paul Meyer-Ellerhorst.



der Königsulanen unterzukommen. Ich bin glücklich darüber. Den ganzen Tag bin ich keinen Augenblick zur Ruhe gekommen. Morgen in aller Frühe rücken wir nach Frankreich. Hierbleiben wollte ich nicht um die Welt.

Echternach, 17. August 1914.

Mit dem gestrigen Tage ist die reguläre Feldpost in Tätigkeit getreten, d. h. soviel ich in Erfahrung bringen konnte, bislang nur für die Brieffschaften, die vom Kriegsschauplatz kommen. Es ist daher für mich wieder möglich, geschlossene Briefe zu schreiben. Mir geht es ausgezeichnet. Am 10. d. M. nachmittags sind wir in Hannover abgedampft und nach 36stündiger Fahrt durch die schönsten Gegenden Deutschlands in Trier bei Nacht und Nebel gelandet. In Trier hatte bereits ein französischer Flieger Bomben geworfen, die den Bahnhofsanlagen galten, aber fehlgingen und keinen nennenswerten Schaden anrichteten. Hinter Trier ist der Flieger herunterschossen. Wir sollten ursprünglich drei Tage bleiben. Am ersten Tage kam aber bereits der Marschbefehl für die nächste Nacht, in der wir dann nach Luxemburg abritten. Mittags in glühender Hitze kamen wir in Echternach an und liegen seitdem hier untätig, d. h. wir sind noch nicht an den Feind gekommen. Natürlich wird jeden Tag ganz erheblich Dienst getan, um die Leute, die mit Ausnahme von ganz wenigen Offizieren und Unteroffizieren Reserve- und Landwehrleute sind, wieder einzudrillen. Augenblicklich ist hier das übelste Regenwetter. Jeden Tag wird man bis auf die Haut naß und überhaupt kaum wieder trocken. Den Kulturmenschen hat man zum größten Teil bereits abgelegt. Bequemlichkeiten gibt es nicht mehr. Hier in dem kleinen Echternach liegen im ganzen 6—7000 Mann Militär. Da muß sich jeder nach der Decke strecken. Wahrscheinlich bleiben wir noch bis zum Sonnabend hier; warum, weiß man nicht. Nachrichten dringen überhaupt nicht hierher. Man hört nur das allerälteste und das ganz französisch gefärbt. Die Echternacher sind im Grunde stockfranzösisch, haben aber die Truppen, wohl mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe, gut aufgenommen.

In der Nähe von Bouillon, den 24. August 1914.

Mir geht es ausgezeichnet. Wir sind nach sehr heftigen siegreichen Gefechten (Maiffin u. a.) auf dem Vormarsch gegen Sedan. Seit vier Tagen sind wir aus unsern Kleidern nicht herausgekommen. Nachtpatrouillen wechseln mit Feldwachen und anderen Postierungen. Nachrichten habe ich noch immer nicht erhalten.

Schreiben des Oberleutnants Graf Wilhelm von Wedel, späteren Rittmeisters beim Stabe der 15. Reserve-Division, an die Eltern.

Frankreich, den 27. Oktober 1914.

Leider kann ich Ihnen nur mitteilen, daß der Tod Ihres Sohnes einwandfrei festgestellt ist und derselbe in Sedan auf dem Kirchhof bestattet sein soll. Letzteres



wurde mir Sonntag von seinem Eskadron-Chef Rittmeister Siemers mitgeteilt, doch bedarf diese Nachricht noch näherer Aufklärung. Seitens des Ulanen-Regiments werden Nachforschungen noch gemacht. Wir haben alle den Tod Ihres Sohnes aufs tiefste bedauert, er war nicht nur ein schneidiger und pflichttreuer Soldat, sondern auch ein treuer und guter Kamerad, den wir aufrichtig liebgewonnen hatten. Ich war am Tage des Patrouillenrittes, 25. August, Nachrichtenoffizier des Regiments und war mit zwei Ulanen auf Sedan vorgeritten, um durch Ausfragen der Einwohner festzustellen, wo die feindlichen Truppen geblieben waren, und ob Sedan vom Feinde frei sei. Ihr Sohn hatte ganz unabhängig von mir einen Patrouillenauftrag Richtung Sedan erhalten, der Vizewachtmeister Janßen hatte sich ihm angeschlossen. Ganz zufällig traf ich am Nordausgang von Sedan diese Patrouille, die sich mir sofort anschloß, und unter Hurrarufen ritten wir kreuz und quer durch Sedan hindurch. Mein Ziel war die Maasbrücke in Sedan, von der ich erwartete, daß sie entweder gesprengt oder besetzt sein würde. Ganz kurz vor diesem Ziel wurde unserm Siegeslauf ein jähes Ende bereitet. Als wir um eine Straßenecke bogen, standen uns plötzlich auf einem freien Platze ca. 20–30 Rothosen gegenüber. Sie standen auf den obersten Stufen der Freitreppe des Theaters und hatten sich offenbar zu unserm Empfange bereit gestellt. Sobald wir um die Straßenecke bogen, empfingen sie uns mit einem mörderischen Feuer, so daß uns die Steinsplitter um die Ohren flogen. Ihr Sohn ritt links neben mir und war, da wir ziemlich schnell ritten, noch etwas weiter vorgeprescht. Fast von selbst hatten unsere Pferde kurz kehrt gemacht, und im Nu waren wir hinter der Straßenecke wieder verschwunden. Als ich mich umsah, sah ich Ihren Sohn neben seinem ebenfalls von mehreren Kugeln getroffenen Pferde auf dem Trottoir liegen. Ich sah, daß er am Kopfe blutete. Aber leider war es nicht möglich, ihm zu helfen; eiligster Rückzug war für mich bittere Notwendigkeit; schweren Herzens mußte ich ihn seinem Schicksal überlassen. Ich glaube aber bestimmt, daß er einen schnellen Tod gefunden hat. Nach Sedan bin ich dann nicht wieder hingekommen; nur einmal im September bin ich im Auto durchgefahren, ohne Zeit zu haben, mich länger aufzuhalten. Hätte Ihr Sohn diesen Tag überlebt, so würde er das Eiserne Kreuz bekommen haben. In meinem Bericht, in dem ich den Vizewachtmeister Janßen zum Eisernen Kreuz eingegeben habe, habe ich Ihres Sohnes tapferes Verhalten besonders rühmend hervorgehoben. Er ist als Held fürs Vaterland gefallen, und das wird auch Ihnen und den Ihrigen in Ihrem Schmerz ein Trost sein. Sollte ich aus diesem Kriege lebend hervorgehen, so werde ich sicherlich meiner alten Heimatstadt Oldenburg einen Besuch abstatten und bin dann gern erbötig, Ihnen auch mündlich noch zu erzählen.



Hermann v. Negelein.



Hermann von Negelein

Hauptmann, Sohn des † Großherzoglich oldenburgischen Forstrats von Negelein, geboren am 28. März 1875, erlangte am 24. März 1893 auf dem Gymnasium in Oldenburg das Zeugnis der Reife. Er bezog zunächst die Universität Berlin, um die Rechte zu studieren, änderte aber seinen Lebensplan, als er vom 1. April 1893 an im 3. Garde-Regiment zu Fuß seiner militärischen Dienstpflicht genügte, und wurde mit der Aussicht auf Beförderung im November darauf zum Königin-Augusta-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 4 versetzt. Nachdem er die Offiziersprüfung vorzüglich bestanden hatte, wurde er am 18. Oktober 1894 Leutnant. Vom 18. August 1898 bis zum 19. September 1901 war er als Erzieher zum Kadettenhaus in Karlsruhe befohlen. Zu seiner weiteren Ausbildung kam er in den folgenden Jahren zur Kriegsakademie. Am 22. Mai 1904 wurde er zum Oberleutnant befördert. Nachdem er im Sommer 1905 vom 21. Juli bis zum 12. September zur 2. Matrosen-Artillerie-Abteilung befohlen war, wurde ihm vom 16. Dezember 1905 ab ein Urlaub von 3½ Monaten zu einer Reise nach England und den englischen Kolonien bewilligt. Im Juli 1907 nahm er an einer Generalstabsreise im Bereiche des Gardekorps teil und wurde darauf vom 1. April 1908 ab zwei Jahre zur Dienstleistung beim Großen Generalstab befohlen. Nach Ablauf dieser Zeit wurde er am 22. März 1910 zum Hauptmann befördert und zum Infanterie-Regiment Nr. 46 nach Posen versetzt, wo ihm alsbald die Führung der 1. Kompagnie übertragen wurde. Hier hat er die Bestrebungen des Jungdeutschlandbundes eifrig gefördert. Seine Eindrücke in England, Frankreich, Italien und Indien hat er mit großem Interesse niedergeschrieben. Als Führer seiner Kompagnie rückte er am 8. August 1914 von Posen aus ins Feld zur Armee des Kronprinzen, nahm mit seinem Regiment vom 22. bis 26. August an den Schlachten bei Longwy teil und stand Mitte September östlich der Maas zwischen Toul und Verdun. Am 27. September wurde er mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, aber schon am 30. September fand er im Kampf für das schwer bedrohte Vaterland als Führer des I. Bataillons bei Vauz im grünen Buchenwalde oben in der Côte Lorraine den Heldentod.

„Ich habe ihn ganz besonders verehrt“, so schrieb der Oberst des Regiments an die Gattin, „und war er mir in seiner aufopfernden Pflichttreue eine große Hilfe und Stütze. Beim Vorgehen in die letzten Stellungen bei Vauz hatte er den schwierigen Anmarsch durch den dichten Wald geleitet. Stets vorn mit seiner braven 1. Kompagnie, wies er jeden Angriff des Gegners zurück. Hierfür durfte ich ihm die Freude machen, ihm das mehrfach wohlverdiente Eisene Kreuz zu verleihen. Geschmückt mit diesem übernahm er dann die Führung des I. Bataillons



für den verwundeten Major. Todesmutig setzte er am 30. September sich an die Spitze von 2 Kompagnien, um im Verein mit dem Füsilier-Bataillon des Grenadier-Regiments Nr. 6 den Gegner aus einer verschanzten Stellung zu werfen. Beide Führer mußten bei dieser Aufgabe ihr Leben für König und Vaterland lassen.“ — „Im schönen grünen Wald, den er stets so geliebt“, schrieb einer seiner Kameraden, „hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. Nur wer sein Grab gesehen hat und die Schwierigkeiten kennt, im feindlichen Granatfeuer eine letzte Ruhestätte zu bereiten, kann ermessen, wie groß die Liebe der Leute der 1. Kompagnie zu ihrem Führer gewesen sein muß.“ Und sein Feldwebel schrieb: „Wir haben einen gerechten, zuvorkommenden, sich für das Wohl seiner Untergebenen aufopfernden Vorgesetzten verloren und werden sein Andenken stets in Ehren halten.“

Feldpostbriefe.

Posen, 6. August 1914.

Wir ziehen in einen schweren Krieg. Nur eins kann man jetzt schon sagen: Ehrlos wird Deutschland nicht daraus hervorgehen. Deutschland geht ernsten Zeiten entgegen, aber leichter hat es Friedrich der Große auch nicht gehabt, er hatte zeitweise noch mehr Feinde. Und doch ist er schließlich Sieger geblieben. Unsere Leute ziehen mit einem herrlichen Vertrauen ins Feld. Aus vollem Herzen dankbar bin ich, daß ich auch mit dabei sein darf, unser liebes, schönes deutsches Vaterland zu schützen, und dazu noch mit meinen braven Leuten zusammen. Gott schütze Euch alle und schenke uns ein Wiedersehen.

Aus dem Felde.

Wir habens viel besser als Ihr, wir handeln, und Ihr müßt warten, diese Zeit kann für Euch nur im Gottvertrauen überstanden werden.

Nach den Schlachten bei Longwy.

Wie dankbar muß man sein, eine solche herrliche Zeit, einen solchen Aufschwung unseres Volkes mit erleben zu dürfen. Ihr könnt uns wirklich beneiden, wir erleben hier eine ganz wunderbar große Zeit, voll von ethischen Trieben und Gottvertrauen. Das immer wieder zu fühlen, ist herrlich. Und wir wissen, hinter uns steht das ganze deutsche Volk. Das gibt immer neue Kraft. Wie anders beim Feinde! Das sehen wir bei jedem Schritt.





Fris Notholt.



Fritz Notholt

Kunstmaler, geboren am 2. Februar 1884 als Sohn des Kaufmanns Wilhelm Notholt in Oldenburg, fiel am 17. September 1914 bei einem Angriff des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 74 auf Reims in heldenmütigem Kampfe und in vorderster Linie durch einen Gewehrschuß in die Brust. Schon in seiner frühesten Jugend waren ihm Papier und Stift die liebsten Unterhaltungen, und seine reiche Phantasie gab für ihn und seine Kameraden den Stoff für die schönsten Spiele, aber auch reichlich für Untaten her. Daher war die Schule nicht immer sein liebster Aufenthalt. Da seine Eltern 1895 nach Bremerhaven und drei Jahre später wieder zurück nach Oldenburg zogen, so hatte die wiederholte Umschulung zur Folge, daß er das Zeugnis für den Einjährig-Freiwilligen Militärdienst zunächst nicht erlangte. Sein Vater glaubte ihm mit der krassen Wirklichkeit das Beste zu geben und nahm ihn kurzer Hand als Lehrling in sein Geschäft. Bald darauf erwarb er sich nun doch noch den Berechtigungsschein zum Einjährig-Freiwilligen Dienst und kam 1900 nach Magdeburg in eine photo-chemigraphische Anstalt. Von 1902 bis 1905 besuchte er die Akademie für graphische Künste und Kunstgewerbe in Leipzig, und hier war es, wo er fühlte, daß er Künstler werden müsse. Nachdem er die Einwilligung seiner Eltern erhalten hatte, zog er nach München. Hier verbrachte er 1905 bis 1910 die schönste Zeit seines kurzen Lebens. Durch die treueste Freundschaft, wie sie wohl selten im Leben dasteht, mit dem Baron von Fuchs-Nordhoff verbunden, wurde es ihm möglich, den Verkehr mit reichbegabten und wirklich vornehmen Menschen zu pflegen und sein Wissen dadurch bedeutend zu bereichern. Das höchste Maß der Menschlichkeit und der Kunst zu erstreben, hatte er sich vorgenommen. Schöne Reisen nach Algier, Italien und Belgien förderten ihn sehr in seiner Kunst, bis er 1910 durch den Tod seines Vaters nach Oldenburg zurückgerufen wurde. Hier blieb er zunächst und genügte vom Herbst desselben Jahres an seiner Militärpflicht. Er lebte von nun an in seiner Vaterstadt seiner Kunst, längeren Aufenthalt nahm er in Störort an der Elbe bei seinem Freunde Fuchs-Nordhoff und dessen auch als Künstlerin bekannter freisinnigen Gattin. Der Ausbruch des Krieges rief ihn zu den Fahnen, und wie so manches junge Blut opferte auch er freudig sein Leben dem von allen Seiten bedrängten Vaterlande. Vollschlichter Treue und Mut hat er sich bei allen Gelegenheiten ausgezeichnet. Er war zum Eisernen Kreuz eingegeben und hätte es erhalten, wenn ihm nicht der Tod fürs Vaterland beschieden gewesen wäre. — Sein Skizzenbuch, das er während des Feldzuges geführt hatte, ist leider in dem Getümmel der Kämpfe jener Tage verloren gegangen. Sein Aufenthalt im Hause der Mutter war ihm durch die Hoffnung verschönt worden, daß er seiner Vaterstadt durch seine Kunst noch gute Dienste leisten könnte. Zugleich verband ihn treue Freundschaft mit dem Kunstmaler G. Vakenhus.



Christoph Onken

Studiosus der Staatswissenschaften, Leutnant der Reserve, Inhaber des Eisernen Kreuzes, Sohn des verstorbenen Fabrikbesizers Detje Onken in Zetel, geboren den 23. Juli 1888 in Zetel, erlangte Ostern 1909 auf der Oberrealschule zu Oldenburg das Zeugnis der Reife. Ein schönes Leben lag vor ihm. Das Schicksal hat es anders gewollt und diesen treuen, guten Menschen aus der Bahn gerissen. Eine wissenschaftliche Arbeit von ihm über die bäuerlichen Verhältnisse in der Herrschaft Zeven und in der Herrlichkeit Rnyphausen liegt druckfertig vor und wird voraussichtlich im nächsten Jahrbuch für Altertumskunde und Landesgeschichte, Kunst und Kunstgewerbe erscheinen. Am 1. April 1909 unterzog er sich als Einjährig-Freiwilliger seiner Dienstpflicht im Infanterie-Regiment Nr. 82. Nach der Mobilmachung zog er mit dem Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 in den Krieg und machte die Kämpfe bei Chatelet am 12. August, bei St. Quentin am 28.—29. August und bei Reims vom 12. September an mit. Hier wurde er am 27. September durch Schuß in die linke Hand verwundet. Nach seiner Ausbildung in Döberitz wurde er am 22. Juni 1915 zum Leutnant der Reserve befördert, reiste am 6. Juli zu seinem Regiment nach Rußland und nahm an den Kämpfen um Lublin so rühmlichen Anteil, daß ihm das Eisene Kreuz verliehen wurde. Lange erfreute er sich dieser Auszeichnung nicht mehr. Er erlag seinen Wunden, die er am 30. Juli durch Gewehrscuß in die Hüfte bei Zalesie erhalten hatte, am 1. August im dortigen Feldlazarett. Er hat seine letzte Ruhestätte unter hohen Tannen im Garten des Meierhofes in der Nähe von Pjaski gefunden. Herr Hauptmann und Bataillonsführer v. Raumer schrieb an die Mutter: „Ihr Sohn kam erneut mit frischem Eifer ins Feld und war bemüht zu helfen, wo er konnte. Er war aufs beste für seine Leute besorgt, im Gefecht war er unerschrocken und ein heldenmütiges Vorbild. Sein bescheidenes, freundliches Wesen machte ihn zu einem geschätzten Kameraden, den wir sehr vermissen. Sie können stolz auf diesen Sohn sein, der mit so hohem Pflichtgefühl beseelt war.“

Feldpostbriefe.

Belgien, 17. Aug. 1914.

Da es Regenwetter ist, und da im Lager noch alles still ist, so glaube ich wagen zu dürfen, etwas ausführlicher zu schreiben. Ein paar sehr anstrengende Tage liegen hinter uns. Bei größter Hitze und fürchterlichem Staube mußten wir lange Märsche machen zu dem Zweck, möglichst schnell zur Maas zu kommen. Wir liegen jetzt am nördlichen Ufer der Maas. Auf unserem Marsch sahen wir





Christoph Dnken.



allerlei Interessantes. Zunächst die Urdenen, hohe Felsen, tiefe Schluchten, Wasserfälle. Die Chaussee war an vielen Stellen unpassierbar gemacht. Die Pioniere hatten aber die Hindernisse wieder beseitigt. Die höchsten und dicksten Stämme hatte man umgelegt und über die Straße geworfen. Felsen hatte man gesprengt, so daß die Steinmassen auf dem Weg lagen. Mit Wagen, Stacheldraht, Eisenstangen hatte man Verhaue gemacht. Die Brücken waren gesprengt, auch die schöne Brücke über die Maas. Dann sah man viele zerstörte Häuser. Man hatte sie eingeschert, weil die Bewohner aus den Fenstern geschossen hatten. Die meisten Bewohner hatten sich aus dem Staube gemacht. Einige waren dageblieben und sahen verängstigt aus. Das alles konnte man mit eigenen Augen sehen. Aber was ist wohl schon alles passiert, was man nicht sieht, wovon man nur so von ungefähr hört. An der Maasbrücke, wo wir einige Zeit Halt machten, sahen wir die Einschläge der großen Geschütze, allerdings ganz in der Ferne. Man sah dann immer eine große Staubwolke. Hier im Lager ist nicht viel los. Gestern mußten wir sogar exerzieren — die Soldaten mit ihren wund gelaufenen Füßen.

Oldenburg, den 6. Juli 1915.

Meine geliebte, teure Mutter! Mein lieber Bruder Johann!

Leider muß ich Euch mitteilen, daß ich heute abend noch nach Berlin muß. Von da geht es morgen zur Armee Mackensen. Also, es zieht ein Bursch wieder hinaus, um für des Reiches Herrlichkeit sein Blut zu vergießen. Wie schade, daß es so plötzlich kommt. Nun ist mir bloß noch dieser Abschied möglich. Nur schriftlich kann ich Euch das letzte Lebewohl sagen. Du liebe, gute Mutter, und auch Du, mein lieber Johann, lebt beide recht wohl. Wolle Gott, daß ich Euch Lieben über kurz oder lang wiedersehe. Mit den allerherzlichsten Grüßen Euer
Christoph.

Rußland, den 15. Juli 1915.

Am Dienstag, den 6. Juli, mußte ich ja plötzlich fort. Leider! Ich wäre noch gerne ein paar Wochen in Oldenburg geblieben. Aber es konnte ja nicht mehr sein, und in Punkto Befehl gibt es ja kein Hadern und Zaudern mehr. Von Oldenburg fuhr ich am Dienstag abend um 11 Uhr mit dem Schnellzug (Schlafwagen) nach der Reichshauptstadt ab. Am andern Morgen traf ich mit den andern neugebackenen Offizieren zusammen. Einige kannte ich von Döberitz her. Erst am Donnerstag morgen fuhren wir mit dem Schnellzug nach Breslau und dann weiter nach Krakau, wo wir einen Tag Aufenthalt hatten. Wir fuhren dann über Tarnow, wo am 28. April die große Durchbruchschlacht begann, also durch ein Gebiet, das durch all die Kämpfe sehr bekannt geworden ist, über den Dunajec und den San. Die Spuren der Kämpfe sah man noch überall. Von da ging die Fahrt sehr langweilig vorwärts. Mit der Bahn fuhren wir bis



Rawaruska, wo das Armeekommando stand. Leider habe ich Generalfeldmarschall Mackensen nicht gesehen. Von Rawaruska ging es mit Lastautomobilen nach Rußland hinein, zunächst bis Samosze. Hier nahm uns das Korpskommando in Empfang. Es holte uns mit Automobilen ab und brachte uns nach einem wundervollen Schloß. Ach, wer da so schön friedlich hausen kann! Der Besitzer hatte sich aus dem Staube gemacht. Auch den Erbprinzen von Oldenburg habe ich dort gesehen. Nach einer Stunde Rast im Auto zur Division, von hier zu Fuß zum Regiment und zur 7. Kompagnie, die Leutnant Blum führt. Außer mir ist noch Leutnant Weichardt bei der Kompagnie. Ich freue mich, daß ich bei den 91ern bin. Wir liegen südlich von Lublin, seit gestern abend sind wir in Reserve. Morgen geht es ins Gefecht. Die Artillerie wirkt schon mächtig. Die ganze Nacht dauerte der Geschützdonner an. Das Wetter ist rauh und kalt. Nun bange Dich auch nicht zu sehr, meine liebe Mutter, um mich. In das Unvermeidliche muß man sich fügen.

Rußland, 22. Juli 1915.

So, jetzt ist meine Deckung neu ausgebaut und mit Stroh ausgelegt. Da sollte man eigentlich pennen, denn die Russen lassen sich augenblicklich nicht sehen, sondern verhalten sich ziemlich ruhig. Nur dann und wann ein Flintenschuß und ein Schrapnellgeschöß. Doch wer weiß, was einem morgen schon blüht; dann kann man vielleicht nicht mehr schreiben. Bis zum 16. Juli hatte ich Euch meine Erlebnisse erzählt. Am 17. Juli hieß es, das Regiment 91 sollte in Armeereserve. Als solche wäre man ja nicht so schnell ins Feuer gekommen. Aber morgens um 7 Uhr mußten wir an einem bestimmten Punkte sein. Wir lagen ein paar Stunden im Walde und warteten auf Befehl. Unmittelbar hinter uns feuerte die Artillerie ihr Trommelfeuer. Gegen Mittag ging es vor, bis wir aus dem Walde kamen. Hier begegneten uns die ersten Verwundeten und Gefangenen. Auch konnten wir von hier aus schon die feindlichen Verteidigungswerke auf einer Anhöhe sehen. Wir zogen daran vorbei, sahen allerlei Lote und Kriegsgeräte und folgten den Russen. Wir kamen gegen Abend vor einem Walde (links) und einem Dorf (rechts) an. Hier blieben wir liegen und hoben Schützenlöcher aus. Des Nachts hörten wir die Russen schon herumrumoren, sie lagen nahe vor uns, etwa 800 m. Sobald es Tag wurde, ging die Musik los, und was für eine! Ich lag mit dem rechten Flügel meines Zuges an einem Wege, die anderen beiden Züge hatten sich im Kornfeld eingebuddelt, so daß sie nicht zu sehen waren. Ich lag dagegen auf einem abgemähten Feld und konnte mich gegen Sicht nicht decken. Dazu kam, daß in meiner rechten Flanke ein Dörfchen lag, das mir dadurch gefährlich werden konnte, daß mein Flügel nicht durch andere Truppen gesichert war. Die Russen kamen aus allen Himmelsgegenden, von vorn und von rechts, viele versuchten ins Dorf zu kommen. Ein eingesezierter Zug, der als Reserve zurückgehalten worden war, verhinderte aber, daß die Russen sich im Dorf festsetzten. Sie hatten sogar

allerlei Verluste. Mein Zug wurde den ganzen Tag über stark von halbrechts beschossen; und wie ich sah, daß die Russen ins Dorf drangen, sah ich mich genötigt, meinen Zug eine andere Front einnehmen zu lassen. Das Manöver gelang trotz heftigen Gewehr- und Maschinengewehrfeuers. Ich hatte gottlob keine Verluste dabei. Wie ich noch in der alten Stellung lag, schossen mir so ein paar verfluchte Russen dauernd mit Explosivgeschossen vor die Nase. Sie trafen allerdings nur meine Deckung. Die Übeltäter waren schwer zu entdecken. Die Richtung, aus der die Schüsse kamen, hatte ich bald spitz, und mit meinem vorzüglichen Fernglas, das ich mir gekauft habe, gelang es mir auch, einen Kerl, der im Gras vorwärts kroch, zu finden. Ich gab einem Mann das Glas zum Beobachten meiner Schüsse. Ich selbst nahm ein Gewehr und habe meine ganze Geschicklichkeit und Ruhe beim Schießen verwandt. Ich mußte mich weit aus der Deckung hervorwagen, sonst konnte ich nicht gut sehen. Nach dem vierten und fünften Schuß aus meiner Flinte konnten wir feststellen, daß dem Russen die Lust am Kriechen vergangen war. Das so nebenbei. Raum hatte ich die Frontveränderung meines Zuges vorgenommen, so steigerte sich das Feuer links von mir, wo die sechste Kompagnie lag, immer mehr. Der Lärm wurde immer wüster. Die Artillerie schloß, als wenn sie es bezahlt bekomme. Da hieß es durch eine Befehlsordnung, die gerannt kam: „Herr Leutnant sofort zum Bataillonsstab kommen.“ Ich fragte, was los sei. Unser Kompagnieführer sei verwundet am Bein, der andere Leutnant an der Hand (glücklich verpaßte Heimatschüsse). Wie ich hinrenne, wird mir schon klar, was ich soll: das Kommando über die Kompagnie übernehmen. Da sehe ich auch schon, daß die 6. Kompagnie vorgeht. Ich handle eigenmächtig, übernehme das Kommando. Schon vorher hatte ich gesehen, daß an einzelnen Stellen die Russen zurückgingen. Wir schießen ihnen nach und auch die Artillerie tat ihr Bestes. Nun geht es vor. Ich selbst immer voran. Mir war die Gefahr ganz Wurst. Im Vorgehen machten wir eine Rechtschwenkung. Da stießen wir auch schon auf die ersten Russen, die wir gefangen nahmen. An der Strohdiele fand ich den Russen, der von da dauernd auf mich geschossen hatte, tot. Die 7. Kompagnie machte so etwa 40 Gefangene. Das Maschinengewehr haben wir leider nicht bekommen. Wir verfolgten weiter, allerdings ging es nur langsam; denn das III. Bataillon war nicht so gut vorgekommen, erst gegen Abend drang es vor. Gegen Abend setzten wir uns auf einer Anhöhe fest und buddelten uns ein. — Das war ein großer Tag in meinem Leben. Solange ich lebe, denke ich daran zurück. Der gewaltige Schlachtenlärm, die Abendstimmung, die brennenden Häuser, die vorgehenden Schützenlinien, alles das machte einen furchtbaren Eindruck auf mich. Die Verluste in meiner Kompagnie betragen 2 Tote und 14 Verwundete, darunter 2 Offiziere. Am andern Tage gingen wir weiter vor in aufgelöster Ordnung (Schützenlinie). Wir besetzten dann einen Wald, wo wir ganz grauenhafte Augenblicke erlebten. Die 6. und 7. Kompagnie blieben geschlossen im Walde,



die 5. Kompagnie besetzte den Waldrand. Nicht weit davor lagen die Russen wieder in guten Stellungen fest. Da auf einmal wurde der Wald unter Artilleriefeuer (schweres Kaliber = 21 cm) genommen. Das ganze Waldstück war eine Staubwolke. Die 6. Kompagnie verlor mit einem Schlag 3 Tote und 11 Verwundete. Alles schien sich aufzulösen. Ich über all die abgerissenen Baumstämme zum Bataillonsführer, um zu fragen, was werden sollte. Da ich ihn nicht mehr fand, zurück zum Platz, wo die 7. Kompagnie lag. Viele waren schon weg. „Alles in Marsch, Marsch hinter dem Walde sammeln!“ Hier brachte ich glücklich die Kompagnie wieder zusammen und legte sie so, daß nicht große Verluste eintreten konnten. Um mich zu überzeugen, ob nicht noch Leute im Walde zurückgeblieben seien, ging ich noch mal zurück. Aber kaum war ich 20 Schritt gegangen, da kam wieder so ein Ding an. Ich flog zur Erde, gottlob ist mir außer einer zerschundenen Nase nichts passiert. Da habe ich fürs erste den Wald gemieden. Gegen Abend bekam ich Befehl, den Waldrand zu besetzen. Die ganze Nacht hat es geregnet. Durchnäht bis auf die Haut, hatte ich eine unruhige Nacht. Am anderen Morgen konnten wir feststellen, daß die Russen fort waren. In Schützenlinien gingen wir dann vor, immer durch das nasse Korn bis an eine russische Stellung, die auch schon verlassen war. Da hieß es plötzlich: „Nach links sammeln.“ Wir sind ein paar Stunden marschiert. Ich bekam gottlob ein Pferd, und stolz und kühn bin ich hinter der Kompagnie hergeritten. Diese Herrlichkeit hat allerdings nicht lange gedauert. Wir fanden die Russen bald wieder. — Seit zwei Tagen liegen wir jetzt in Stellung bei Piaski, südöstlich von Lublin. Die Russen haben ganz stark ausgebaute Anlagen mit mehrfachem Stacheldrahtverhau. Gestern machten sie einen Angriff, der indessen scheiterte. Das I. Bataillon machte 58 Gefangene, darunter ein Hauptmann. Heute haben die Russen wenig von sich hören lassen. Diese Nacht geht der Tanz vielleicht wieder los. Wenn der rechte Flügel erst etwas weiter gekommen ist, greifen auch wir an. Na, denn Gott befohlen. Wollen schon unsere Pflicht tun. Komme ich wieder nach Haus, erzähle ich Euch alles ausführlich. Komme ich nicht wieder, dann wißt Ihr doch wenigstens, was ich hier noch alles durchgemacht habe. Ich will gleich noch mal die Stellung und die Posten nachsehen und mich dann noch etwas ins Stroh packen. Diese Nacht muß ich doch noch mit wachen. Unsere Verpflegung ist gerade nicht schlecht. Es gibt ein halbes Brot, Kaffee und einmal warmes Essen.

Rußland, den 26. Juli 1915.

Wir liegen noch auf derselben Stelle südlich von Piaski südlich von Lublin. Die Russen haben eine starke Stellung etwa 1200 m vor uns. Bislang konnten wir noch nicht angreifen. Dafür waren die Russen zweimal hier, mitten in der Nacht, sie wollten uns durchaus zurücktreiben. Das ist ihnen gottlob nicht gelungen. Sie haben im Gegenteil tüchtig was auf dieacks bekommen. Das Vorgelände



zeigt es ja, da liegen viele, viele tote Leute. Ich war vorgestern mit Leutnant Harbers (Artillerieoffizier von den 62ern, der vorgestern als ältester von uns beiden die Kompagnie bekommen hat) mal los und habe mir mal das Leichenfeld angesehen. Grauensvoll, kann ich nur sagen. Wer weiß, wie bald ebensoviel und vielleicht noch mehr deutsche Männer vor der russischen Stellung liegen! Unsere Stellung haben wir immer mehr ausgebaut, Unterstände aber nicht gemacht. Im Vorgelände haben wir einen Stacheldrahtverhau. Ein Maschinengewehr in der Kompagnie, ein paar Handgranatenwerfer. Ich selbst habe auch ein paar Handgranaten in der Tasche. Laß die Russen nur kommen, sie sollen ordentlich empfangen werden, und teuer wollen wir unser Leben verkaufen. Mit dem neuen Kompagnieführer komme ich gut aus. Wir haufen zusammen und teilen miteinander. Ich freue mich, daß er gekommen ist, ich bin sein Stab und unterstütze ihn, so gut es geht. Meinen Geburtstag habe ich still im Schützenloch verlebt. Abends bekam ich noch zufällig eine Flasche Wein, die mir ganz ausgezeichnet mundete. Und so gegen 12 Uhr wollten mir auch die Russen noch gratulieren. Sie erreichten aber nicht ihr Ziel. Zum Schluß möchte ich Euch mitteilen, daß ich auch das Eiserne Kreuz für Tapferkeit im letzten Gefecht bekommen habe. Hoffentlich kann ich es lange tragen und komme gesund wieder in die Heimat zurück. Lebt recht wohl und seid alle herzlichst begrüßt von Eurem
Christoph.



Werner Detken

Sohn des Ökonomierats Detken in Oldenburg, geboren am 15. April 1883 zu Linswege, Amt Westerstede, erwarb das Zeugnis der Reife auf dem Gymnasium zu Oldenburg und widmete sich der landwirtschaftlichen Wissenschaft. Er studierte von 1903 bis 1906 an dem landwirtschaftlichen Institut der Universität Leipzig, erlangte die philosophische Doktorwürde und bestand die Staatsprüfung mit I. Nachdem er zwei Jahre als erster Assistent des Prof. Dr. Falke in Leipzig tätig gewesen war, übernahm er die wissenschaftliche Leitung der Heineschen landwirtschaftlichen Saatgutzucht in Hadmersleben und später die gleiche Stellung bei der Firma Strube-Schlanstedt in Sachsen. Am 9. August 1914 trat er als Kriegsfreiwilliger in die Reihen der Vaterlandsverteidiger, wurde am 20. März 1915 im II. Garderegiment zu Fuß zum Leutnant der Reserve befördert und fand in der Schlacht an der Wisloka am 5. Mai beim Sturmangriff den Heldentod. Er hat eine vollendete, der Drucklegung harrende Arbeit über Zuckerrüben-Variabilität und Vererbung hinterlassen. „In jüngeren Saatzüchtereisen ragte er durch seine große Tüchtigkeit und seinen eisernen Fleiß hervor. Sein tiefes Wissen mit klarem Blick für die Praxis, sein sonniges Gemüt und seine vornehme Gesinnung sichern ihm ein treues Andenken“, so schrieb ein Freund an den Vater.

Feldpostbrief.

Berlin, 16. August 1914.

Liebe Eltern!

Aus Vaters Brief habe ich zu meiner großen Freude gesehen, daß er die Sachlage jetzt doch anders beurteilt als zuerst und mir seine Zustimmung zu meinem Entschlusse nicht mehr vorenthält. Ich verstehe es ja sehr gut, daß er sich veranlaßt sah, mich auf alle Folgen, die mein Schritt möglicherweise haben kann, aufmerksam zu machen und mich namentlich auch darauf hinzuweisen, daß ich vielleicht meinem Vaterlande mehr nützen könnte in meiner alten Friedensstellung in Schlanstedt, denn als Träger einer Muskete im Felde. Ich bin ihm gewiß für alle seine Ausführungen, deren Berechtigung an sich ich vollkommen anerkenne, von Herzen dankbar. Aber ich werde doch von Tag zu Tag mehr in der Überzeugung bestärkt, daß ich so handeln mußte, wie ich getan habe.

Deutschland steht vor einem sicherlich langen und schweren Kampfe. Es geht um Sein oder Nichtsein. Aber noch um mehr als das, und darauf möchte ich das Hauptgewicht legen: es geht um die deutsche Kultur, ja im Grunde um die Kultur und die Wohlfahrt der Menschheit. Es geht für Wahrheit und Recht gegen Lug und Unrecht. Müßte Deutschland unterliegen, so würden Kräfte und





Werner Dettken
in seinem Laboratorium.



Anschaungen in der Welt zur Herrschaft gelangen, die der Tod aller echten Kultur, Freiheit und Moral wären. Bei dieser Sachlage, und das habe ich mir auch nach reiflicher und wiederholter Prüfung immer wieder sagen müssen, ist es Pflicht jedes wahrhaftigen Mannes, zumal desjenigen, der noch nicht an Weib und Kind zu denken braucht, einzutreten mit Leib und Leben für die hohen Güter, die auf dem Spiele stehen. Da kommt es auch weniger darauf an, daß man seinem Vaterlande möglichst viel „nützt“, sondern daß man „sich selbst“ einsetzt. So müssen namentlich wir Gebildeten denken und tun, damit das ganze Volk fortgerissen werde zu gewaltiger Erhebung.

Ich könnte es auch nicht ertragen, daheim zu bleiben und zu sehen, wie Landwehr- und Landsturmlaute von Haus und Familie forteilten, ernstes Angesichts, aber entschlossen und furchtlos. Und vor allem könnte ich es später nicht ertragen, wenn mich jemand fragte: „Wo warst denn Du während des großen Kampfes?“ Ich würde mir dann unsagbar lumpig vorkommen. — — Der Andrang der Freiwilligen war und ist noch immer riesenhaft. Mutter müßte hier die Mütter sehen, die ihre kriegsfreiwilligen Söhne besuchen, und denen ordentlich der Stolz aus den Augen leuchtet. — — Kürzlich bin ich zum ersten Male mit meiner neuen Uniform ausgegangen. Ich hätte es nie geglaubt, daß ich mich als gewöhnlicher Grenadier so stolz fühlen könnte. — — In sechs Wochen, so hoffe ich, wird unsere Ausbildung beendet sein. Dann geht's hinaus an den Feind. Wenns irgend zu machen ist, will ich sehen, daß ich zu Friedrichs Kompagnie komme. Das wäre schön! Hoffentlich hat sich Mutters Erregung nun nach und nach gelegt. Es wird schon alles gut gehen!

Herzliche Grüße Euch allen!

Werner.

Friedrich Detken

Sohn des Ökonomierats Detken in Oldenburg, wurde am 3. Juni 1886 zu Linswege, Amt Westerstede, geboren, erlangte auf der Oberrealschule zu Oldenburg die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen Militärdienst und widmete sich der Landwirtschaft. Er studierte sechs Semester von 1911—1914 an dem landwirtschaftlichen Institut der Universität Leipzig und bestand unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges die Staatsprüfung mit I. Er diente von April 1908 bis 1909 als Einjährig-Freiwilliger im 2. Garde-Regiment zu Fuß in Berlin, wurde sofort nach der Mobilmachung zu seinem Truppenteil einberufen und am 8. August zum Leutnant der Reserve befördert. Eine leichte Verwundung führte ihn auf einige Zeit ins Elternhaus zurück. Als Inhaber des Eisernen Kreuzes und des Friedrich-August-Kreuzes fiel er am 28. Februar 1915 in der Nähe von Perthes in der Champagne bei einem Sturmangriff. „Wie so viele mit ihm stand der mit großen Geistesgaben ausgestattete Jüngling vor Beginn der Ernte seines Lebens, nachdem er so aussichtsreich gesät hatte“, schrieb an den Vater der Geh. Hofrat Prof. Dr. Kirchner, Direktor des landwirtschaftlichen Instituts der Universität Leipzig.

Feldpostbrief.

Puisieux (westlich Bapaume), 30. November 1914.

Liebe Eltern!

Heute haben Werner und ich eine ganze Anzahl Briefe und Pakete erhalten, auch Vaters Brief vom 23 und Mutters vom 21., sowie Brief und Paket von Großmutter. Von Herrn Bakker (Gardeverein) bekam ich ein Paket Zigarren, ich habe ihm gleich einen großen Brief geschrieben. Den Brief, in welchem ich Euch mitteilte, daß ich das Eiserner Kreuz erhalten, habt Ihr doch empfangen? Es ist doch eine schöne Auszeichnung, ich trage sie mit Stolz. Gestern war wieder so ein bißchen „Ruhmestag“ für mich. Es ist mir nämlich gelungen, durch Patrouillengänge die bisher so gut wie völlig unbekannte Stellung der Franzosen vor uns aufzuklären. Dafür bekam ich nun gestern abend von Oberst v. Estorff im besonderen Kuvert das beiliegende Anerkennungs-schreiben. Selten hat mir etwas solche Freude gemacht. Dasselbe Schreiben ließ der Oberst dann in die Regimentsparole setzen und allen Kompagnien bekannt machen. Jetzt habe ich aber auch bei den höchsten Vorgesetzten eine „dicke Nummer“. Die aufgenommene und nachher vervielfältigte Skizze der feindlichen Stellungen ist außer an die Offiziere unserer Artillerie und die Kompagnien unseres Bataillons auch zum Brigade- und zum Divisionskommandeur gegangen.





Friedrich Detken.



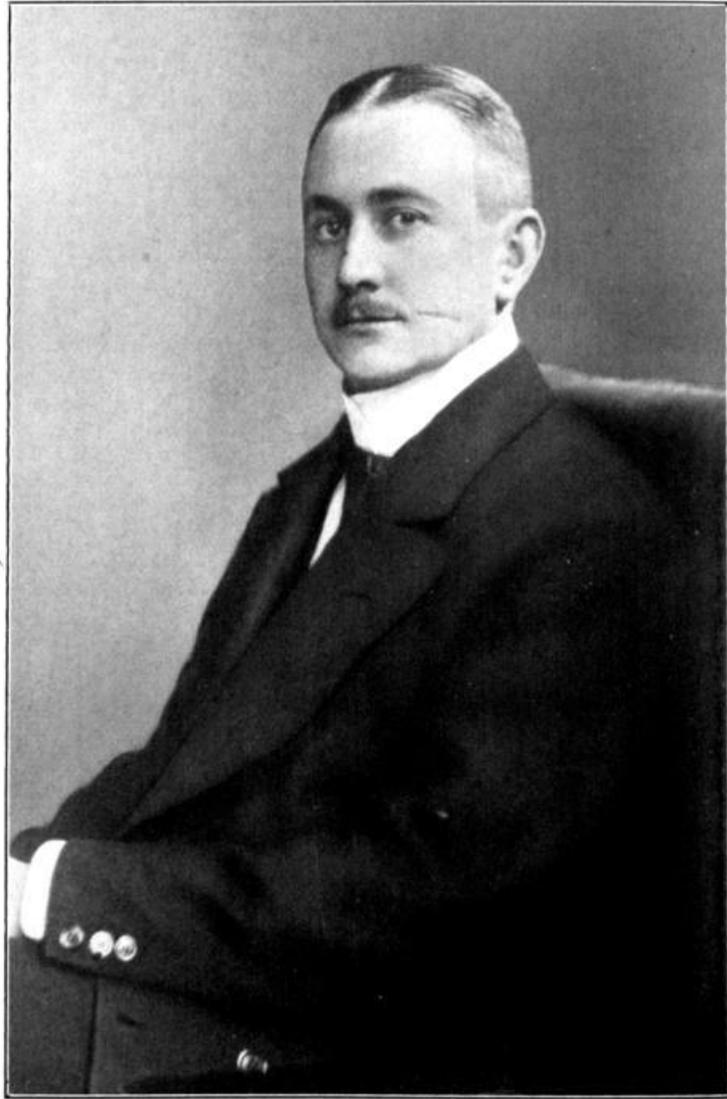
Bei der Aufklärung des feindlichen Geländes, die zwei Tage und zwei Nächte in Anspruch nahm, war ich begleitet von Bruder Werner, den ich mir dazu auf seinen Wunsch besonders ausgebeten hatte, und einem Unteroffizier vom 3. Garde-Feldartillerie-Regiment. Unsere schwierige Aufgabe gelang uns dadurch sehr gut, daß wir uns während der ersten Nacht, nachdem wir das Vorgelände abpatrouilliert hatten, nahe vor der französischen Stellung in einem Rübenfelde eingruben und von dieser Stelle während des Tages die Franzosen mit einem scharfen Glase beobachteten. Von den weiter zurückliegenden Sicherungen unseres Bataillons legten wir, ebenfalls in stockfinsterner Nacht, einen Telephondraht zu unserem Beobachtungsplatz. An diesen Draht war auch die Haubitzenbatterie des 3. Garde-Feldartillerie-Regiments angeschlossen, und wir konnten nun deren Feuer genau auf die wichtigsten Punkte der feindlichen Stellung lenken, auch gut die Wirkung der einschlagenden Geschosse beobachten und, soweit notwendig, die Feuerrichtung korrigieren. Nachts wagten wir uns bis unmittelbar an die feindliche Linie, ja bis hinter dieselbe, also an und neben das stark und zum Teil raffiniert befestigte Dorf Hébuterne heran, wobei es darauf ankam, möglichst jeden Schützengraben, jeden Drahtverhau, jede Hecke, jeden Weg und jedes Haus genau aufzunehmen. Hébuterne ist der Ort, der Anfang Oktober unter starken Verlusten von unserem Regiment gestürmt wurde, später aber vor der Übermacht des Feindes wieder geräumt werden mußte. Bei Tage lagen wir in unseren Löchern im Rübenfelde, beim Auslugen den Kopf mit Blättern bekränzt, um nicht bemerkt zu werden. Hätte man uns entdeckt, so wäre es unser Unglück geworden, denn an ein Entrinnen wäre nicht zu denken gewesen. Doch das Glück war mit uns. Am schlimmsten war das lange Stilleliegen am Tage, es wurde uns manchmal böse kalt dabei, doch hatten wir ja Kognak. Und immer Unterhaltung. Ein paarmal kamen die Rothosen bis nahe an uns heran. Die hätten ahnen sollen, daß wir ihnen so dicht auf der Nase saßen!

Die Originalskizze, größtenteils schon an Ort und Stelle gemacht, lege ich zum guten Aufbewahren mit ein, sie wird später eine schöne Erinnerung sein.

Unser Unterstand im Schützengraben wird immer gemütlicher. Auf dem Fußboden haben wir eine große Sprungfedermatratze, wir liegen also weich. Die Erdwände sind mit Strohmatte bekleidet, vorne im Raum steht ein kleiner Ofen. Bei dem Regenwetter tropfte das Dach durch, jetzt haben wir Wellblech auf die Balken und Bretter gelegt, darauf dann zwei Fuß Erde. Nun ist das Durchregnen vorbei. Die französische Artillerie beschießt uns oft sehr intensiv, zumeist kommt das Feuer ganz überraschend. So vorgestern abend um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. Es war ganz finster, alles ruhig und still. Plötzlich blitzt es am Horizont auf, ein Heulen durch die Luft, dann ein Donner „rumsums, sit – sit – schiit“, ein Schrapnell explodierte zirka 100 m neben mir. Ich befand mich etwa 60 m vorm Schützengraben, jetzt marsch, marsch zurück! Raum einige Schritte gelaufen, da explodieren, diesmal nur 50 m neben mir, zwei oder drei Schrapnells zugleich. Raum bin ich im Graben,

da rattert und kracht und zischt es über mir. Diesmal sind es auch Granaten. Vor und hinter dem Graben, selbst in ihm, schlagen die Sprengstücke ein. Beim Plagen der Granaten ist die Nacht immer taghell gelichtet. Ich warf mich natürlich jedesmal blitzschnell hin, aber nicht auf den Bauch, sondern auf die Seite, um so ein kleineres Ziel zu bieten; dabei schmiegte ich mich krampfhaft an die vordere Grabenwand. Eine Viertelstunde etwa dauerte dieser Spaß. Oft schossen vier Geschütze auf einmal ab, es war die reine Hölle. Dabei regnete es in Strömen. Die Minuten wurden zu Stunden. Ich war froh, daß ich nach Schluß des Theaters noch lebendig war. Doch jetzt auch hier Schluß! In Rußland scheinen ja entscheidende Dinge im Gange zu sein. Der Hindenburg ist doch ein großer Stratege!
Tausend Grüße! Euer Friedrich.





Reinhold Doye.





Reinhold Dvye

Assessor, Leutnant der Reserve, wurde am 8. Januar 1886 als Sohn des verstorbenen Kaufmanns Aug. Dvye in Oldenburg geboren und besuchte bis 1900 das Großherzogliche Gymnasium, darauf bis 1905 das Gymnasium in Bremen. Nachdem er hier das Zeugnis der Reife erlangt hatte, studierte er in Marburg, wo er der Burschenschaft Germania angehörte, und in Berlin die Rechtswissenschaften. Am 28. September 1908 bestand er in Oldenburg die Referendar-Prüfung. Von Michaelis 1908 bis 1909 genügte er beim Infanterie-Regiment Nr. 91 seiner Militärpflicht und wurde nach den beiden Übungen zum Leutnant der Reserve befördert. Am 26. Januar 1914 bestand er die Assessor-Prüfung. Er war soeben als Hilfsbeamter in Westerstede angestellt worden, als der Krieg ausbrach. Er trat in die Reihen der Vaterlandsverteidiger, rückte mit seinem Regiment am 12. August aus und nahm an dem Siegeszuge des deutschen Heeres durch Belgien und Nord-Frankreich und an den großen Schlachten bei Namur und St. Quentin teil. Nachdem das Regiment vor Laon gelegen hatte, rückte es eilig nach Reims, immer in Fühlung mit dem Feinde. In den heißen Kämpfen an der Marne, die zum Stellungswechsel unserer Truppen führten, wurde er am 12. September zum Kompagnieführer ernannt. Er fiel am 18. September beim Sturmangriff auf das Dorf Betheny nordöstlich von Reims. Dort ist er an einem Wäldchen am Ausgang des Dorfes zur letzten Ruhe bestattet worden. Auch er hat sein junges Heldenleben für den Schutz der deutschen Heimat, die Ehre und Größe des Vaterlandes und das Wohlergehen der kommenden Geschlechter dahingegeben. Besondere Befähigung für den Verwaltungsdienst verband sich bei ihm mit einem gründlichen Wissen und großer Liebenswürdigkeit des Wesens gegen vornehm und gering; Standesvorurteile waren ihm vollständig fremd. Er wäre berufen gewesen, als Verwaltungsbeamter Erhebliches zu schaffen. Im Regiment wurde der Tod des geliebten und geachteten Kameraden tief betrauert.



Ludwig Pfannkuche

Professor, entstammte einer alten niedersächsischen Theologenfamilie, die erst vor etwa hundert Jahren ihren Namen Pankof in das hochdeutsche Pfannkuche verwandelt hat. Er wurde am 10. Oktober 1872 in Neuendorf in Schleswig-Holstein als Sohn des Pastors Ludwig Pfannkuche geboren. Nachdem sein Vater nach Wunstorf übergesiedelt war, besuchte er die dortige Seminarschule und dann das Gymnasium zu Göttingen, wo er Ostern 1893 die Reifeprüfung bestand. Der Familienüberlieferung und innerem Triebe folgend, studierte er von Ostern 1893 bis Ostern 1896 in Erlangen, Greifswald und Göttingen Theologie und auch Philologie. Von seinen Universitätslehrern hat ihn am tiefsten Cremer in Greifswald durch seine Vorlesung über christliche Ethik beeinflusst. Nachdem er im Juli 1896 in Hannover die erste theologische Prüfung abgelegt hatte, wurde er Erzieher in Wiesbaden und Frankfurt am Main, wodurch sich ihm reiche Gelegenheit bot, Welt- und Menschenkenntnis zu erwerben. Er begleitete einen Zögling auf weiten Reisen und lernte Holland und Süditalien, die Türkei, wo er sich ein halbes Jahr aufhielt, die Küste Kleinasien und Griechenland kennen. Zugleich bekam er in der Frankfurter Zeit auch einen Einblick in die Verhältnisse der Industrie und des Handels und Beziehungen zu der christlich-sozialen Partei. Für ihre Ziele gewann ihn Friedrich Naumann, dessen Anhänger er bis zu seinem Tode geblieben ist. Um in seinem Bereiche dem arbeitenden und leidenden Volke zu helfen, stellte er sich in den Dienst der freisinnigen Partei, bekämpfte er den Alkoholismus, beschäftigte er sich mit der Frauenfrage, suchte er echte Volkskunst zu fördern. Es war ihm Gewissenssache, sich überall da einzusetzen, wo nach seiner Überzeugung dem Guten zum Siege verholfen werden sollte. Im Sommer 1900 legte er die zweite theologische Prüfung ab, war dann Leiter der Privatschule in Pewsum in Ostfriesland und von Ostern 1901 wissenschaftlicher Hilfslehrer an der Oberrealschule in Oldenburg. Ostern 1903 wurde er als Oberlehrer an das Großherzogliche Seminar berufen, an dem er bis zum Ausbruche des Krieges als Lehrer der Religion, des Deutschen und der Geschichte gewirkt hat, weniger darauf gerichtet, Einzelkenntnisse zu vermitteln, als seine Schüler anzuregen und mit Interesse zu erfüllen, vor allem aber als ihr väterlicher Freund ihnen zu raten und zu helfen. Als überzeugter Gegner des Alkoholgenußes gewann er fast alle seine Schüler durch Beispiel und Lehre für die Enthaltksamkeit. Neben seiner Lehrtätigkeit wirkte er eifrig in gemeinnützigen Vereinen, vor allem aber als Führer der Fortschrittlichen Volkspartei im Herzogtum Oldenburg.

Seiner Militärpflicht hatte er beim 19. bayerischen Infanterie-Regiment in Erlangen genügt; er war Bizefeldwebel der Landwehr II, als der Krieg ausbrach.





Ludwig Pfannkuche.



Er trat am 7. August 1914 in ein Landsturmbataillon ein, das die holländische Grenze bewachte; im Oktober darauf wurde er zum Feldwebelleutnant befördert. Je mehr Opfer der Krieg forderte, desto mehr drängte es ihn, am Kampfe teilzunehmen. Er meldete sich zum Frontdienst und zog Ende März 1915 mit Ersatztruppen des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 256 ins Feld. Am 30. April fiel er in einem Vorpostengefecht nahe bei Suwalki. Zwei seiner Schüler, die in demselben Regiment dienten, haben sein Grab in fremder Erde bekränzt.

Feldpostbrief.

Emden, 22. 2. 15.

Meine Herzliebste, unsere Gedanken werden sich, obwohl ich noch keine 24 Stunden wieder von Dir fort bin, doch viel miteinander beschäftigt haben. Die Frage, ob ich noch ins Feld komme, ist ja auch ernst und zwingt zum Nachdenken und Aneinanderdenken. Ich habe gestern während der Rückfahrt und auch heute immer wieder geprüft, ob ich recht daran getan habe, mich zu mobiler Verwendung bereit zu erklären, als die Anfrage kam; und ich empfinde auch jetzt, es mußte sein. Gerade nachdem ich gestern und vorgestern die Liebe zu Dir und unseren Kindern so unmittelbar tief und lebendig gefühlt habe, nachdem es mir so schon schwer wurde, wieder von Euch zu gehen, weiß ich, daß ich über Euch das große Ganze, unsere Heimat und Deutschland nicht vergessen darf. Ich spüre die Gefahr, nur an Euch und mich zu denken; aber was mir sonst höchste Seligkeit und tiefstes Glück war, Dich mein Alles sein zu lassen, und was mir höchste Pflicht und liebstes Tun war, für Dich zu leben und Dich in mir und mich in Dir zu hegen und zu pflegen, — das muß alles im großen Strome des Geschehens der Zeit als Einzelnes sich mit dem Gemeinsamen aller Deutschen vereinigen und darf nicht losgelöst bleiben, ohne daß wir Schaden nehmen würden an uns selbst. Ich weiß wie Großes ich in Deiner Liebe gehabt habe und habe, weiß aber auch, daß Du es mir nur geben konntest, weil Du eine deutsche Frau bist, und daß wir innerlich verwachsen konnten, weil wir beide in deutschen Tiefen und deutschem Geist geatmet haben und geahnt und gefühlt haben in allem Großen unseres Volkes als freie und fromme Menschenkinder. Nun kommt dies Deutschland und fragt; sollte ich „Nein“ sagen? Es will meinen Dank auf andere Weise, als ich es früher hoffte. Ich dachte auch weiter in Werken des Friedens ihm dienen zu können und in ihm auch dem Willen Gottes, wie ich ihn verstehe. Es ist auch möglich, daß ich auf diese Weise ihm besser dienen konnte und könnte. Aus Jahrhunderte altem Pastorenblut wachsen keine kriegerischen Neigungen und soldatische Tüchtigkeiten, wohl moralischer Mut, gute Nerven, sittlicher Wille und auch ein gesunder Leib. Und töten müssen, selbst im Dienste des Vaterlandes, ist mir kein lieber Gedanke. Es ist daher auch nur der Gedanke der Pflicht, nicht kriegerische Leidenschaft, der mich erfüllt, wenn ich gehe, und der Gedanke, daß ich Dir und den Kindern das



Deutschtum sichern helfen kann, das uns geistig gebildet und froh gemacht hat; und es ist nicht der Gedanke an einen Fürsten, sondern an mein Volk, dessen Blut ich in mir und Dir fühle und weiß, grade in diesen Tagen der Gefahr; ich sehe seine Fehler, und mein heißester Wunsch war, es fleckenlos an Leib und Seele zu wissen. Das Recht, dazu später mitzuhelfen, auch durch Tadel und Kampf, erwerbe ich mir nur, wenn ich nun gehe und zunächst ihm in äußerer Not helfe zu einer Sicherheit, die alle innere Arbeit erst ermöglicht. So bin ich denn fröhlich und getrost ohne das geringste Gefühl der Unruhe; es liegt klare Bahn vor mir.

Was nun die nächste Zeit bringt, das ist noch ganz ungewiß. Ich glaube nicht an eine schnelle Berufung anderswohin. Auch Hauptmann R. weiß nichts über etwaige Pläne mit uns; auch S. hat sich nämlich bereit erklärt wie ich. Möglich ist es, daß wir zu felddienstfähigen Formationen versetzt werden, die in Ausbildung begriffen sind, daß wir sie mit ausbilden und selbst noch dabei lernen. Denn das ist mir eigentlich sehr nötig, da wir beim Landsturm ja wenig Felddienst getrieben haben; die Felddienstordnung allein tut's ja auch nicht; es muß Übung dazu kommen. Das ist mein größtes Bedenken, ob ich imstande bin, draußen allen Anforderungen, die an einen Führer gestellt werden müssen, zu genügen. Der Wille ist gut, Gott segne das Vollbringen. Über anderes später; heute liegt mir nur daran, daß Du wirklich ganz innerlich freudig Ja sagst zu meinem Ja und mit mir einig bist in dem, was ich als deutscher Mann und grade auch als Dein Mann tun soll und will. Ich kann ja nur handeln als ein Teil von Dir. Denn in und mit Dir bin ich erst ein Ganzes, du Liebste!

Dein Ludwig.



Georg Pleitner.



Georg Pleitner

Fähnrich, Sohn des Seminarlehrers Pleitner in Oldenburg, geboren am 18. Februar 1892 in Oldenburg, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und erlangte Ostern 1913 auf dem Gymnasium zu Birkenfeld das Zeugnis der Reife. Er studierte in Berlin und Kiel Medizin und trat bei Ausbruch des Krieges in das Oldenburgische Infanterie-Regiment Nr. 91 als Kriegsfreiwilliger ein, entschloß sich aber, einer alten Neigung folgend, sich dem Soldatenberuf zu widmen, wurde Fähnrich im 10. lothringischen Infanterie-Regiment Nr. 174 und kämpfte mit diesem im Osten. Als Fähnrich fiel er am 20. September 1915 an der Spitze seines Zuges bei einem Sturmangriff in dem Gefecht bei Perewoew vor Smorgon durch Kopfschuß. An der Straße Rosenenta-Smorgon hat er im Walde seine letzte Ruhestätte gefunden. Nach dem Zeugnis seines Regimentskommandeurs war er ein leuchtendes Beispiel von Tapferkeit und Mannesmut.

Feldpostbriefe.

Stellung südöstlich Offaksee, 11. August 1915.

Am 4. August in unserer alten Stellung, in der jetzt Königsberger Landwehr liegt, bekam ich die Nachricht, daß Professor Wempe in Augustow sei, aber leider drei Stunden zu spät. Ich ging zwar trotzdem noch in blöder Hitze den weiten Weg zur Stadt, traf den Professor aber leider nicht. Daß er dort war und Liebesgaben abgeladen hatte, erfuhr ich auf der Bahnhofskommandantur. Ich kehrte also unverrichteter Sache wieder zur Stellung zurück, in nicht gerade rosiger Laune. Nachts 12 Uhr kam ich im Graben an. Drei Stunden später wurde schon in meinen Unterstand gebrüllt, daß die Feldküche mit Kaffee da sei. Ich als Diensthabender — alles wie in der Garnison — schaukelte mit den Kaffeeholern los in den morgenfrischen Wald bis zur Stelle, wo der sogenannte Wagenplatz war. Um 5 Uhr früh sollte die Ablösung kommen und das Bataillon zum Bahnhof Augustow marschieren, um verladen zu werden. Um 6 Uhr hieß es: „Alles entladen!“ Ein eiliges Klappern von Hunderten von Gewehrslössern folgte, die Patronen wurden in die Taschen gesteckt. Es muß schön sein, wenn dieser Befehl einmal zum letzten Male gegeben wird. „Gewehre umhängen! Ohne Tritt marsch!“ Nach zwei Stunden Marsch durch den Wald auf Sandwegen kamen wir bei den Kasernen an und lagerten uns im Walde. Gegen Mittag wurden Liebesgaben verteilt. Auf dem dunkelgrünen Moosboden lagen die Herrlichkeiten ausgebreitet. Auf der Landstraße zwischen uns und der Garnisonkirche, von der ich Euch öfters Bilder schickte, war reges Leben. Automobile sausten, und drei schwere Dampfswalzen einer Straßenbaukompagnie machten einen ohrenbetäubenden Lärm, die Straßen werden hier



gründlich umgebaut. Die Gruppenführer waren dabei, die Sachen zu „empfangen“ und überlegten schon, was sie selbst am besten gebrauchen könnten. Plötzlich ein wohlbekanntes Schlittern in der Luft. „Zäng“!! Die Russen ließen es sich nicht nehmen, den Liebesgaben der Oldenburger etwas beizusteuern. Bald folgten drei weitere Granaten, eine ging auf die Chaussee, eine links neben die Gewehrpyramiden, eine dahinter. Bei der ersten hörten die Dampfwalzen merkwürdigerweise sofort auf, uns mit ihrem Getöse zu tyrannisieren. Die Liebesgabenverteilung mußte leider wegen Mangels an Beteiligung verschoben werden. Die Granatsplitter, es waren ganz hübsche Brocken, klatschten gegen die Bäume. Lachend wurde nach wenigen Minuten die Verteilung fortgesetzt. Nach einem 12 stündigen Bahntransport über Suwalki, Maggrabowa, Goldap, Eydkuhnen, Wirballen bis Wilkowitz kamen zwei Marschtage, die uns über Marjampol, wo wir in der neuen Kaserne übernachteten, eine hübsche Stadt, in unsere jetzige Stellung führten. Der Marsch bei großer Hitze und ekelhaftem Staub ging durch eine ebene blühende Marschgegend, die lebhaft an die Gegend bei Barel und Dangast erinnert. Die verstreut liegenden Gehöfte sind strohgedeckt. Der Schützengraben ist lehmig, der Boden bei dem augenblicklich feuchten Wetter breiig zäh. Wir liegen teilweise in einem Kartoffelacker. Junge Kartoffeln, Äpfel, Birnen und Kirschen sind im Überfluß vorhanden. 1000 m uns gegenüber steigt das Gelände sanft an, und hier sehen wir die russischen Schützengräben und Drahtverhaue mitten in blühenden Feldern. Wir liegen vor dem Fort Olita, das zwischen Rowno — hoffentlich fällt dies bald — und Grodno liegt. Die Unterstände sind hier gut. Fußboden, Seitenwände und Decken sind aus großen, schönen Brettern aus den umliegenden Gehöften. Mein Unterstand weist einen Tisch, mehrere Schemel und Strohmatten auf. Sogar ein kleines Fenster ist da und dann eine richtige Pfanne, deren Besitz mich in den Augen der Kompagnie beträchtlich im Ansehen hebt. Leute, die nie zu meinen Freunden gehört haben, suchen sich in meine Gunst zu setzen, um die Pfanne einmal leihen zu können. Nachts steht die Hälfte der Leute Posten. Die Scheinwerfer der Festung tasten durchs Gelände. In der Richtung Rowno brüllen die Geschütze. Leuchtkugeln erhellen sekundenlang taghell das Gelände. Ab und zu nur fällt ein Schuß. Wir haben hier Kavalleristen abgelöst.

20. August 1915.

Der Fall Rownos hat uns große Erleichterung gebracht. Die Russen haben hier seitdem ihre schwere Artillerie uns gegenüber weggeholt. Die ersten Tage wurden wir jeden Morgen von 3 bis 5 Uhr wahnsinnig beschossen. Auf unsere Nachbarkompagnie wurden über 300 Granaten schweren Kalibers in einer Stunde abgeschossen, ein Offizier hat sie gezählt. Wer in Deutschland glaubt, die Russen hätten Munitionsmangel, ist freundlichst eingeladen, zu einem der Frühkonzerte zu uns in den Graben zu kommen. Eintritt frei! Die Russen haben uns jetzt bereits



dreimal seit unserem Hiersein angegriffen. Beim ersten Morgendämmern schoß die Artillerie wie wild, und im Schutze dieses Feuers kam die russische Infanterie vor. Die Brüder glaubten natürlich, wir würden bei dem mörderischen Artilleriefeuer nicht im Graben aushalten. Als sie aber unser Infanteriefeuer plötzlich bekamen, haben sie vielleicht gestaunt. Leider haben sie mir einen lieben Freund, den Fähnrich L. von der 4. Kompagnie, der unser Zug augenblicklich zugeteilt ist, bei der Artillerievorbereitung erschossen. Wir beide waren schon in Döberitz immer zusammen. Durch dasselbe Schrapnell wurde noch ein Leutnant getötet und einer verwundet. Trotzdem einige Volltreffer in den Graben kamen, wurde von unserem Zuge niemand verletzt. Heute früh versuchten die Russen wieder durchzubrechen, aber ohne Artillerievorbereitung. Natürlich mußten sie zurück. Es scheinen dies die letzten Versuche der uns gegenüberliegenden Heeresgruppe zu sein, hier durchzubrechen. Vor unserem Nachbarregiment Nr. . . sind die Russen bereits weg. Hier wird es jedenfalls auch so kommen. Denn die Festungen, die die Russen stützen, sind ja gefallen. Wir bilden den linken Flügel der Dawina-Stellung, wir liegen vor dem Dorf Igljuwka, das eine stattliche Kirche mit Pfarrhaus hat, beides natürlich vollständig zerschossen. Unser Zug liegt im Obstgarten. Wir werden uns jedenfalls bald in Marsch setzen.



Theodor Raspe

Direktor des Großherzoglichen Kunstgewerbemuseums, Dr. phil., Leutnant der Landwehr und Kompagnieführer, Inhaber des Eisernen Kreuzes, wurde in Rostock geboren, studierte in Dresden und Charlottenburg Architektur, in München Kunstgeschichte und Archäologie. Mit einer Arbeit über Nürnberger Miniaturmalerei erwarb er 1905 den Doktorgrad, er war seit 1906 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe unter Professor Brinkmann und wurde am 1. Mai 1909 zum Direktor des Kunstgewerbemuseums in Oldenburg berufen. Bei der Übernahme des Museums in Staatsbesitz 1914 wurde er zum Direktor ernannt. Sein Gebiet war deutsches Kunstgewerbe, besonders Fayencen und niederdeutsche Volkskunst. In Oldenburg gewann er sich bald die Zuneigung weiter Kreise dadurch, daß er sich überraschend schnell in unseren Verhältnissen zurecht fand. Durch die neue Aufstellung unserer kunstgewerblichen Schätze zeigte er alsbald dem Publikum, daß unser Kunstgewerbemuseum dank der Sammel-tätigkeit des Vereins und seines früheren Direktors in Norddeutschland mit zu den besten Museen zählt. Dann begann er mit rastlosem Pflichteifer dieses schöne Zeugnis alter Kultur als Heimatmuseum weiter auszubauen, durch Führungen und Vorträge weite Kreise, insbesondere unser oldenburgisches Handwerk, dafür zu interessieren und durch die Gründung der Oldenburgischen Museums-gesellschaft aus Privatkreisen der Sammlung weitere Mittel zuzuführen. So wuchs das Kunstgewerbemuseum schnell zu einer Bildungsstätte aus, deren Verwaltung Sache der Allgemeinheit, des Staates, werden mußte und dann auch alsbald ward. Der damit notwendig werdende Neubau hat sich durch den Krieg verzögert. Ihn vorzubereiten, war Raspe noch beschieden; ihn erstehen zu sehen und die schöne Aufgabe, die Schätze des Museums in dem Neubau einzuordnen, verwehrte ihm ein bitteres Schicksal. Mit dem Oldenburgischen Kunstgewerbemuseum aber wird sein Name für alle Zeit verbunden sein. Als Denkmalpfleger war er unermüdlich tätig. Als Mitglied des Vorstandes des Vereins für Alttertumskunde und Landesgeschichte vertrat er den Gedanken einer Erweiterung des Jahrbuchs durch gesteigerte Aufnahme kunstgewerblicher Darstellungen. Allen diesen Bestrebungen setzte der Ausbruch des Krieges ein Ziel. Am 24. April 1915 hat er im 36. Jahre seines Lebens an der Spitze der tapferen oldenburgischen 9. Kompagnie des 77. Landwehrregiments den Heldentod gefunden.

Feldpostbriefe an Herrn Ersten Staatsanwalt Riesbieter in Oldenburg.

Fort de Varchon (bei Lüttich).

Was man alles tun muß! Heute habe ich eine schön abgerundete Kunst-inschrift in schwarzer Ölfarbe auf ein weißes Holzkreuz gemalt, da es sonst niemand





Theodor Raspe.





versteht: „Hier ruhen 10 tapfere deutsche Krieger“. Ich fand ein Grab in Barchon (Teil eines Schützengrabens), das noch völlig unsichtbar und unbekannt ist. Da müssen wir doch für eine anständige Grabstätte sorgen.

Fort de Barchon, 9. 9. 14.

Meine einzige Tätigkeit ist hier, hin und wieder Offizierpatrouillen zum Nachbarfort oder hinab zur Maas, wo bayerischer Landsturm liegt, zu führen. Die Gegend ist durchaus nicht sicher, und nachts sind solche Patrouillen ungemütlich, weil alles Berg und Tal ist und man seitlich aus den Schluchten bequem beschossen werden kann. Bei Tage durchsuchen wir die Häuser nach Waffen, jeder Belgier hat davon genug, und abgeliefert sind trotz angedrohter Todesstrafe bei weitem nicht alle. In der Nähe ist das Schlachtfeld, die Gräber sind teilweise mit Helmen und Blumen, auch mit Holzkreuzen geschmückt. Das Ganze stimmt ernst. Mein Französisch kommt mir zustatten, es vergeht keine Stunde, wo ich nicht gerufen werde, um irgend etwas zu verhandeln. Bald ist es die Frau unseres gefangenen Adjutanten, bald sind es Bauern, die Wünsche haben, bald muß ich dem Pumpenmacher klarmachen, was wir von ihm wünschen, oder mit dem Schmied über Fortarbeiten sprechen. Mit Betrübniß höre ich, wie viele Bekannte schon fürs Vaterland gefallen sind. Auch unsere Landwehr hat schon Verluste. Zwei 77er sind vorige Woche im Wagen von der Bahn überfahren, der eine Oberlehrer Schünemann aus Oldenburg, andere auf Patrouille erschossen. Löwens Zerstörung ist schrecklich, doch manches Gute geblieben, vor allem das Rathaus.

Fort de Barchon, 13. 10. 14.

Hier in unmittelbarer Nähe des Forts ist vom ganzen Dorfe Barchon ein einziger großer Bauernhof stehen geblieben; ich habe nun entdeckt, daß er zur Hälfte eine mittelalterliche Burg mit eckigem Hofturm und schön profilierten Kielbogenfenstern darstellt. Der Besitzer ist nicht dort, aber manche Posten haben dort gelegen und oft wüßt gehaust. In den alten gotischen Räumen fand ich nun (dick überstrichen und von Ruß überzogen) einen Kamin mit schönen gotischen Formen und Verzierungen; die Formen sind nur reine Stilformen ohne lokale Sonderheiten.

Fort de Barchon, 25. Oktober 14.

Die Hoffnung, daß wir inzwischen mal nach Antwerpen verschlagen werden, hat sich für uns nicht erfüllt. Unten im Fort sitzen wir bei der elektrischen Lampe, über der ein grauig schöner Lampenschleier hängt, zusammen und enden meist bei einer etwas sauren Flasche Rotwein. Punkt 11 Uhr stoppt die Maschine, und vor unserer Nase verlöscht das Licht, um durch die spärlichen Strahlen der Taschenslampe ersetzt zu werden. Draußen tönen noch die Tritte der Kanonierstiefel auf dem Steinflur, und der Posten steht vor der Bittertür, die zu dem geheimnisvollen Fortinnern mit feinen Laufgängen und Panzertürmen führt. Wenn der Oberleutnant



sich dann eben ausgezogen hat und ich mir schon die Decke über die Ohren ziehe, erhebt gewöhnlich ein Held vom Armierungsbataillon seine musikalische Stimme: „Die Vöglein im Walde, die singen so wunder —, wunderschön“. Dann stürzt der Oberleutnant erboht an die Tür und donnert hinaus: „Posten, wer noch mal da Lärm macht, den bringen Sie zur Wache!“ Ein Tag vergeht wie der andere, und wieder ist eine Woche um.

Dudenburg (zwei Stunden südlich von Ostende), 30. Oktober 1914.

Jetzt haben wir aber andere Bilder als auf dem Fort. Wir dachten schon vorgestern in die Schützenlinie zu kommen, sind aber nördlich bis dicht vor Ostende marschiert. Ununterbrochen donnern die Kanonen, Flieger geben mit Lichtkugeln Zeichen. Hier ist die Bevölkerung sehr nett, alle Soldaten verständigen sich vorzüglich plattdeutsch mit ihnen. Wer weiß, wann wir an die Reihe kommen?

Middelkerke, 2. Nov. 14.

Wir sind jetzt am Meer, furchtbarer Kanonendonner von den englischen Schiffen. Vielleicht liegen wir bald im Schützengraben. Wir hatten größere Märsche letzte Tage. Die Bevölkerung ist sehr nett, aber mit Recht in großer Aufregung.

Middelkerke, 6. Nov. 14.

Eben heißt es wieder: Alles fertig machen zum Abmarsch. Ich weiß nicht, ob es wirklich weiter geht und wohin. Vorgestern wurden wir alarmiert und griffen in die Schlacht gegen die Belgier ein, die einen Ausfall aus Nieuport machten. Viele Matrosen und Seesoldaten, dann 78er Landwehr beteiligten sich daran, es sind viele Belgier gefangen. Neben mir im Unterstand lag ein verwundeter belgischer Major, sprach deutsch und sagte zu allem: „Danke, gut, gut“. Er wollte erst nicht unten in unsere Höhle hinein, da die Engländer allen erzählten, wir machten den Verwundeten den Garaus. Wir marschierten auf der Straße nach dem sehr zerschossenen Seebade Westende, kamen an unseren riesigen Küstentankonen vorbei, die mit Straßenlokomotiven gezogen werden. Sie donnerten gerade los, es war ein ohrenbetäubendes Getöse. Dann ging es über Äcker und durch Gräben. Vor einem Gehöft wurden wir von den Granaten der englischen Schiffe beschossen. Das war etwas ungemütlich, zum Glück gingen alle Granaten 50—100 m zu weit, so wurden wir wieder lustig, kamen auch bald an unsere Befestigungen. Als wir dann den Weg dahinter entlang liefen, ganz geduckt, da begannen auch Infanteriekugeln zu zwitschern, aber wie die Vögel zu hoch, so daß wir nur einen Verwundeten hatten. Dann, als wir im Graben lagen, ging es dauernd zffff—bum, englische Schiffsgrüße, drei schnell immer hintereinander, dicht hinter uns zum Glück. Die Nacht haben wir gefroren, da wir vom Regen durchnäßt waren. Gestern bildeten wir Reserve und lagen in den Dünen — wie im Mai in Wangeroo.



Middelkerke, 14. Nov. 14.

Einige böse Tage liegen hinter uns. Man möchte sich gern mal wieder in das Kunstgewerbe vertiefen und sich über solche schönen Gesprächsstoffe unterhalten, die der böse Krieg in die dunkle Ecke getrieben hat. Es wird ja zum Glück wieder ein wenig lichter, da es England an den Kragen geht, aber noch kann viel Schweres kommen, und das Schicksal des armen Högl, an dessen Bestattungsfeier ich hier teilnahm, nimmt einen doch sehr mit. Gleich nach der Feier beim Lazarett, wo jetzt Högl und sein Hauptmann v. Kempzki ruhen, ging es wieder gegen den Feind. Wir sollten eigentlich Nieuport stürmen, am nächsten Morgen scheint man aber den Plan aufgegeben zu haben, wir rückten von unserem Dorfe wieder fort und lagen in den Dünen, natürlich wie immer dicht bei unserer Artillerie, so daß wir bald mit Granaten überschüttet wurden und seitwärts ans Meer rücken mußten. Hier ließen wir unser Gepäck und gingen dann am Nachmittag als Reserve vor. Born hatte das Seebataillon schon Lombartszyde erobert, und am nächsten Tage erreichten die Matrosen glücklich den Kanal. Es wurden an uns noch gefangene Franzosen vorbeitransportiert, die Engländer und Belgier sind also alle fortgenommen. Die Franzosen, alte Landsturmlaute, halten sich aber sehr tapfer, erzählten uns die Matrosen. Nachher mußten wir in finsterner Nacht in die Dünen zurück und das Gepäck holen. Ein unglaublicher Sturm ging los, und das Wasser strömte nur so vom Himmel, so daß die Stiefel halb voll Wasser standen; dazu fiel man in den Dünen über Löcher, ein Wunder, daß man nicht das Bein brach. Ganz durchnäßt ging es nach Westende, kaum daß man den Nachbarn sah; natürlich war die Kompagnie auseinandergerissen. In einem kalten Verandazimmer gossen wir die Stiefel aus, aßen etwas trocknes Brot und froren dann die Nacht. Der Nordseewind ist aber ein guter Freund, er hat mich wieder den nächsten Vormittag trocken gemacht. Wir kamen in die Gegend des Kampfes, überall lagen tote Franzosen. Die Granaten schlugen dicht vor uns ein, die Soldaten wurden unruhig; ich bleibe merkwürdigerweise ganz kaltblütig, da ich mir sage, daß man doch nichts dagegen tun kann. Einzugreifen in den Kampf brauchten wir nicht mehr, bei Dunkelheit ging es durch die Dünen zurück. Ich hatte in 8 Tagen nur 4 Stunden geschlafen, war daher todmüde. Das Meer brauste neben uns. Plötzlich stößt man auf einen toten Franzosen — merkwürdige Stimmung. Jetzt haben wir hier Strandwache, das Zimmer des Hotels kostet sonst 11 Frank's, jetzt aber pfeift der Wind durch die Ritzen. Ich bin aber doch froh gestimmt, da ich die schöne Nordsee wenige Schritte vor mir habe.

Eessen b. Digmuiden, 1. Dez. 14.

Wir liegen hier im Alarmquartier, kamen gestern aus dem Schützengraben. Dieser liegt 10 Minuten vor der französischen Stellung am Kanal. Man sieht die Rothosen und Turkos, aber geschossen wird nur von der Artillerie. Diese besorgt es allerdings gründlich, und wir sind ständig in Gefahr, daß eine Granate



auch in unser Gehöft schlägt. Keiner darf sich blicken lassen, kein Licht darf durch die Fenster dringen. Es sind fast alle Häuser in der Umgegend von Dirmuiden zerstört. Trotz der heftigen Kämpfe bin ich gottlob wohlauf — in jeder Beziehung.

Essen b. Dirmuiden, 3. Dezember.

Alles ist hier geflohen, alle Gehöfte zerstört; und wenn wir hier noch in einem warmen Zimmer unter Dach als „Alarmbereitschaft“ sitzen, so müssen wir jeden Augenblick damit rechnen, daß eine Granate in die Suppe fällt. Wir lagen wieder lange im Schützengraben, der Schlamm ist fürchterlich, aber die voll Wasser gelaufenen Gräben hindern, daß wir zu den Franzosen und sie zu uns kommen können. Die Artillerie schießt gewaltig, die Franzosen sind ganz üppig mit Munition, sie schießen auf jeden einzelnen Mann, der sich auf der Straße zeigt, mit Granaten. Die Soldaten werden mit drei Tagen bestraft, wenn sie sich bei Tage zeigen. Das ist auch gut, denn sonst wäre unser herrlich schmutziges Bauernhaus bald nicht mehr. Sturmangriffe haben wir seit dem 7. November nicht mehr gemacht, sonst aber heiße und kalte Tage oder Nächte genügend gehabt. Hauptsächlich sind wir hier mit dem Bauen von Unterständen tätig. Im Schützengraben liegt man Tag und Nacht in solchen Räuberhöhlen, man fühlt dann alle Knochen. Hier sitzen wir abends gemütlich beim Grog und erzählen Anekdoten oder Gruselgeschichten, von denen ich eine Menge auf Lager habe. Zum Waschen ist wenig Gelegenheit, wir sehen schon recht unansehnlich aus.

Schützengraben Wallemolen (Belgien), 25. Dezember.

Als ich mit meiner Kompanie gestern im Mondschein zum Schützengraben abmarschieren wollte, habe ich zwischen den zerschossenen Gehöften nur an Vorwärts gedacht und Heilig Abend völlig vergessen. Alle Posten und Stellungen mußten erst abgelöst werden, dann ließ ich zur Probe die ganze rückwärtige Stellung besetzen, ging zum Unteroffizierposten, der auf einer gefährdeten Lücke zwischen dem II. und III. Bataillon liegt, und besuchte zuletzt die Quartiere in den Kartoffelkellern. Hinten fangen die Leute — nicht meine! — Weihnachtslieder direkt vor dem Feind, und die Franzosen antworteten mit einem Heldentenorsolo. Leider hat die Vertrauensseligkeit dazu geführt, daß sich auch unsere Posten in der Schützenlinie sehen ließen und sich mit den Franzosen Winkte gaben, worauf einer unserer Besten einen Kopfschuß erhielt. Das wurde mir eben von meiner Schützengrabenstellung telephonierte. Letztesmal hatten wir 2 Tote und 2 Schwerverletzte durch die Granaten, die auch diesen Augenblick über mich hinwegsaufen.

Schützengraben bei Wallemolen, 2. Januar 1915.

Ich ziehe jetzt zum dritten Male um — nämlich in meinem Unterstand, da es überall von oben niederträuft; wundern Sie sich nicht über den „tränen-



befeuchteten“ Brief, ich bin in der Tat gar nicht rührselig, sondern tüchtig draufgängerisch und quickfidel gestimmt und möchte mal so einem frechen Engländer einen wischen. Aber die Kerle haben die Franzosen vorgeschoben und schießen nur kräftig und nicht schlecht mit Granaten. 123 Granaten habe ich gestern bei Tage gezählt, die in unseren Bereich fielen. Eben stieg noch wieder eine schwarze Rauchwolke aus dem bereits zertrümmerten Gehöfte auf, in dem mein dritter Zug liegt. Die Züge sind meistens in den trockenen Kellern untergebracht; darin ist die Luft natürlich zum Sägen dick; ich rufe auch nur mal einige ermunternde Worte hinein; denn die armen Kerle sind auf unserm Hinmarsch bis auf die Haut durchnäßt und stehen nun bald 48 Stunden auf ihrem Posten. Ich laufe ebensolange in nassen Stiefeln herum, in die der Sturzbach hineingeronnen ist, bin im übrigen aber allmählich wieder aufgetrocknet. Da es täglich in Strömen regnet, haben wir Aussicht, auch auf dem „Nachhausewege“ wieder naß zu werden. Nun können Sie sich auch denken, wie unsere Lauf- und Schützengräben und die Anmarschwege aussehen. Es ist unbeschreiblich. Ruhe gibt es nicht, da heißt es immer: Wege ausbessern oder neue schaffen, bald über Rübenäcker, bald durch nasse Wiesen. So — entschuldigen Sie mal, ich muß wieder umziehen, da es auf meinen Schädel niederklatscht. Da ist mir die Freude, einige alte Grabsteine ins Museum zu bekommen, doch lieber. Der Tod nimmt nicht die Schlechtesten, aber wenn man hier die unzähligen Granatlöcher in der Erde sieht, wundert man sich fast, daß man selber noch lebt, sogar recht kräftig. Neben mir piepen Mäuse, und im Hintergrunde raschelt der Telephonsoldat, der ringsum von Wasser umgeben ist. Alle zwei Stunden erscheint meine Ordonnanz und schöpft einige Eimer Wasser aus meiner Bude heraus, eine wahre Danaidenarbeit, da gegen Grundwasser grade wie gegen Dummheit selbst die Götter vergebens kämpfen. Mein Kerzenvorrat ist gleich zu Ende, aber für diesen Brief reicht er noch, dann hocke ich wieder in meiner Ecke auf dem feuchten Stroh und denke traurig: Armer Wangerooger Turm! Nächstesmal dürfen Sie wieder frohere Nachrichten ins Feld schicken. Daß wir hier alle den Offiziersdegen längst beiseite gelegt haben, werden Sie auch von anderer Seite hören. Dafür laufen viele mit großen Spazierstöcken herum und steigen damit über die Lehmwassergräben. Silvester habe ich wieder Ersatztruppen bekommen, von denen ein braver Bayer in einer Mondscheinnacht gleich einen Franzosen abschob; das war mal gut, man sieht die Kerle sonst nie, und mir haben sie Weihnachten auch einen Butjadinger getötet.

Ralve, 25. Januar 1915.

Raspekt ist's draußen, ganz abscheulich. Wenn die Dämmerung kommt, ziehen meine drei Züge aus ihrem kleinen Bauernhaus heraus und eilen auf unseren Kompagniesammelplatz beim sogenannten „Haus der kinderreichen Familie“; dieser Name ist regimentsoffiziell, es haust dort nämlich eine Frau mit sieben kleinen



Würmern, während der Mann — wie es hier häufiger geschieht — vor den bösen „Duitschen“ ausgerissen ist. Sonst ist aber weit und breit nichts Zivilistenmäßiges zu erblicken. Eine besondere Kunst besteht nun beim Weitermarsch darin, einen einigermaßen gangbaren Weg zu finden, auf dem man nicht alle Augenblick seine Stiefel wieder anzuziehen braucht. Allmählich ist es gelungen, zumal da von Bataillons wegen Wegeverbesserung getrieben wird. Dann sind wir auf der Straße, an der auch der kleine Regimentsfriedhof liegt. Weihnachten wurde einer aus meiner Kompagnie dort als erster begraben. Jetzt steht schon alles voll von Kreuzen, und ringsum zieht sich eine hübsche Bäumchenreihe. Weiterhin überschreiten wir die große nach Paaschendaele-Byern führende Pappelallee, sieht aus, als wenn man lauter Riesenbesen in die Erde gesteckt hätte. Nun geht die Gefahrezone an, alle Häuser sind zerschossen, und einige Gewehrkugeln singen an uns vorbei, so daß wir schnell einen Knicks machen. Schlimmer wird's, wenn die Granaten kommen; denn die Franzosen haben sich natürlich auf die Straße famos eingeschossen, aber diesen ungemütlichen Dingen bin ich mit meiner Kompagnie noch immer glücklich entgangen. Vor uns ziehen Pioniere mit Spaten und Urten, und zweirädrige belgische Wagen versperren den Weg, so daß alles Rufen „rechts fahren“ nichts nützt. Nach einem halben Stündchen Weitermarsch wird die Beleuchtung durch Leuchtkugeln etwas unangenehmer, alles steht dann still und erwartet die willkommenen dunkeln Pausen. Wenn der Schlamm beginnt, sind wir bei unseren Stellungen angelangt. Dann begrüßt man erst den erlösten Kameraden, der froh ist, seine Höhle verlassen zu dürfen, und läßt dann alle Gräben besetzen, was eine sehr wässerige Angelegenheit ist. Darauf ärgert man sich im Unterstand über die Telephonisten-seelen und schläft mit abgekürztem Verfahren, während die Soldaten Wasser aus den Gräben pumpen, Schießscharten machen und Balken oder Baumstämme herbeischleppen. Bei Tage ist andauernd Granatenmusik, der Kompagnieführer muß ebenso dauernd die Neugierde des Regimentsadjutanten befriedigen, der über Richtung, Ziel und Zeit, getroffene und nicht getroffene Gräben oder Soldaten und wer weiß was sonst noch genau unterrichtet sein will. Daraus konstruieren dann die hohen Instanzen im Hintergrunde ihr Wissen. Allerseits recht schöne Grüße von Ihrem sumpffrohen

Raspe.

Ralve, 18. Februar 1915.

Mit besonderer Teilnahme höre ich von der Hamburger Feier (Leichenbegängnis Prof. Brinckmanns), bei der ich doch zu gerne gewesen wäre. Wie feierlich muß es gewesen sein, und wie gerne wäre ich mit den Kollegen nach langer Pause mal wieder zusammen. Mit Ihnen freue ich mich, daß der Krieg die Einschätzung des Deutschen auch im Kunstgewerbe gebracht hat; es muß eine Benugtuung für Sie, unsern besten Vorkämpfer auf diesem Gebiete, sein. Der Plan, daß die Delfter Fayencefabrik eine gründliche deutsche Arbeit verdient,



kommt hoffentlich zur Ausführung; ich habe jedesmal bei dem lückenhaften, im Text ganz schwachen Savard¹⁾ diesen Wunsch gehabt. Näher steht uns ja das deutsche Fayencwerk, die Schwierigkeiten sind jedenfalls größer als man denkt. Man muß erwägen, daß der Spezialist vorläufig die Einzelaufsätze zur Hand hat, daß aber die ganze Erforschung noch immer in starkem Wachstum begriffen ist. Man würde also nur ein Augenblickswerk schaffen. Wie Hanau²⁾ — so ist noch lange nichts durchgeackert und kritisiert. Gerade der gründliche Wissenschaftler wird schon bei den Vorarbeiten merken, daß die genaue Einsicht in alle Gebiete der deutschen Töpferkunst unüberwindliche Schwierigkeiten hat, und darum zögern. Ob man alles in Kapitel von verschiedenen Kennern auflösen soll? Man weiß, wie ungleichmäßig gearbeitet wird. Trotzdem oder gerade wegen der Schwierigkeit bleibt dieses große Zukunftswerk etwas Bestechendes und Verlockendes. Vielleicht schmieden wir Fayencefreunde doch mal einen gemeinsamen Plan. Nun könnte ich ganz warm in dem Gedanken an die friedliche Zukunft werden — aber hier ist kein Raum dafür. Gleich müssen wir wieder hinüber zur Besprechung im Bataillonsgehöft. Dann muß ich an die Einteilung für den Schützengraben denken. Der starke Regen in den letzten Tagen hat alles wieder durchweicht und die Gräben mit Lehmwasser gefüllt. Wie wird man unsern alten Brinckmann noch oft vermessen; man möchte sagen, sein Universalwissen ist jetzt auf viele aufgelöst verteilt.

Ralve (Westflandern), 7. März 1915.

Mir geht es unentwegt vortrefflich, führe jetzt schon ein Vierteljahr eine Kompanie und habe mich dementsprechend vollständig in diese Tätigkeit, die ja recht viel Verantwortung mit sich bringt, eingelebt. Mir fiel neulich nachts ein, mich mal zu erkundigen, wie es eigentlich mit den in Darmstadt ausgestellten Gegenständen geworden ist. Ist alles gut heimgekehrt? Herr König-Löningen meint, es würde doch Zeit, daß das Museum gebaut wird; aber es sind beim Bau ja soviel Einzelheiten (Einbauen von Steinsachen, Portalen usw.) zu bedenken, daß man dabei sein möchte. Der Krieg kam insofern ungelegen und doch — jetzt wäre vielleicht die ganze Vorlage nichts geworden, wir müssen froh sein, daß wir soweit sind. Wahrhaftig, der Krieg zieht sich lange hin, aber wir wollen schon nicht locker lassen!

¹⁾ Savard, Histoire de la fayence de Delft.

²⁾ Gemeint ist die Hanauer Fayencefabrikation im 17. und 18. Jahrhundert.



Hans Richter

Amtsrichter, Oberleutnant der Landwehr, Inhaber des Eisernen Kreuzes, Sohn des verstorbenen Professors Richter in Oldenburg, geboren am 11. November 1878, erlangte Ostern 1897 auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt das Zeugnis der Reife und studierte Jura. Er unterzog sich am 23. März 1901 mit Erfolg der Referendar-Prüfung; nachdem er am 26. Februar 1906 auch die Assessorprüfung bestanden hatte, wurde er am 8. Mai desselben Jahres als Amtsanwalt in Oldenburg mit dem Titel Gerichtsassessor angestellt und am 15. Juli 1908 zum Amtsrichter in Friesoythe ernannt. Er genügte vom 1. Oktober 1901 bis ebendahin 1902 seiner Militärpflicht, wurde später zum Leutnant der Reserve befördert und 1913 zur Landwehr übergeschrieben. Als der Krieg ausbrach, ergriff er die Waffen für das Vaterland; am 5. Oktober 1914 reiste er an die Front. Furchtlos und treu stand er auf seinem Posten. Von einer Granate getroffen, fiel er in den Argonnen am 3. Februar 1915 bei einem siegreichen Sturmangriff an der Spitze seiner Kompanie. Es wird allen, die ihn kannten, sehr schwer sein, diesen ernstesten, zuverlässigsten, schlichten Mann zu vermissen, wenn unsere Truppen nach Abschluß des Friedens in die Heimat zurückkehren.

Feldpostbriefe.

13. Dezember 1914.

Die große Zeit fordert jedes Opfer und soll Menschen wie uns auch groß genug finden, es willig zu geben.

14. Dezember nachmittags.

Eben haben wir einen beerdigt, den uns der gestrige Lärm gekostet hat, einen Landwehrmann, Millionär und beliebten lustigen Soldatenkameraden. In Ermangelung des Pastors mußte ich die Grabrede halten. Die Gefühle stumpfen immer mehr ab, aber doch hauptsächlich die schwächlichen — jedenfalls nicht das eine große, daß wir nicht eher aufhören dürfen, bis wir gewonnen haben, und wenn es Jahre dauerte.

14. Dezember abends.

Schon wieder ein Mann gefallen, durch Schrapnellschuß. Wie müßte ich es empfinden, wenn mir erst solche verloren gingen, die mir als Soldaten lieb geworden sind. Wie eigenartig das gemeinsame Erleben und Handeln einander nahe bringt. Da ging mit uns am 5. Oktober von Koblenz der Kriegsfreiwillige Massatsch, ein Deutsch-Rumäne, Fabrikant von 36 Jahren, Schwiegersohn unseres Brigadekommandeurs. Als ich näher zusah, fand ich einen Menschen von hervorragenden Fähigkeiten, klug, energisch, unermüdlich und von ungewöhnlichem Organisations-





Hans Richter.





talent. So ist er denn schnell Bizetfeldwebel und Zugführer geworden und ist quasi der gute Geist der Kompagnie. Als er neulich auf einem Patrouillengang zu lange ausblieb, hatte ich das Gefühl eines schweren persönlichen Verlustes. — Dann ein Gefreiter Kessler, ein einfacher Maurermeister. Neulich nachts bei abscheulichem Sturm und Regen sollte ein schwieriger Patrouillengang gemacht werden. Ich beriet mit Massatsch längere Zeit, bis wir zu dem Entschluß kamen, bis zum Morgen zu warten. Plötzlich taucht Kessler ganz durchnäst auf: „Ja, Herr Oberleutnant, ich bin mal rübergekrochen, der Graben war vom Feinde nicht besetzt.“

Lager C (zwischen Reims und Verdun), den 28. 12. 14.

Gestern abend bin ich einmal wieder glücklich heimgekehrt. Mit dem Briefschreiben da draußen ist es endgültig vorbei, obwohl wir jetzt immer 48 Stunden draußen und nur ebensolange hier drinnen sind. (Früher 24 Stunden im Schützengraben und dreimal 24 Stunden Ruhe.) Es ist schon nicht viel weniger als ein Wunder, wenn man noch heil zurückkommt. Meine Kompagnie hat gestern wieder sechs Mann verloren. Von Tag zu Tag wird es fürchterlicher, wie die Franzosen unsere Gräben mit Artillerie beschießen. Man kann gar nichts dagegen machen, nur stehen und abwarten, ob sie reintreffen oder nicht. So oft geht es gerade dahin, wo man noch eben stand oder eben hingehen wollte. Wohl dem, dem es gegeben ist, nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen Fatalist zu sein. Und kann man immer von der Stelle fortgehen, auf die grade geschossen wird? Was sollten dann die Soldaten tun, die am Platze ausharren müssen? Der Offizier bleibt entweder bei ihnen oder nimmt sie mit fort. Dann trägt er aber auch die schwere Verantwortung, dem Feinde eine Einbruchsstelle preisgegeben zu haben.

29. 12. 14 morgens.

Soweit war ich gestern, da ging plötzlich eine Kanonade bei den Franzosen los, wie sie hier überhaupt noch niemand erlebt hat. Von halb rechts, halb links und geradeaus ging ein unaufhörlicher Regen von Granaten auf unsere Gräben nieder, und zugleich auf das Tal zwischen unserm Berg und den Gräben. Das tun sie immer, damit die Reserven während des Gefechts nicht nach vorn können. Von mittags 12 bis 5 Uhr ein solcher Geschützdonner, daß die Erde tatsächlich bebte. Die Ärzte, die den ganzen Krieg mitgemacht haben, erklärten, nichts Derartiges erlebt zu haben, weder an der Maas noch an der Marne. Um halb vier bekamen die Kompagnien im Lager, darunter die fünfte, den Befehl, nach vorn zu rücken. Schon oben im Walde mußten wir durch fürchterliches Schrapnellfeuer. Die Zweige prasselten nur so herunter. Eine Reihe von unsern Leuten fiel. Einem Mann neben mir hatte ich im Gedränge mit meiner Gewehrmündung ins Gesicht gestoßen. Es tat ihm weh, er hielt sich die Hand an die Stirn. Ich trete dicht heran, um die Stelle zu beschn. Da reißt ihm ein Granatsplitter die



Pulsader auf, 10 Zentimeter vor meinem Gesicht. Ich mit Blut bespritzt, weiter marsch, marsch hinunter ins Tal, wo wir im gefährdetsten Teil einen Graben zur Verbindung nach vorn haben. Drei Kompagnien vor uns wagen sich nicht heraus, weil das ganze Gelände davor unaufhörlich mit Granaten bestreut wird. Und was für Granaten! Haushoch steigt jedesmal die schwarze, stinkende Rauchfontäne, wenn sie krepieren. Also nun eine ganze Stunde oder länger in dem schmutzigen Wassergraben gebückt, daß das Wasser uns in den Kleidern aufstieg. Ein schwerer Granatsplitter schlug zwischen meinen Füßen ein und bespritzte mich von oben bis unten mit Schlamm. Schließlich dauerte es mir im Graben zu lange. Da vorn heftiges Gewehrfeuer begann, vermutete ich einen Sturm der Franzosen auf unsere Gräben. Ich sprang aus dem Graben, rief meinen Leuten zu, zu folgen, und lief längs des Grabens nach vorn, neben mir Bamberger und Massatsch. Dabei müssen sie uns von Ville sur Tourbe her, wo eine Batterie stand, bemerkt haben. Sofort kam eine Salve Granaten. Wenige Schritte vor mir ein Blitz und Krach. Ich bekam einen fürchterlichen Klatsch ins Gesicht und fiel hin, einen Augenblick betäubt. Dann schnell aus dem Feuer zurück in den Graben. Alle waren unverletzt. Nur ich muß fürchterlich ausgesehen haben, das ganze Gesicht voll Blut und Schmutz. Laute Ausrufe des Schreckens und Mitleids. Aber es war nichts. Zwei kleine Splitter in Kopf und Lippe und etwa ein Duzend kleine Löcher durch Sand- und Steinspritzer. Diesmal rettete uns der glitschige Boden, auf dem man nur langsam laufen konnte. Fünf Schritte weiter, und wir wären in Stücke gerissen. Nun liege ich mit dick verbundenem Kopf zu Bett. Aber es geht mir gut. In zwei bis drei Tagen bin ich hoffentlich wieder heil. Gleich danach kam Befehl zum Rückmarsch. Das Feuer hatte aufgehört. Der Sturm der Franzosen war abgeschlagen. Sie haben 300 Gefangene und mindestens ebenso viele Tote verloren. Schauerhaft! Nun liegen die schwerverwundeten Franzosen zwischen den Fronten, und niemand kann ihnen helfen. Sie lehnen ja jeden Waffenstillstand ab. Sonst würden wir es tun. Die nicht an ihren Wunden sterben, werden verhungern. Unsere drei Maschinengewehre haben die stürmenden Franzosen nur so abgemäht. Die Artillerie war, wie ich eben höre, zum großen Teil englische schwere Geschütze, die zu einem großen Durchbruch hier zusammengezogen waren. Heute ist hier alles in Siegesstimmung. Wir haben an Toten und Verwundeten 60 verloren.

Lager bei Cernay, den 30. Dezember 1915.

Mir ist das Herz so schwer von dem, was ich erlebt habe; ich habe heute Nachmittag zusammen mit meinem treuen Burschen geweint. Meine Kompagnie hat heute, während ich wegen leichter Verletzung durch Granatsplitter auf einige Tage im Lager liege, draußen im Schützengraben so viele brave Leute verloren. Die französische Artillerie, durch englische verstärkt, hat endlich unsere Linie genau herausgefunden und beschießt uns den ganzen Tag mit steilen Granaten, gegen



die kein Graben hilft. So müssen die Leute untätig in den Gräben sitzen, und jede Granate, die hineintrifft, nimmt 3 oder 4 weg. Nässe und Kälte und Wachen, das ist ja gar nichts, aber jeden Abend sich sagen: „Morgen sitzen wir wieder im Hagel“, dabei krampft sich das Herz zusammen. Heute verlor die Kompanie ihre beiden besten Soldaten, einen zum Leutnant gewählten Feldwebel, einen Urgermanen und echten Oberförstertyp und einen feinen Kriegsfreiwilligen, Rumäne von Geburt, voll hingebender Begeisterung für deutsches Wesen, tätig, umsichtig, klug, in kurzer Zeit zum Vizefeldwebel avanciert und ebenfalls dicht vor dem Leutnant. Mir ist, als wäre mit den beiden der beste Geist aus der Kompanie. Wenigstens sehe ich nicht, wie sie ersetzen. Mag kommen was will, wir werden die Gräben halten. Denn brächen sie durch, dann käme alles ins Wanken. Ich glaube nicht mehr an meine Heimkehr, ich werde hier fallen in diesen Gräben wie so viele meiner braven Leute. Ich bin selbst viel gefasster, als dieser Brief vermuten läßt. „Stirb zur rechten Zeit!“ das scheint mir recht für uns hier gesprochen.

Schloß Fontaine, den 1. Januar 1915.

„Träumereien an französischen Kaminen“ könnte ich mich heute hingeben, aber selbst wenn ich ein Dichter wie Leander wäre, würde meine Phantasie mich schwerlich auf seine anmutigen Bahnen führen. Eine halbe Stunde zu Pferde von hier südwärts umtobt der französische Geschützdonner und das Krachen der Granaten einmal wieder mein Regiment, auch heute, am höchsten Festtag der Franzosen, so daß die Fensterscheiben meines Zimmers fast unaufhörlich klirren, und ich sitze während dessen in einem Polstersessel (!) dicht am großen Kamin, in dem mein kleiner treuer Bursche ein gewaltiges Feuer schürt. Draußen ist abwechselnd Sonnenschein und tiefe Wolken Schatten zwischen den uralten Bäumen eines einstmals schönen, jetzt zerfahrenen und in Grund und Boden zertrampelten Parkes. Seit heute früh bin ich hier auf 2 bis 3 Tage für die voraussichtliche Dauer meiner Heilung von der leichten Granatsplitterverletzung. Unser Brigadekommandeur, Generalmajor Scholz, wohnt in dem Schloß; und als er von meiner Affäre hörte, besuchte er mich und lud mich ein, bis zu meiner Herstellung bei ihm zu wohnen. Nun soll ich nach einem Vierteljahr wieder in einem Bett schlafen, mich am Waschtisch aus einer richtigen Schale waschen und in einem Zimmer wohnen, in dem man um den Tisch herumgehen und aus dem Fenster sehen kann. Das klingt alles so lockend, und doch habe ich keine rechte Freude dabei; mir ist, als müßte ich eine liebe Hand abschütteln, die sich auf meine Schulter legt. Es ist ja noch lange, lange kein Friede. Mich quält die Unruhe, es könnte einen plötzlichen nochmaligen Vorstoß auf unser Regiment geben und ich wäre hier. Eigentlich schon seit dem 20. Dezember tobt hier eine schwere Schlacht, die sich bald hier, bald dort in der Front zum eigentlichen Sturmangriff steigert. So wird es wohl mindestens noch bis Mitte Januar fortgehen, wo die Plenarsitzung der Kammern beginnt und die

Regierung unter allen Umständen Erfolge will aufweisen können. Ihr werdet inzwischen wohl von unserm Siege vom 28. Dezember bei Rouvroy oder Massiges oder wie man ihn sonst nennt, gelesen haben. Welchen unbedingten Massentod es bedeutet, solche Stellungen wie unsere erstürmen zu wollen, begreift nur der Augenzeuge. 300 haben wir gefangen, denen es zunächst gelang, in unsere Gräben zu dringen, 500 liegen tot vor unserer Front, hingemäht hauptsächlich von einem einzigen Maschinengewehr, und ebensoviele werden sich verwundet zurückgeschleppt haben. Vielleicht noch schlimmer erginge es uns, wenn wir versuchen wollten, die feindlichen Gräben zu stürmen. Darum Geduld zu Hause, wo man täglich nach der Zeitung greift mit dem Gedanken: „Geht es nicht endlich voran?“ Die Lage hat sich furchtbar zugespitzt, aber doch kann es so noch Monate dauern. Die Kriegs- und Waffentechnik hat in beiden feindlichen Fronten mit erdenklichem Raffinement alle modernen Mittel aufgehäuft. All das wird sich wie ein fürchterliches Gewitter auf den entladen, der aus seiner schützenden Festung zuerst herauskommt. Haben wir erst Verdun, dann können wir hinten herum —, aber dazu brauchen wir erst wieder die Argonnen. Wer weiß, ob die Entscheidung nicht schließlich doch auf dem Gebiet der Nerven und Finanzen fällt? Das sind so meine Neujahrsgedanken, nicht frohe, aber leider zeitgemäße. Uns stehen noch schwere Verluste bevor, ehe wir an Frieden denken dürfen, und jeder tut wohl daran, den Gedanken an Heimkehr zu ersticken.





Hans Richters Grab.



Otto Rices.

Otto Rices

Regierungsassessor, Oberleutnant der Landwehr, Inhaber des Eisernen Kreuzes und des Friedrich-August-Kreuzes, Sohn des Kaufmanns Rices in Birkenfeld, geboren am 7. September 1877, erlangte das Zeugnis der Reife auf dem Großherzoglichen Gymnasium in seiner Vaterstadt Birkenfeld und studierte in Bonn, Freiburg und Berlin die Rechtswissenschaften. Er gehörte der Burschenschaft Alamannia-Bonn an. Vom 1. Oktober 1897 bis dahin 1898 genügte er beim 5. Badischen Infanterie-Regiment Nr. 113 in Freiburg seiner militärischen Dienstpflicht. Im Winterhalbjahr 1900/1901 bestand er die erste juristische Prüfung und wurde als Referendar am 1. Januar 1905 mit den Geschäften eines Hilfsbeamten beim Großherzoglichen Amt Delmenhorst beauftragt. Nachdem er im März 1905 die zweite juristische Prüfung bestanden hatte, wurde er am 12. Januar 1906 zum Regierungsassessor ernannt. Er war darauf als Hilfsbeamter vom 15. Oktober bis 15. November 1906 beim Amte Cloppenburg, bis 1. November 1909 beim Amte Oldenburg, bis 1. Oktober 1912 beim Amte Butjadingen tätig. Darauf wurde er Hilfsbeamter und Sekretär beim Ministerium des Innern und wirkte als Ersatzmitglied der beim Ministerium des Innern bestehenden Abteilung für Privatversicherung, als Mitglied der Ausführungsbehörde der Unfallfürsorge für Gefangene, der Kommission für die staatliche land- und forstwirtschaftliche Unfallversicherung und des Oberversicherungsamtes Oldenburg. Vom 25. März bis 11. Mai 1913 nahm er an dem Frühjahrskursus der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung in Berlin teil. Seit Kriegsbeginn stand er im Felde, als Oberleutnant der Landwehr 2 dem Oberrheinischen Infanterie-Regiment Nr. 97 zugeteilt, und kämpfte als Kompanie- und zeitweilig als Bataillonsführer in den Vogesen und auf den Schlachtfeldern des Ostens. Nachdem er sich zur Ausheilung einer Wunde eine Zeitlang in Oldenburg aufgehalten hatte, fand er bei Duki in Rußland am 22. Oktober 1915 durch Kopfschuß den Heldentod.

1. Oberrheinisches Infanterie-Regiment Nr. 97.

24. 10. 1915.

Regimentsbefehl.

Alle Bataillone des Regiments haben in kurzer Zeit an drei verschiedenen Stellen der Front außerordentlich heftige Angriffe der Russen — bei Ruffecki, Sagatsch und Duki — zurückgeschlagen und sich dadurch in der Geschichte des Regiments ein neues ehrenvolles Andenken geschaffen.

Von jedem einzelnen mußte Mut, volle Willenskraft und zähes Ausharren gefordert werden. Die treue Erfüllung dieser Pflichten hat in den Reihen des Regiments viele schmerzliche Opfer gekostet. Der Dank des Vaterlandes, das sie



mit ihrem Leben beschützt haben, und bleibendes, ehrenvolles Andenken im Regiment ist den gefallenen Kameraden sicher.

Der 1., 3. und 12. Kompagnie werden ihre gefallenen Führer, von denen besonders Hauptmann Graumann und Oberleutnant Rickes in langer Kriegszeit alle Gefahren mit ihren Mannschaften geteilt und ihnen mit heldenmütiger Tapferkeit im Kampf vorangegangen sind, stets ein leuchtendes Vorbild von Mut und Pflichterfüllung für König und Vaterland bleiben.

gez. Breyding,
Oberstlt. u. Regts.-Kommandeur.

Hauptmann Numann schrieb an die Gattin:

Dworotschanj bei Sadewe, 29. Oktober 15.

Hochverehrte gnädige Frau!

Ihnen mein herzliches Beileid zu dem überaus schweren Verlust auszudrücken, ist mir ein großes Bedürfnis. Seit Ihr Gatte dem Regiment zugeteilt war, achtete ich ihn als Menschen und Soldaten hoch. Die größte Wunde wurde dem Regiment jetzt mit Beendigung des Bewegungskrieges geschlagen, als die Russen, in die eigene Linie bei Duki eingebrochen, wieder herausgeworfen werden mußten. Das Gelingen muß zum großen Teil Ihrem Gatten zugeschrieben werden. Neben vielen anderen Tapferen fiel auch der Bataillonsführer I./97, Hauptmann Graumann. In würdiger Totenfeier sind alle Tapferen auf dem Heldenfriedhof des Regiments in Dworotschanj beigesetzt worden. An schöner, geweihter Stelle ruht Ihr Gatte den ewigen Frieden.

Mit dem Ausdruck tieffster Trauer, in vorzüglichster Hochachtung

Numann,
Hauptmann und Batls.-Führer
I./97.

Feldwebel Kruse, 3. Kompagnie Regts. 97 schrieb:

Als Vorbild für seine Untergebenen hat er Freud und Leid und die Entbehrungen des Krieges kameradschaftlich mit ihnen geteilt. Die Untergebenen folgten mit größter Achtung und vollem Vertrauen ihrem unerschrockenen Führer.





Paul Roß.



Paul Roß

Kaufmann, Offizierstellvertreter, Sohn des verstorbenen Ingenieurs bei der Weserkorrektur Paul Roß, geboren am 22. Februar 1893 zu Brake an der Weser, besuchte die Realschule daselbst, später das Gymnasium in Oldenburg. Auf seinen Wunsch kam er Ostern 1907 nach Plön in die Kadettenanstalt, später nach Lichterfelde. März 1910 ging er mit der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen Militärdienst ab und machte darauf die dreijährige Kaufmannslehre in der Firma Karl Groß zu Brake durch. Als diese beendet war, genügte er beim Kurhessischen Infanterie-Regiment Nr. 82 in Göttingen seiner Militärpflicht. April 1914 ging er als Kaufmann nach Hamburg. Als der Krieg erklärt war, kam er nicht zu seinem alten Regiment zurück, sondern wurde dem Infanterie-Regiment Nr. 128 in Danzig überwiesen. Er hat mit großer Begeisterung und Tapferkeit den Krieg im Osten mitgemacht, erhielt im November 1914 das Eiserne Kreuz und später auch das Friedrich-August-Kreuz. Am 19. November hat er in den Kämpfen bei Lodz sein Leben für das Vaterland gelassen.

Aus seinem Kriegstagebuch.

31. Juli: Kriegszustand erklärt. 1. August: Marinereserve ist eingezogen, Noch immer nichts Bestimmtes, wie es wird. Die Antwort Rußlands und Frankreichs steht noch aus. Seine Majestät tut alles, um den Frieden zu erhalten. Hurra! Deutschland mobil! Gegen 7 Uhr Bescheid. 2. August: Gestern abend waren Fitte und ich noch zusammen, einen anständigen Pott Bier zu trinken. Die Stimmung des Publikums war gut. Neben uns saßen verschiedene junge Kerls, die gleich uns heilfroh waren, daß es nun endlich losging. Die Spannung der letzten Woche war auch unerträglich. Selbst sonst ganz ruhige Naturen konnten da nervös werden. Eigentlich wollte ich gestern noch mal so recht schön ausspannen in einem richtigen Bett mit weißen Bezügen und Sprungfedern, aber vor 2 Uhr konnte ich nicht einschlafen, denn Zug auf Zug donnerte in die Nacht hinein; der Straßenverkehr war auch lauter als sonst in unserem „vornehmen“ Viertel, und dann kamen immer wieder die Zeitungswreiber und schrien mit ihren wundersam lieblich krächzenden Organen: Extrablatt des Hamburger Fremdenblatts! Na, nachher schlief ich denn um so fester. Um 8 Uhr war Wecken! Meine Wirtin war sehr erstaunt, daß ich gleich beim ersten Anklopfen mit einem Satz aus der Koje sprang. Für gewöhnlich steht der junge Herr Roß erst nach mehrmaligem Klopfen auf, d. h. wenn er ins Geschäft muß. Fitte brachte mich noch in einer Droschke zum Kurierhaus, wo ich mich zu stellen hatte. Wir plauschten noch eine



Weile zusammen, dann ging er. Sein letztes Wort war: Heil und Sieg! ein schöner Gruß der Österreicher. Ich stapfte mit meinen Nagelstiefeln in den blanken Parkettsaal. Ein Reserve-Major mit einer ganz stattlichen Ordensschnalle läßt uns antreten, etwa 150 Mann. Alles Reserveoffiziere und solche, die es werden wollen. Die Offiziere waren alle in Uniform; man sah die verschiedensten Waffengattungen, aber nicht den Typ des sonst so häufigen dicken Sommerleutnants, sondern alles schlanke, fehnige Gestalten. Man sieht, daß die Hamburger Herren viel Sport treiben. Auf dem Bahnsteig sah man nur wenig weinende Frauen usw. Die meisten hatten das wohl schon zu Hause besorgt, oder man hatte die Angehörigen gar nicht erst mitgebracht. Um 12¹⁵ setzte sich unser Zug unter donnerndem Hurra und „Winke, winke“ in Bewegung. Das Rufen nahm kein Ende. Auch nicht, als der Zug die Halle verlassen hatte und durch die Arbeiterviertel fuhr. Das ganze Volk begeistert! Oft rief man uns zu: „Haut de Russen duchtig!“ Und wenn man uns fragte, wohin, so war die Antwort: „Richtung Moskau über Danzig und Petersburg.“ Überall auf den Stationen winkten die Leute und riefen Hurra. Man fühlte so recht, daß das Volk eins war in dieser schweren Zeit. Weiter, immer weiter ging es durch das gelobte Land Mecklenbörg, eine Strecke am schönen Schweriner See entlang, über die kleinen netten Städte, die man aus Fritz Reuters Werken kennt, hübsche alte Kirchen mit einem Storchennest darauf. Vor dem Bahnhof der Rutscher vom Gutshof im langen Mantel, Stulpenstiefeln und Zylinder. Das Korn steht gut, ein Teil ist geschnitten. Überall wird feste gearbeitet, trotz des Sonntags. Doch wenn unser Zug vorbeirollt, so lassen sie für einen Augenblick die Sichel ruhn und winken mit der Faust gegen Osten, um dann desto fixer weiter zu schaffen; denn morgen oder übermorgen müssen auch sie zur Fahne eilen. Wir fahren weiter, immer weiter in die stockdunkle Nacht hinein. Es ist 1/2 2 Uhr, als wir über die lange Oderbrücke donnern. Taramta, taramta ist die Melodie der Achsen, die uns gen Rußland bringen, Heil und Sieg kann man sich dabei denken. Alle 500 m blinkt ein Licht, und dabei steht ein Landstürmer und winkt und winkt immerzu. Allmählich wird man doch müde; und da wir nur zu zweien im Abteil sind, so strecken wir uns lang hin auf den Polsterbänken und schlafen, — lange, sehr lange. Denn als wir munter wurden, waren wir schon längst in Westpreußen.

Feldpostbrief.

Danzig, 4. August 1914.

Meine liebe Mutter! Nach 30stündiger Fahrt glücklich hier angelangt gestern abend 7 Uhr. Ich habe es sehr gut getroffen und bin bei der 8. Kompagnie. Morgen geht's weiter. Der Transport war sehr lustig. Heute habe ich mir die Stadt angesehen, sehr interessante Gebäude und Straßenzüge.

Herzlichst Dein Paul.



Kriegstagebuch.

10. August.

Auf der Landstraße von Gilgenburg sind große Truppenbewegungen. Vorläufig ruhen wir noch. Am 9 kommt Befehl vom Obersten, daß geschanzt wird. Drahtverhaue werden angelegt. Am 12 ziehe ich mit 15 Mann auf Feldwache. Also Gelegenheit, die ersten Lorbeeren zu pflücken. In dem kleinen Forst halten sich stärkere Abteilungen Kosaken auf, die nachts Streifzüge machen. Als es anfängt zu dämmern, sperren wir die Wege durch Eggen, Mähmaschinen, das alles durch Stacheldraht verbunden, den ich mir vom Kirchhof geklaut habe. Jetzt ist es dunkel, scharf müssen die Posten aufpassen. Ich liege am Seeufer, der Mond spiegelt sich auf der blanken Fläche. Die Wasserhühner und Wildenten machen viel Lärm im Forst, vor uns schreit ein Käuzchen. Ich schlafe nicht, da die Verantwortung zu groß ist als Wachthabender. Am 2 wird die Wache eingezogen. Am 7 von Usdau zurück nach Gut Seemsen, dieselbe elende Chaussee, die Gegend ist trostlos und das Pflaster: Vergißmeinnicht. Dann über Gilgenburg, Usdau nach Soldau und Marzpen, hier haben die Kosaken schon wüßt gehaust. Zunächst bezieht jede Korporalschaft ein Haus, welches noch ein Dach hat. Auf dem Hofe irren noch einige Hühner herum. Wir erlösen sie schnell. Kopf abgehakt, gerupft, gesengt und dann auf den Herd gesetzt. Leider mußten wir unsere Villa bald wieder verlassen, da alles umgeschnallt im Zelt schlafen mußte. Meine Suppe war noch nicht fertig. So nahm ich die beiden Hühner heraus, wickelte sie in mein Taschentuch und gab nachher Heim und Stubenbauer davon ab. Bei Illowo die Grenze überschritten mit Hurra, nach Mlawa. Die Kosaken haben gestern erst die Stadt geräumt.

Feldpostbriefe.

Mlawa, 14. August.

Meine liebe Mutter!

Ich sitze hier auf einer Bank vor meinem Quartier bei einem polnischen Juden. Die Leute hier im heiligen Rußland sind alle sehr gut zu uns. Die Juden verstehen auch etwas Deutsch, und ich habe schon einige polnische Brocken aufgeschnappt. Die Märsche in den letzten Tagen waren sehr anstrengend, das Pflaster ist scheußlich holperig. Der Russe rückt immer aus. Wenn wir im Gefecht liegen, hält er meistens nicht lange stand und flieht unter großen Verlusten. Er schießt meistens zu hoch, die Geschosse gehen über unsere Köpfe weg, nur die Granaten sind eklig, aber ich bin bis jetzt noch unverletzt. Über unsere Gefechte darf ich natürlich nicht schreiben. Jedenfalls siegen wir. In der letzten Nacht habe ich endlich mal wieder geschlafen, wenn auch nur mit Unterbrechungen. Denn wenn die Wanzen zu frech werden, muß man sie wieder verscheuchen. Aber einen feinen Tee trinkt man hier, und die Zigaretten sind gut und billig. Wir genießen das Leben hier noch tüchtig, wer weiß, was man späterhin noch bekommt. Sehr hübsch sind die kleinen polnischen Mädels, sie sind oft schon in Zoppot und anderen Ostseebädern gewesen



und sprechen etwas Deutsch und auch Französisch, was sie auf der Schule lernen. In Ostpreußen haben die Kosaken schon wüst gehaust, verschiedene Dörfer total geplündert und dann angesteckt. In einer Nacht glückte es mir, auf Feldwache zwei Kosaken abzuschießen. Die Kerls sind blendende Reiter, sie unternehmen nächtliche Streifzüge, um Vieh usw. zu stehlen. Verschiedentlich kamen schon Überläufer zu uns, die Hunger hatten. Die Toten werden alle in Massengräber gepackt, unsere eigenen Leute kriegen aber ein besseres Begräbniß. Wenn ich heimkomme, werde ich wohl einen mächtigen Vollbart haben, Rasieren ist jetzt Luxus. Waschen tun wir uns auch nur zuweilen mal. Wollen wir Wasser trinken, so müssen erst die Eingeborenen trinken, da die Brunnen häufig vergiftet sind.

Darkehmen, 18. August.

Vorgestern haben wir 24 Stunden auf der Bahn gelegen und sind jetzt auf einer anderen Ecke des Kriegsschauplatzes. Die Entscheidung steht dicht bevor.

Franzenhof bei Mulk, Sonntag d. 23. August.

Am 20. hatten wir die erste große Schlacht, bislang hatten wir nur kleinere Gefechte und Vorpostenplänkeleien gehabt. Aber das war auch eine Schlacht, von 5 Uhr morgens bis 7 Uhr abends waren wir im Feuer. Ich wunderte mich nachher selber, daß ich noch lebte. Der Russe war uns stark überlegen, er hatte an 500 Geschütze, zum Teil mit französischer Bedienung. Am Vormittag war's noch nicht so schlimm, der Russe hatte verschiedene Vorstellungen, aus denen wir ihn nach kurzem Feuergefecht warfen. Sie schossen schlecht, meistens zu hoch, da sie in Schützengräben lagen und den Kopf beim Schießen nicht raussteckten. Trotzdem hatten wir schon am Morgen Verluste, da die Geschosse, die über unseren Köpfen dahinsauften, oft in die Reihen der Leute schlugen, die in zweiter Linie vorgingen. Unangenehm war nur das heftige Artilleriefeuer, gegen das wir Infanteristen ja wehrlos sind, da die Entfernung zu weit war. Aber bald sprach auch unsere Artillerie mit, und das war nur gut, sonst —. Erst kam es einem noch eigenartig vor, wenn neben einem plötzlich einer nicht mehr feuerte oder beim Springen wortlos fiel. Doch der Mensch gewöhnt sich an alles, so auch an den Tod mancher lieben Kameraden. Auch das Säusen und Zischen der Geschosse und den Krach beim Einschlagen ins Gehölz, das Krepieren der Granaten und Schrapnell's hörte man mit der Zeit gar nicht mehr. Nur wenn die feindlichen Maschinengewehre ihre grausige Musik anstimmten, wachte man etwas aus der Gleichgültigkeit auf. Von Zeit zu Zeit wischte man sich den Sand und Dreck aus den Augen, um beim Schießen sehen zu können. Gegen 4 Uhr nachmittags ging uns die Munition aus, ein scheußliches Gefühl beschossen werden und nicht wieder schießen. Ein Teil der Leute ging zurück, nicht mehr zu halten. Zum Schluß waren wir noch mit zwei Unteroffizieren, 8 Mann der verschiedenen Regimente und ein Hauptmann



von den 175ern, wir krochen zu den Toten und nahmen ihnen die Munition ab und schossen — schossen. Zuletzt schoß ich mit einem russischen Gewehr und Patronen, die ich in der feindlichen Stellung gefunden hatte. Als es dunkel wurde, gingen auch wir zurück, sonst hätten uns die Russen überrannt, aber ruhig im Schritt. Wir nahmen noch Verwundete und Waffen mit, soviel wir tragen konnten. Das Regiment hat große Verluste; am anderen Tage trafen wir unsere Kompagnie wieder, von 250 Mann waren noch 100 da. Dann marschierten wir zwei Tage bis hierher. Heute ein Ruhetag. Morgen marschieren wir weiter, erwarten Nachschub, und dann geht's wieder los, ran an den Feind! Es überkommt einen eine wahre Lust! Wie ich dem ersten Russen das Seitengewehr in die Brust stieß, dachte ich noch, wie schaurig, aber nachher fand ich es schön. Aber ausgepumpt war man doch hinterher, die Nacht vorher nicht geschlafen, sondern in Eilmärschen von Darkehmen nach Samlucken—Grünweizen geeilt. Nun leb wohl, lieb Nutting. Herzlichste Grüße an alle.

Gut Davidshof bei Ortelsburg, 31. August.

Heute ein Ruhetag, der uns auch sehr not tat. Am 26. haben wir die Russen bei Lautern wieder feste geschlagen, seitdem immer verfolgt, anstrengende Märsche und nachts nur Bivak und Vorposten. Die Nächte sind jetzt bitter kalt, zu essen gibt's in dieser elenden Gegend auch herzlich wenig. Post und Liebesgaben haben wir bislang noch nicht bekommen, da die Bagage so schnell nicht mit kann. Der Kaiser hat uns seinen Dank ausgesprochen und den des Vaterlandes. Wir haben es hier bedeutend schwerer, als die Kameraden in Frankreich, weil hier weniger sind. Jetzt sollen ja drei Armeekorps aus Frankreich uns zu Hilfe kommen, das wird wohl genügen. Unsere 8. Armee, also wir, haben die russische Narew-Armee geschlagen; jetzt gilt es noch die Njemen-Armee, die weiter im Norden steht, zu besiegen. Hoffentlich ist dann bald Schluß, wir sind alle ziemlich ausgepumpt. Im letzten Gefecht geriet so ein freches Granatstück in meinen Tornister, und der fing an zu brennen, so daß ich ihn schleunigst abwarf.

Groß-Schöndamerau, Kreis Ofterode, 4. September.

Hier wohne ich mit 4 Feldwebeln bei einem kleinen Bauern. Heute Mittag hat uns die Frau Hühnersuppe gekocht und jetzt Kartoffelpfesen gebacken, man lebt ordentlich wieder auf. Der Russe hat sich nach den letzten großen Schlägen verzogen, der Erfolg war bei Lautern ja größer, 100 000 Mann gefangen, aber die Kämpfe bei Gumbinnen doch blutiger und verlustreicher für uns.

Kriegstagebuch.

5. September. Weiter nach Kobulten, in einer Brennerei gelegen, elend kalt, Regen den ganzen Tag. 6. September um 2 Uhr geweckt, 3³⁰ Abmarsch über Sensburg nach Weydiken, bis 12 mittags durchgelaufen, wieder etwa 40 km.

8*



Dort Ortsunterkunft, Eier und Bratkartoffeln, Glühwein. 7. September spät abends noch Ersatz bekommen, um 9 Uhr Abmarsch über Rhein, kurz vor Lözen Raft von 11 bis 2. Dann weiter vorbei an der Festung Boyen durch Lözen, wo sogar eine Ehrenpforte errichtet ist: „Dem siegreichen Heere ein herzliches Willkommen“. Kurz vor Schwidder halten wir und heben noch auf den Höhen in der Dunkelheit Schützengräben aus, schlafen in der Mulde, wo noch etwas Stroh liegt. Bitterkalt. 8. September: Ich ziehe freiwillig mit Vize-Feldwebel Neubauer und 16 Mann auf Feldwache an den Nordausgang des Dorfes, wo wir uns in ein Haus legen und fürstlich schlemmen. Wir rücken mit der Kompagnie $\frac{1}{2}$ 2 Uhr hinter eine Höhe nordöstlich des Dorfes und legen uns auf den Bauch. Es ballert schon den ganzen Tag. Vormittags kam schwere Artillerie vorbei, hoffentlich unterstützt sie uns diesmal etwas. Die erste Stellung des Russen ist 3 km vor uns, er soll 3 Stellungen haben. Um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr liegen wir im schönsten Artilleriefeuer, aber diesmal haben wir auch Artillerie hier, die antwortet. Vor allem die 11er schwere und Haubitzbatterien, Thorner Lebenstropfen, wie sie sich selber nennen. Einer unserer kühnen Flieger fliegt dauernd hin und her und bringt Meldung, wo die Russen stehen. Um $\frac{1}{2}$ 7 gehen wir vor bis in die Höhe der Artillerie, die noch immer feste schießt, auf der Chaussee, wo der Feind zurückgeht. Der erste Halbzug kommt noch an den See zur Sicherung des Weges. Wir haben uns ordentlich Stroh geholt und uns eingemullt. Aber kalt ist es doch. Das Artilleriekonzert dauert die ganze Nacht mit wenigen Unterbrechungen an, 4 Uhr morgens fängt es wieder feste an zu knallen. 9. September: Possessern ist schon in Trümmer geschossen, aber eine russische Batterie antwortet noch. Gegen 3 Uhr kommt die Nachricht, daß links vor uns noch russische Maschinengewehre sind. „Freiwillige vor!“ Etwa 1 Halbzug der strammen 8ten bricht gleich auf, um die Gewehre zu nehmen, was uns auch nach kurzem Anlauf gelingt. Dabei stoßen wir auf die feindliche Hauptstellung, in der sich noch etwa 3—400 Mann befinden, die sich sogleich ergeben und lebhaft mit Taschentüchern winken. Eigentlich sehr feige, wenn man bedenkt, diese tadellosen Schützengräben mit Unterständen und allen Schikanen und noch soviel Munition. Aber wir haben aufgepflanzt, und das wirkt immer, trotzdem wir kaum 2—3 Gruppen da haben. Diesmal sind auch allerlei Offiziere dabei, sie haben wohl nicht mehr ausreißen können. Wir machen reiche Beute, alle möglichen Sachen. Dann marschieren wir durch das Dorf, das sehr gelitten hat. Dort steht auch noch eine russische Batterie (8 Geschütze), die nicht mehr hat schießen können. In der Dorfstraße stehen ihre Munitionswagen, vor denen alle Pferde gefallen sind. Wir gehen etwa noch 3 km weiter und beziehen dann Bivak auf der Wahlstatt. Die Feldküche ist da. Seit 36 Stunden das erste Essen wieder! Auf die Chaussee, wo wir gingen, hatte unsere Artillerie feste gefeuert, man sah in Abständen von etwa 50 m die Löcher, die sie gerissen, und große Leichenhaufen, Pferdekadaver und andere Dekorationsstücke. Dazu lieferten die brennenden



Gehöfte eine hübsche Beleuchtung. Neubauer, Grimsehl und ich trinken noch einen guten Schnaps und eine Flasche Portwein. Dann wickeln wir uns in die Zeltbahn und gehen zur Ruhe über. Etwas naßkalt. 10. September: Schon früh morgens ist das Konzert wieder im besten Gange, die Schlacht wird wohl noch mehrere Tage dauern, dann ist Schluß mit den Russen. Dies ist die letzte Armee, die hier im Lande ist, und die ist vollkommen umzingelt.

Feldpostbriefe.

Nördlich von Possessern bei Löben, 12. September.

Meine liebe Mutter! Seit 2 Tagen sind wir wieder feste bei der Arbeit. Jetzt haben wir auch Ersatz bekommen, aber den Leuten fehlt noch die Ruhe und die Praxis, die wir alten Feldsoldaten haben. Ich trage jetzt russische Wäsche. Gestern bei Szabinnen an der Angerapp war es sehr brenzlich, aber ich lebe noch. Heute am 12. sind wir bei der Verfolgung. Der russische General ist in Zivil geflohen.

Schulken bei Goldap, Ortsbivak, Försterei, 18. September.

Daß ich auch das heiße Gefecht bei Szabinnen an der Angerapp überlebt habe, schrieb ich Dir wohl schon, d. h. diesmal wäre es doch beinahe schief gegangen, und das kam so. Mein Halbzug lag seit dem frühen Morgen und schloß auf Teufel komm raus. Natürlich wurde allmählich die Munition knapp, trotzdem wir jeder möglichst viel mit uns schleppten (ca. 200 Patronen). Der Russe lag vor uns auf den Höhen verschanzt, etwa 900 m entfernt. Ich wäre gern weiter vorgegangen, aber sobald ich einen Versuch dazu machte, wurden wir mit überlegenem Artillerie-, Infanterie- und Maschinengewehrfeuer überschüttet. Einbuddeln hatte ich gleich morgens schon angeordnet, und das ging rasch vonstatten. Zu Beginn des Feldzuges wollte keiner Schanzzeug schleppen, aber jetzt trägt jeder Kerl seinen Spaten. Also ich gehe nach Munition zu unserem Patronenwagen, der rechts an der Chaussee hinter einem Wirtshaus steht. In der Kneipe ergattere ich noch eine Kiste Zigarren und laufe dann wieder nach vorn. Zehn Schritt vor mir ist unsere Stellung. Da kommt wieder ein Schrapnellhagel. Man ist schon daran gewöhnt, und unsere Kerls diskutieren immer darüber je nach dem Knall, das sind unsere und das sind russische. Erst der Knall, dann das Säusen und dann das Krepieren; und nun pläzt so'n Ding gerade über mir. Hinwerfen tue ich mich niemals, denn ich sage mir immer, wenn dich ein Sprengstück in das Genick trifft, so ist das viel peinlicher, als ob sie dir die Nase wegschießen. Auf einmal krieg ich einen Schlag vor den Unterleib, so daß ich hintenüber fause und mir die Luft ausgeht. Als ich wieder zu mir komme, haben mich die Kerls schon in den Graben geholt und sind eifrig um mich bemüht. Einer reicht mir sogar einen Schluck Buttki. Nun bin ich ganz wieder munter und jage die Kerls an die Gewehre; denn sobald unser Feuer nachläßt, schießt der Russe lebhafter. Und



was ist es gewesen? Die Schrapnells sind mit runden Bleikugeln gefüllt, ungefähr so groß wie die Knicker, mit denen wir im lieben Hammelwarden am Deich spielten. Eine war nun so frech und hatte vorn den Schoß meines Waffenrockes durchgeschlagen, war dann noch durch die Hose gegangen und dann auf meinen Knopf geschlagen, der bekanntlich zum Schließen der Hose dient; der war natürlich entzwei und die Stelle darunter: „blau und rot blühen sie“, stark angeschwollen, sonst alles gesund. Wäre der Knopp nicht dagewesen, so hätte ich einen sogenannten Blasen-schuß bekommen, der meistens tödlich ist. Also wieder einmal Schwein gehabt. Die Gefechte sind gar nicht so schlimm, machen mir immer viel Spaß, aber die Märsche: erstmal, um die Russen zu erreichen, und dann die Verfolgung, die meistens in der Nacht an das Gefecht anschließt. Unsere Leistungen sind auch anerkannt. So hat unser Generaloberst v. Hindenburg veranlaßt, daß wir vom XVII. Armeekorps aus den erbeuteten Kriegskassen für 7 Tage doppelte Löhnung nachbezahlt bekommen. Ich verdiene jetzt soviel, daß ich nach dem Kriege heiraten kann.

Klein Relischken, Kreis Darkehmen, 21. September.

Bei uns waren die Verluste leztthin nicht mehr so schlimm, wie in den ersten Gefechten, da wir uns jetzt auch eingraben und besonnener vorgehen, doch darum nicht weniger schneidig; aber im ersten Gefecht gingen wir so forsch drauf und dran, als ob wir im Manöver wären und die Geschosse bloß Platzpatronen, die nur knallten. Nächstens werden wir auch wohl wieder verladen werden. Wohin, weiß noch niemand. Hier nach Ostpreußen kommt der Ruffak sicher nicht mehr herein, die Flüchtlinge kehren zum Teil schon wieder in ihre Dörfer zurück, die sie allerdings meistens verbrannt vorfinden. Du kannst Dir denken, daß in solch einer Gegend nicht viel zu holen ist, d. h. heute habe ich sogar eine Gans erwischt, die schon am Schmoren ist. Einmal hatten wir 4 Tage kein Essen und Brot aber man glaubt nicht, was der Mensch aushält. Man beißt die Zähne aufeinander und marschirt immerzu, ich habe mir tatsächlich eine Plombe dabei ausgebissen. Im Reiche denkt man allgemein, die Leute in Frankreich sind die Haupthelden. Wir haben hier aber ganz andere Strapazen, und dabei ist hier nicht soviel zu fressen wie in Frankreich.

Den 27. September.

Nachdem wir jetzt Ostpreußen genügend durchwandert haben, fahren wir nach Süden, Schlesien oder sonstwohin. Die Fahrt ist elend langweilig, hoffentlich kommen wir bald wieder ins Gefecht. Das Stadtbild von Thorn, wo wir heute morgen um 5 Uhr durchfuhren, ist sehr interessant. Jetzt sind wir in Ostrowo, Provinz Posen.

Konstke, 2. Oktober.

Jetzt sind wir schon tief in Rußland drin. Die Wege sind fürchterlich und dann das Ungeziefer. Wir haben wieder mal sehr anstrengende Märsche, da wir



auf dem linken Flügel sind und den Russen umfassend angreifen wollen. Hoffentlich gelingt es uns ebenso wie letztes mal. Das war ein feines Kesseltreiben. Einliegend schicke ich Dir den Besatz von dem Russenkittel, den ich bislang getragen. Die Stickerei ist sehr hübsch.

Pzilling, 25. Oktober.

Dank für die Wurst und den Kaffee, den ich in Skierniewice bekam, wo wir uns erholt haben, nachdem wir 8 Tage schon vor Warzawa im Schützengraben gelegen hatten. Jetzt locken wir die Russen aus Warschau heraus und werden sie draußen schlagen.

Irgendwo in Rußland, 2. November.

Herzlichen Dank für all die Liebesgaben, die jetzt auf einmal überreichlich von allen Seiten eintrafen.

Brunowitz (Oberschlesien), 6. November.

Gestern sind wir wieder in Deutschland einmarschiert, nachdem wir über 5 Wochen Rußland durchwandert haben. Ich bin jetzt endlich Vizefeldwebel geworden und trage im Knopfloch das Kreuz von Eisen (bitte in die Zeitung zu sehen). Wahrscheinlich bleibe ich nach dem Krieg als Leutnant im Regiment. Es sind jetzt sehr gute Aussichten, und ich bin ja erst 21 Jahre, werde vielleicht auch noch vorpatentiert.

11. November.

Heute sind wir zum 4. Male in Rußland einmarschiert. Wie lange mag der Krieg wohl noch dauern? Die paar Tage, die wir in Deutschland waren, taten sehr gut, saubere Quartiere, gutes Bier und Wein. Auf der Bahnfahrt von Kreuzburg bis Miloslaw wurden wir mit Liebesgaben aller Art überschüttet. Ich fuhr mit dem Hauptmann zusammen in einem Abteil 1. Klasse. Überhaupt lebe ich jetzt sehr nobel, halte mir einen Burschen und habe immer sehr gute Quartiere. Heute z. B. bei einem Getreidejuden. Einliegende Volkstrachten werden Dich sehr interessieren. Auf das Eisene bin ich sehr stolz und hoffe, auch noch die 1. Klasse zu bekommen. Herzliche Grüße.

Dein Paul.

Leutnant der Reserve A. Neubauer an die Mutter.

Danzig, den 12. Februar 1915.

Nachdem ich nun mein Verwundeten- und Krankenlager hinter mir habe, will ich dem letzten Wunsche Ihres Sohnes Paul, meines guten Kriegskameraden, nachkommen und Ihnen etwas über seine letzten Stunden berichten. Gleich in den ersten Tagen des August rückten wir, nachdem wir uns treue Kameradschaft gelobt hatten, zusammen ins Feld, wo wir uns auch kaum eine Stunde voneinander getrennt hatten, bis ihn das Schicksal ereilte. So manche brave Tat habe ich mit meinem „Adjutanten“, so hatte ihn die Kompagnie genannt, ausgeführt. Bald waren die Vorgesetzten auf ihn aufmerksam geworden, und oft lobten oder warnten



diese seine Kühnheit. Noch am 16. November glückte es ihm, 9 russische Geschütze, die noch unter dem Feuer unserer Artillerie litten, zu erobern. Ein Bericht, der darüber dem Regiment eingereicht wurde, wird seinen Namen der Geschichte erhalten. Dann ging das Ruffentreiben bei Regen und Sturm weiter. Aber wie in allen schweren Stunden war er es wieder, der seinen Humor wahrte. Dies sicherte ihm auch die Liebe und Begeisterung seiner Leute, die ihn als Freund und Führer überaus gern hatten.

Am 18. November abends 10 Uhr waren wir nach vielen Angriffen vor Konstantynowst, einer Arbeitervorstadt von Lodz, gelandet. Im sumpfigen Gelände ließen wir uns ein Loch zur Nachtruhe graben. In aller Frühe des 19. November rauchten wir gerade unsere letzte Zigarette gemeinsam, als der Befehl zum Angriff kam. Wir sahen dem Erfolge ziemlich mißtrauisch entgegen. Ihr sonst so tapferer Sohn verriet mir noch, daß ihn ein sonderbares Gefühl gepackt habe. Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, wo wir mit einem Scherz schieden, drückte er mir die Hand mit den Worten: „Leb wohl, Jung!“ Dann eilte er links, ich rechts, um mit unseren Zügen anzugreifen. Zunächst ging es über einen Sumpf, der tüchtig unter Feuer gehalten wurde, dann eine Anhöhe, die mit Baumstümpfen besetzt war, hinan. Hier sah ich ihn fallen, weit an der Spitze seines Zuges, der infolge heftigen Maschinengewehrfeuers ins Stocken geriet. Ich selbst wurde am selben Tage zu einem anderen Bataillon versetzt und verlor so die Fühlung mit der Kompagnie. Erst am 6. Dezember konnte ich das zweite Bataillon auffuchen, fand hier jedoch nur sein Grab vor. Ein schlichtes Holzkreuz mit der Inschrift: „Offizier-Stellvertreter Rosß 8/128“ zierte es. Er ruht am Ausgange von Konstantynowst, von Lodz kommend rechts der Chaussee.





Justus Runde.





Justus Runde

Stadtsyndikus, Sohn des verstorbenen Landgerichtsdirektors Runde in Lübeck, geboren am 2. September 1883 in Oldenburg, besuchte zunächst das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann das Katharineum in Lübeck und erlangte hier Ostern 1902 das Zeugnis der Reife. Er studierte in Tübingen, Leipzig und Göttingen Rechtswissenschaft. Im Sommer 1905 bestand er die Referendarprüfung in Oldenburg und genügte dann in München beim 1. Infanterie-Regiment „König“ seiner Militärpflicht. Bis 1910 war er darauf zur Erledigung seines Vorbereitungsdienstes bei verschiedenen staatlichen Behörden und Rechtsanwältinnen in Lübeck und Oldenburg tätig, und im Mai 1910 bestand er die Affessorprüfung in Oldenburg. Von der Gemeinde Bant mit der Verwaltung der Gemeindevorstehergeschäfte beauftragt, hat er mit Eifkraft, Umsicht und besonderem Geschick seine Aufgabe erfüllt und die Vorbereitung der Vereinigung der 3 Gemeinden Bant, Heppens und Neuende gefördert. Nach der Bildung der Stadt Rüstingen am 1. Mai 1911 wurde er einstimmig zum Syndikus und Vertreter des Bürgermeisters gewählt. Im Januar 1914 erhielt er Sitz und Stimmrecht im Magistrat. Als Syndikus hat er eine segensreiche Tätigkeit entwickelt: er leitete die Armen- und Wohlfahrts-, Steuer- und Polizeiverwaltung, später auch die sehr umfangreiche Schulverwaltung und seit Anfang 1914 verschiedene Zweige der allgemeinen Verwaltung. Er war Vorsitzender des Sparlassenvorstandes und des Kaufmanns- und Gewerbegerichts. Als der Krieg ausbrach, trat er sofort als Leutnant der Reserve bei dem Infanterie-Regiment Nr. 162 in Lübeck ein. Mitte August wurde er in den Kämpfen im Osten verwundet, im November konnte er nach Ausheilung seiner Wunde zu seinem Regiment zurückkehren; am Weihnachtsabend wurde ihm das Eiserne Kreuz verliehen. Am 7. Februar 1915 wurde er an der Spitze seiner Kompagnie im Osten wieder verwundet und geriet in russische Gefangenschaft. Er kam zunächst nach Warschau, dann nach Sibirien. Hier starb er am 10. Oktober 1915 am Typhus. Die Stadt Rüstingen hat mit ihm einen talentvollen Verwaltungsbeamten verloren, der an der blühenden Entwicklung seit 1910 regen Anteil nahm. In dem Nachruf (317 der Nachrichten für Stadt und Land, 19. November 1915) heißt es zum Schluß: „Das Magistratskollegium schätzte ihn als angenehmen, stets bereiten Mitarbeiter; die Beamten und Angestellten, deren Interessen er stets nach Kräften förderte, verehrten ihn als wohlwollenden Vorgesetzten, und in der Bürgerschaft erfreute er sich allseitiger wärmster Sympathie. Ein allseitig ehrendes Andenken ist ihm sicher“.



Heinrich Runge

Sohn des Sekretärs Ad. Runge, geboren am 9. Januar 1889 in Oldenburg, erlangte Ostern 1905 auf der Oberrealschule seiner Vaterstadt die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen Militärdienst und trat bald darauf als Gehilfe in den Postdienst. Nachdem er im März 1910 zum Postassistenten ernannt war, genügte er vom 1. Oktober 1910 bis dahin 1911 seiner Militärpflicht in der 2. Kompagnie des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91. Im Sommer 1912 wurde er zum Vizefeldwebel befördert. Als der Krieg ausbrach, wurde er am ersten Mobilmachungstage als Offizierstellvertreter einberufen und rückte am 12. August mit dem ersten Bataillon seines Regiments ins Feld. Seine Beförderung zum Reserve-Offizier war schon eingegeben worden, als er am 22. August bei Charleroi durch zwei Bauchschüsse, einen Schulterschuss und zwei Schüsse im Unterschenkel schwer verwundet wurde. Am folgenden Morgen fand er im Feldlazarett zu Pont de Coup östlich von Charleroi den Heldentod. Im Parkgarten des östlichen Chateau ist er zur letzten Ruhe bestattet worden.

Feldpostbriefe.

Quakenbrück, 12. August 1914.

Welch eine Begeisterung und Opferwilligkeit herrscht doch in den Kreisen unserer braven Landsleute. Da sieht man das einige Deutschland! Daß das gewahrt wird und stets bestehen bleibt, ist doch unsere heiligste Pflicht. Das Oldenburger Land lag im hellen Sonnenschein, das ganze Bild machte den Abschied doppelt schwer. Doch die Hoffnung lebt auf ein baldiges, frohes Wiedersehen der geliebten Heimerde.

Cöln, 13. August.

Wir haben den majestätischen Strom unter den brausenden Klängen der Wacht am Rhein überfahren, als die Sonne aufging. Es war ein großartiges Bild, recht geschaffen, das Herz eines deutschen Mannes hoch aufschlagen zu lassen. Man hat seine helle Freude daran, wie alles so vorzüglich klappt. Begeisterung überall und so großartig wie wohl noch nie. Mit Freude und Stolz muß man sich doch deutsch nennen. Und daß wir es bleiben, und daß wir frei bleiben, dafür laßt uns nur sorgen. Gerade ist ein Zeppelin an uns vorbeigefahren, so sicher und ruhig, als ob er eine Vergnügungsfahrt machen wollte. Er wurde jubelnd begrüßt, lange dauerte es aber nicht, dann war er im Dunst verschwunden.

Malmedy, 14. August.

Surra! Die Grenze ist überschritten. Wir sind in Feindesland. Begeisterung überall! Es ist ein erhebendes Gefühl, zu wissen, warum und wofür man hier





Heinrich Runge.



steht. Französische Flieger schon mehrere Male gesichtet, hielten sich vorsichtshalber in sicherer Entfernung. Deutschland, Deutschland über alles! wird gerade in Feindesland gesungen. Wer hätte das vor 14 Tagen gedacht! Kaiserliche Hoheit der Kronprinz im Feldlager von Staveloh, wo wir länger haltmachten. Große Begeisterung! Als wir die Wacht am Rhein fangen, schlossen die Belgier die Fenster, desto fester wurde gesungen. Die Franktireurs hatten böse gearbeitet, dafür aber die Bonner Husaren und 10. Jäger alles weggesengt.

Im Bivak, 15. August.

Nach außerordentlich strammem Marsch liegen wir jetzt ruhig und gemütlich in unseren Zelten. Die Verpflegung war sehr gut. Sowie die Kompagnien auf dem Plage ankamen, fuhren auch schon die Feldküchen auf, die unterwegs im Fahren abkochen. Es gab Erbswurst mit Fleisch, das läßt sich gut essen und hat geschmeckt, als ob ich grüne Bohnen von unserer lieben Mutter vorgesetzt bekommen hätte. Vorm Feinde nichts Neues. Heute morgen nur eine feindliche Kavalleriepatrouille gesehen, die aber schleunigst ausriß, als wir näher kamen. Die Gegend hier ist so großartig schön, daß man nur den einen lebhaften Wunsch haben kann, in Friedenszeiten dies wunderbare Land als eine deutsche Provinz zu durchstreifen. Hoffentlich behalten wir diesen Teil Belgiens, er ähnelt sehr dem Harz, nur viel zerklüfteter, wilder und größer. Die Bewohner waren anfangs nicht zu sehen, die Kühe waren ungemolken auf der Weide. Allmählich wurden die Leute zutraulicher, brachten Wasser und grüßten freundlich, wollten deutsch werden, wenigstens haben sie es uns so lebhaft versichert, daß man es tatsächlich glauben sollte. Vor unserem Militär haben sie die größte Achtung. Unsere Leute halten sich trotz der Hitze vorzüglich. Was die kommenden Tage bringen, weiß kein Mensch. Behüte Euch und uns der liebe Gott. Haltet Euch tapfer, wie wir es auch tun werden. Gerade spielt die Regimentskapelle Heil Dir im Siegerkranz, und das in belgischen Landen. Hoïho! Es gehe Euch gut. Wenn man zu Hause hört: Heute abend ist Zapfenstreich, so läuft schon alles, um sich das anzusehen. Aber welch erhebender Eindruck ist es, vorm Feinde abends diesem Abendgebet zuzuhören, davon kann sich nur der einen Begriff machen, der es mitgemacht hat: Ein Viertel vor neun kam die Musik, das Pfeiferkorps an der Spitze, zum Dorf heraus, marschierte zweimal vorm Lager auf und ab, dann Helm ab zum Gebet. Die Kompagnien stehen angetreten, während die Musik „Ich bete an die Macht der Liebe“ spielt. Hinter den Bergen geht der Mond auf, klar und hell leuchten die Sterne über uns. Nach stillem Gebet werden die Feuer gelöscht, wir rutschen in unsere Zelte, Tornister unter den Kopf, Helm und Degen zur Seite.

17. August.

Gleich wird unserem Bivak gegenüber ein ganzes Dorf abgebrannt, weil die Salunken einen der Unsrigen aus den Häusern beschossen haben, natürlich ohne zu



treffen. Gestern marschierten wir auf Poulseur. Gleich beim Einmarsch bemerkten wir schon den rauchenden Trümmerhaufen. Da haben sie 8 von unseren Husaren elend umgebracht. Einem Leutnant, dem eine ein Glas Wasser bot, jagt die Frau des Hauses im Augenblick des Trinkens eine Revolverkugel durch den Hals. Dafür hat auch mancher der Halunken sein Leben lassen müssen. Die Husaren und 10. Jäger haben sich das Leben ihrer so meuchlings hingemordeten Braven teuer bezahlen lassen. Sie haben böse unter dem Volk aufgeräumt, und von dem einst blühenden Dorf sind zum großen Teil nur die Mauern übrig geblieben. Die Husaren werden hier gefürchtet wie die wilde Jagd, es sind aber auch Kerle, auf die wir stolz sein können. An der Tür eines Hotels am Markt stand ein Plakat: „Ausshank von Dortmund Bier!“ Jetzt stand „Pfui Deibel!“ darunter. Fenster und Türen wurden durchlöchert, das Plakat heruntergerissen. Aus einem anderen Café wurde gerade ein elektrisches Klavier herausgeholt, das bald darauf seine lustigen Weisen ertönen ließ. Für den „richtigen Ton“ findet der deutsche Soldat im Kriege stets Zeit. Unsere Dragoner sind wohlauf, alle Gerüchte sind unwahr. Ein Leutnant hat eine famose Sache gemacht, mit 16 Dragonern vierfache Übermacht attackiert, die ausgerissen sind. Seid tapfer und hoffnungsfreudig, ebenso wie wir. Gott befohlen.

18. August 14.

Heute an den Ufern der Maas Notquartier bezogen, freuen uns, heut nacht ein festes Dach über dem Kopf zu haben. Liegen in einer großen Scheune, Stroh in Hülle und Fülle, was die Hauptsache ist. Lüttich ist nun ganz und gar unser, gestern morgen fiel das letzte Fort. Nun geht's weiter landeinwärts, d. h. wir sind bereits viel weiter vorgerückt, aber unsere Kompagnie hat Bahnschutz übernehmen müssen. Das paßt uns natürlich nicht, am liebsten schlössen wir uns auch unseren unaufhaltsamen Vorwärtsbewegungen an, sind aber auch zufrieden, wenn wir uns zunächst mit einer weniger wichtigen Rolle begnügen müssen. Heut war ich mit dem Gutsjäger über Land, nebenbei gejagert, Resultat 1 Hase, 1 Huhn in drei Schuß. Tatsache! Hasen gibt's hier soviel, daß man ungefähr drauf tritt.

19. August 14.

Wir liegen hier mitten im Felde, die Sonne brennt barbarisch herunter, immer noch besser, als wenn es regnet. Ein Teil des Dorfes brennt lichterloh, ebenso ein Nachbardorf, wo aus den Häusern auf die Husaren geschossen wurde. Wo sich die Husaren und Allaner blicken lassen, reißt die Bande aus. Gestern eine feindliche Kavallerie-Division von unserer Kavallerie zurückgeschlagen. Hoffentlich kommen wir bald ran, damit wir den Brüdern mal zeigen können, was es heißt, mit uns Oldenburger Jungens anzubinden. Meistenteils lassen sie es dazu aber nicht kommen, sie reißen schon vorher aus. Unsere Leute sind immer fein auf dem Damm.



20. August 14.

Nun sind uns die Halunken wieder ausgerissen, haben sich auf Namur zurückgezogen, nachdem unsere Artillerie ihnen gehörig das Essen versalzen hatte. Jedenfalls werden wir auch auf Namur marschieren, das wir bereits umgangen hatten. Die Leute sind schon giftig, daß sie nicht an den Feind kommen. Gefangene passieren genug durch. Schade, daß wir sie auch mit durchfüttern müssen. Wenn man doch nur etwas aus deutschen Zeitungen über den Gang der Dinge hörte! Aber rein gar nichts wird man gewahr. Nur dann und wann faßt man eine von den französischen Zeitungen, die so stolz und voll furchtbarer Unmöglichkeiten sind, daß man sie nur noch als Witzblätter betrachtet. Jetzt liegen wir seit zwei Stunden in der Nähe von St. Lambert, wo wir uns die dicken blauen Weintrauben gut schmecken lassen.

Fleurus, 21. August 14.

Immer ran an den Feind, der immer weiter ausreißt. Mit Gott für König und Vaterland! Was ist es doch für ein großes, großes Glück, daß wir den Krieg in Feindesland verlegt haben. Wenn Ihr sehen könntet, wie der Krieg das Land mitnimmt, und wie die Bewohner der Gegenden durch die Truppen einen unermesslichen Schaden erleiden, dann könntet Ihr Euch vom Krieg schon ein kleines Bild machen. Schickt mir doch unbedingt Zeitungen, damit wir mal was aus der engeren Heimat gewahr werden. Hoffentlich haben wir bald Namur, Flieger sehen wir alle Tage. Zümmer lif ut un: Büst'r vör, müßt'r dör!



Burchard Rütthning

Oberlehrer, Leutnant der Reserve, Sohn des Professors Dr. Rütthning, geboren am 12. September 1885 in Oldenburg, erlangte Ostern 1905 auf dem Großherzoglichen Gymnasium seiner Vaterstadt das Zeugnis der Reife und studierte zunächst in Göttingen neuere Sprachen, Deutsch und Philosophie. Er gehörte hier der Burschenschaft Brunsviga an. Ostern 1907 siedelte er nach Straßburg über und unternahm von hier aus im Sommer 1908 eine Reise nach London, um an einem Vortragskursus teilzunehmen. Am 28. Mai 1910 bestand er die Oberlehrerprüfung, und nach einem Aufenthalt in Rouen, von wo aus er auch Paris kennen lernte, trat er Michaelis 1910 am Gymnasium zu Husum sein Seminarjahr an. Vom 1. Oktober 1911 bis dahin 1912 genügte er im Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 seiner Militärpflicht. Von Michaelis 1912 bis 1913 legte er am Gymnasium zu Glückstadt an der Elbe, wo er in Direktor J. Krumm einen väterlichen Freund fand, sein Probejahr ab. Nachdem er hier noch bis Ostern 1914 als wissenschaftlicher Hilfslehrer tätig gewesen war, wurde er als Oberlehrer an der Königlichen Oberrealschule zu Sonderburg auf Alsen angestellt. Er hatte eben begonnen, sich einzuarbeiten, als der Krieg ausbrach. Von Flensburg aus rückte er als Offiziersstellvertreter in der 7. Kompagnie des Füsilier-Regiments Königin Nr. 86 ins Feld. Am 13. September wurde er bei Altichy an der Aisne in einem Nachtgefecht durch Armschuß verwundet. Vom 18. September bis zum 9. November blieb er zur Ausheilung seiner Wunde in Oldenburg. Am 22. November rückte er von Flensburg aus wieder ins Feld nach Frankreich. Gleich nach seiner Ankunft beim Regiment, 3. Kompagnie, wurde ihm das Eiserne Kreuz II. überreicht. Später wurde er zur 10. Kompagnie versetzt. Nachdem er am 22. März 1915 zum Leutnant der Reserve befördert worden war, wurde er Ende April zum Infanterie-Regiment Nr. 137 nach Rußland versetzt. Am frühen Morgen des 6. Mai fand er im Kampf im Walde von Augustow den Heldentod. Gegen 3 Uhr eröffneten die Russen, die sich die Nacht durch ruhig verhalten hatten, ein starkes Feuer mit Artillerie, Infanterie- und Maschinengewehren. Er wollte nachsehen, ob alle Leute im Schützengraben auf ihrem Posten seien, da plakte über ihm ein Schrapnell, und eine Kugel traf ihn ins Herz. In der Garnisonkirche zu Augustow ist ihm die letzte Ruhestätte bereitet worden. Der Oberst des Regiments schrieb an seinen Vater: „In der kurzen Zeit seiner Zugehörigkeit zum Regiment hat sich Ihr Sohn als schneidiger und umsichtiger Offizier und liebenswürdiger Kamerad bewiesen.“ Auf eine Mitteilung von seinem Tode kam aus Frankreich von seinem früheren Kompagnieführer Lt. Hefelbarth aus Camelin, 23. Mai 15, folgendes Schreiben: „Ich hatte die Freude, ihren Sohn von Februar an in meiner Kompagnie zu haben.





Burchard Rütting.



Der Abschied fiel ihm ebenso schwer wie uns, leider sollte es ein solcher fürs Leben sein. Doch die Versicherung darf ich aussprechen: wenn einer im Gedächtnis seiner Kameraden als guter, treuer Freund und Kamerad weiter lebt, so ist es Ihr Sohn, „unser Oldenburger“, wie wir ihn nannten“. „Als Lehrer schätzte ich Ihren Sohn sehr hoch,“ schrieb Direktor J. Krumm aus Glückstadt, „denn er war, was für unseren Beruf die Hauptsache ist, ein Lehrer mit dem Herzen; was er tat, tat er für die Jugend, die er mit reiner Liebe liebte, sie hat es ihm gelohnt durch eine treue Anhänglichkeit, wie sie selten einem Lehrer erwiesen wird.“

Feldpostbriefe.

Flensburg, 7. August 14.

Ein denkwürdiger Tag! Morgen rücken wir ab nach Westen, Frankreich zu! Für Vaterland und Ehre Erheben wir die Wehre! Treu dem alten Brunsvigen-Burschenschaftler Wahlspruch: Ehre, Freiheit, Vaterland!

Güterzug, Buchholz, 8. August 14.

Heute morgen bei strahlender Augustsonne abgefahren unter dem Jubel der schleswig-holsteinischen Bevölkerung. Kaffee, Butterbrote, Zigarren, alles aus treuen deutschen Händen, Tücher- und Fahنشwenken, Hurra und Gesang. In Hamburg fabelhafter Jubel, wie dumpfgrollendes Sturmesbrausen. Unbeschreiblich. Dann durch die im Abendschein verglänzende Lüneburger Heide, rastlos vorwärts, famose Kompagnie, treue Kameraden. Welch' Erleben! Tausend Grüße.

Nachen, 10. August 14.

Aus Nachen, von wo wir morgen aufbrechen, tausend Abschiedsgrüße. Hier hört man gräßliche Dinge über die belgische Bevölkerung. Morgen geht's in Feindesland, da muß man auf alles gefaßt sein, lieb Vaterland magst ruhig sein.

12. August 14.

Gestern marschierten wir von Nachen ab nach Westen zu und liegen jetzt vor Lüttich im Gesecht. Hinüber und herüber sausen die Granaten. Unterdessen wird gekocht und geschlafen oder Pfeife geraucht. Unaufhörlich donnern die Kanonen, und untätig liegt man da. Nein, leicht ist es nicht, diesen Gedanken, die ungewisse Frage vor sich zu sehen, ob man alle seine Lieben wieder einmal ans Herz drücken kann. Doch bleibt als einzige Zuflucht die Ruhe, zu ihr muß man sich durchkämpfen; denn die eigenen Feinde, die Stimme des wünschenden sehnächtigen Ich sind schwerer als die äußeren, die blindfliegenden Geschosse.

14. August 14.

Gestern lagen wir auf 1000 m Entfernung vor Fort Fléron und sahen die Verwüstungen des Krieges. Fortwährend flogen die Granaten, alles duckt sich,



wenn so eine heranbrummt: „Bei kümmt!“ Heute mit Regimentsmusik in Lüttich eingezogen. Mächtig muß den Belgiern unser machtvoller Einzug imponiert haben, die Musik, die martialischen Gestalten, die Wacht am Rhein gesungen von allen Soldaten und Offizieren! Man hört den Schritt der Geschichte!

17. August 14.

Gestern haben wir einen sehr schönen Sonntag im Schlosse Bochmael verlebt, 20 km entfernt vom Feinde, der bei Neerlinter stehen soll. Es war so ruhig in der Natur wie im Frieden. Nur wir merkten, daß wir auf dem Feldzuge waren. Ich mußte zwei Geiseln holen, was mir mit Hilfe meiner französischen Kenntnisse gelang. Die Leute, Flämen, nahmen die Sache von der humoristischen Seite. Die Bevölkerung ist viel friedlicher als die Wallonen, daher hat man hier noch keine Dörfer niedergelegt. Bei Aachen und Lüttich sah es furchtbar aus. Was hat man schon alles gesehen! Im allgemeinen gewöhnt man sich, hat eine fatalistische Ruhe und freut sich über jeden Tag, den man erlebt, wo man die Natur genießen, essen, trinken und in guter Kameradschaft sein kann. Immer noch klingen in uns die markigen Worte des Divisionspfarrers vom gestrigen Feldgottesdienst nach: Mit Gott laßt uns Taten tun. Die Stimmung bei den Truppen ist durch und durch optimistisch: „Se lopt jo immer weg.“ Zum Zurückgehen ist der Schleswig-Holsteiner zu faul, sagte Bismarck.

19. August 14.

Gestern am 18. August, dem Gedenktage von Gravelotte, hatten wir unser erstes Infanteriegefecht, bekamen heftiges Feuer und nahmen die Schanzgräben ungefähr bei Sirlémont im Sturm. Es war nicht leicht. Um 11 Uhr entfaltete sich unser Bataillon bei Oplinter, und gegen Nachmittag ging's zum Angriff. Wir mußten bis an die Knie durch einen Bach, die Grande Beete. Kaum waren wir durch, hui! pfffen die blauen Bohnen. Eine dünne Schützenlinie geht vor, ich bin beim Rest. Jeder Graben wird ausgenutzt, der Drang nach vorne bei unseren Leuten ist unaufhaltsam, immer stürmen wir weiter, über eine Brücke, bis wir am Rande eines weiten Feldes, Pappeln standen darauf, eine Schützenlinie bemerkten, die heftig feuerte. Wie rasend stürmten unsere Leute vor, die Geschosse wurden heftiger, Rüche rannten in wahnsinniger Angst zwischen uns herum. Dann lagen wir ruhig. Bis jetzt war mir das Ganze wie ein Manöver erschienen, ich sah mich um nach rechts und links, die Nachmittagssonne schien durch den Pulverdampf, da lag schon mancher tapfere Kamerad zwischen den Korngarben und rührte sich nicht mehr, Stöhnen und Jammern von Verwundeten! Wir spähen nach dem Feind, ich schieße mit. Ruhig warten? Nein! Sprung, auf Marsch, Marsch! Kopf vorüber. Immer weiter. Da! Ein Belgier läuft und flieht aus dem Graben. Er liegt. Hurra! Sturm! Unsere wackeren Kerle, wütend wie die



Berferker, pflanzen Seitengewehr auf und Hurra! Die Stellung ist genommen, die Leute sind nicht zu halten. Furchtbar sahen die tapferen Belgier aus, die in der Stellung geblieben waren. Grausenerregend. Einige lebten noch, erhoben die Hände und flehten um Gnade. Unsere Krieger in ihren grauen Uniformen, mit den braunen Gesichtern, dem aufgepflanzten Seitengewehr, ein herrlicher Anblick! Ein Wille. Brennende Häuser. Dann frostige Ruhe im Bivak. Blutiger Sonnenuntergang. Was für ein Leben man jetzt führt! Fast ist es, als ob alle Zivilisation allmählich verschwunden wäre, z. B. nach einer Nacht im Bivak. Nicht einmal waschen kann man sich. Nach unserer gestrigen Feuertaufe sind wir heute wieder mit der Division im Vormarsch, es geht raslos vorwärts. Die Dörfer sehen furchtbar aus. Soeben fanden wir reichliche Mundvorräte in einem Hause, das wird natürlich ausgenutzt. Man sehnt sich zwar schon nach einer bequemen Lebensweise, aber der gestrige Tag machte einem den Ernst der Sache klar. Danke meinem Schöpfer für jeden Tag mehr, der mir noch beschert ist. Schön wär's zu siegen und es zu erleben! Heil! Infolge der Sturmwt der Leute war unser erstes Gefecht bei Oplinter sehr blutig.

22. August 14.

Wir haben soviel erlebt, daß man's nicht beschreiben kann. Gestern über das Schlachtfeld von Waterloo gezogen. Immer geht's vorwärts, die Zeitungen lügen „wie gedruckt“. Die Bevölkerung glaubt ihnen nicht, da wir ja plötzlich — sie haben auch gar nichts davon gewußt! — da waren, während die Zeitungen es so darstellten, als ob wir „furchbor entmodigt“ an der Maas lägen. Der General sagte nach unserm ersten Gefecht: „Das habt Ihr gut gemacht!“ Jetzt ist uns offiziell die Anerkennung wegen der guten Marschleistungen ausgesprochen. Unsere Kerls sind glücklich, wenn sie ordentlich futtern können; im Gefecht sind sie gar nicht zu halten, eine fabelhafte Wut steckt in ihnen, besonders wenn Kameraden verwundet werden oder fallen. Es scheint, als ob wir in den nächsten Tagen eine entscheidende Schlacht bekommen.

Bavai, den 25. August 14.

Gestern erhielt ich wieder etwas Post von Euch. Ihr glaubt nicht, wie wohl das tut, einmal wieder von der Heimat zu hören. Nachdem wir am 23. August nach schwerer Schlacht die Engländer bei Mons zurückgeschlagen haben, sind wir weitermarchiert bis über die französische Grenze nach Bavai.

Bavai, 26. August 14.

Nach einem schweren Marschtag ohne viel Schlaf kam ich auf Vorposten bei Aubignies. Das war sehr abenteuerlich. Vorposten in Feindesland! Man wird ein ganz anderer Mensch, das Einfachste stützt und hilft, „und ob ich auch wandre im finstern Tal . . .“ Erst wurde von uns das französische Dorf abgesucht, dann ein Unteroffizierposten ausgestellt, ich selber blieb als Wachhabender bei der



Feldwache in einem Bahnwärterhäuschen, eng zusammengepfercht mit meinen Leuten. Posten und Patrouillen ausgesandt die ganze Nacht hindurch. Wenig Schlaf. Als Begleitmusik der Kanonendonner unserer vorrückenden Armee. In den Dörfern hat man furchtbare Bilder. Die Bevölkerung begeht zum großen Teil den Fehler, zu fliehen, schutzlos ihre Habe preisgebend, aus Furcht vor den Granaten. Ein ruhiger Tag. Wie im Sturm sind die letzten vierzehn Tage an mir vorübergefaust mit ihrer Überfülle von Eindrücken, die man kaum verarbeiten kann, da die Muße fehlt. Man wird ein vollständig anderer Mensch und muß sich oft fragen, ob man noch derselbe ist, wenn man französischen oder englischen Geiseln oder Gefangenen in ihrer Sprache erklärt, daß sie erschossen werden, wenn etwas passiert, oder wenn sie fliehen wollen. Unerhört, was aus einem wird. Ein richtiger Kriegsknecht. Ich will noch unsern Kampf mit den Engländern schildern. Unsere Division war in Naast zur Ruhe gegangen, wir Offiziere hatten beim Bürgermeister sehr feines Quartier gehabt. Ein opulentes Abendessen, aber schwüle Stimmung, weil man einen feindlichen Angriff erwartete. Auf den Straßen revidierten wir die Posten, dann ging's zu Bette, geladener Revolver auf dem Nachttisch. Weit in die Nacht hinaus hörte man das Bellen der Hofhunde. Früh ging's los, wir im Gros. Gegen Mittag vor den von den Engländern besetzten Kanal von Mons. Artillerie fährt vor, wir entfalten uns in einem Walde, die schweren Geschütze rasen vorbei. Kanonendonner. Gemütlich speisen wir aus der Feldküche, faulenzten im Grase und schmökten. Gegen zwei Aufbruch. Bald sind wir am Kanal, die Vorhut hat den Feind schon verjagt. Verwundete und Tote liegen umher bei den Sanitätern. Wir ziehen über den Kanal, sehen die ersten verwundeten und toten Engländer, dann mehrere Trupps Gefangene. Wir ziehen weiter am Bahndamm entlang, über uns pfeifen die Geschosse. Da plötzlich hu! fliegen Granaten über uns weg, wir suchen schleunigst Deckung. Gefährlich saust und explodiert es. Wir gehen dann im Laufschrift zur nächsten Deckung, vor der dann unsere Artillerie auffährt und die Feinde zum Schweigen bringt. Der Feind zieht ab, wir nach quer durch Mons. Am Ostrausgang der völlig verlassenen Stadt kommen wir heraus auf freies Feld mit Häusern im Hintergrund. Plötzlich tjungg! tjinnng! von rechts und links rasendes Feuer, und man sieht keinen Gegner! Mit kagenartiger Geschwindigkeit fliegen wir auf die Chaussee, ich wälze mich hinunter in den Graben. Das Feuer wird aufgenommen, aus den Häusern schießt das Paß, lange spähen wir aus wie die Schießhunde, bis wir den Gegner entdecken. Da rast in gestrecktem Galopp unsere Artillerie heran, proßt ab und dschung!! geht's los auf die Häuser. Der Gegner sucht das Weite. Wir haben wieder reine Bahn. Auf freiem Felde ohne Zelte, in den Mantel gehüllt, übernachteten wir; 25 englische Gefangene muß ich bewachen lassen. Als Dolmetscher finde ich viel Verwendung. 5 Uhr morgens unheimliches Morgenrot, graue, strichweise Wolkenbildung, darunter der glühende Sonnenball. Montag, den 24. August: plötzlich rasendes Schrapnellfeuer, wir liegen in Deckung,



regungslos, auf alles gefaßt. Ein feste Burg ist unser Gott! Das Lied brachte uns Stärke und Trost. Was hilft das Geballer, wenn Er nicht will. Unsere Artillerie brachte die Engländer zum Schweigen. Dann ging's weiter. Die Engländer sind vollständig zurückgejagt. Unsere Leute bekleiden sich zum Teil mit praktischen Ausrüstungsgegenständen der gefallenen Feinde, in größter Unordnung sind sie zurückgegangen, haben Rucksäcke, Mäntel usw. weggeworfen. Recht so. Die Gefangenenzahl ist sehr groß. Als der wütende Artilleriekampf am Montag über uns weg tobte, hatten wir mit allem abgeschlossen. Diesmal hat uns eine größere Macht als Feuer und Eisen beschützt. Man wird innerlich immer härter in bezug auf Gefahren. Aber böse sind die Stunden, wenn man untätig daliegen muß und kein Glied rühren darf.

Escaufourt, 27. August 14.

Vorgestern nacht Feldwache, gestern nacht von 11 bis 5 Uhr Marsch gegen den Feind über Landrecy bis Escaufourt. Es sah furchtbar aus in den Dörfern, dieses Kriegselend läßt sich nicht beschreiben. Die Engländer sind in hellem Rückzuge, sie sollen sich eine gehörige Niederlage geholt haben. Unsere Leute sind draufgegangen wie die Löwen, besonders die Brandenburger. Allerdings auch bei uns Verluste. Heute abend Ortsbivak. Wir, Herr Hauptmann Pecher, Leutnant v. Mühlensfels, Leutnant Reimers, Vizefeldwebel Südel und ich in einem Bauernhause, Zigarren, frische Wäsche, zwei Hühner im Topf, einige Flaschen Wein. Unsere Leute kochen für uns, sind gut untergebracht. Humor ist auch dabei! Man freut sich der Ruhe nach den großen Anstrengungen und den schweren Eindrücken. Trotz alledem, es geht vorwärts, bis zum letzten Hauch von Mann und Kopf. Es grüßen Euch die härtigen Krieger. Heil und Sieg!

Ercheur, 30. August 14.

Auf der Verfolgung des zurückgehenden Gegners. Hoffentlich gelingt es, ihm ein Sedan zu bereiten. Daher große Märsche, leben aber gut. Jeden Abend Ortsbivak. Die Leute hier sind harmlos und friedlich, verstehe mich gut mit ihnen. Neulich Siegesnachricht von der ersten Armee, die zwei Reserve-Divisionen aufrieb, allgemeines Hurra der braunen Gesellen. Wir sahen die ersten französischen Gefangenen, welche Freude! Bei den Bauern bezahlen wir alles, hungrige Kinder bekommen aus der Feldküche. Trotzdem verschreit man uns wohl als Barbaren. Aufklärung bis Paris, heißt es im Erlaß für die Kavallerie. Wer hätte sich das träumen lassen! Sie werden sehen, was es heißt, Deutschland zu reizen. Kameraden famos, hab's fast zu gut. Euch allen tausend herzliche Grüße.

Longpont (Aisne), 3. September 14.

Unaufhaltsam geht unser Marsch westwärts. Siegesnachrichten hört man dann und wann. Gestern über die Aisne, herrliche Landschaft, die Märsche sind anstrengend, doch die Quartiere gut, lange keine Post erhalten.



Fliegerhafen bei Neuilly St. Front. (Ohne Datum.)

Nach schweren, anstrengenden Märschen sind wir bis in das Herz Frankreichs vorgeedrungen. Eine Zeitlang stand unsere 18. Division dem Generalkommando zur Verfügung für eventuellen Angriff. Wir sind aber nur marschiert, endlose Märsche, früh auf, mittags zweistündige Rast, Marsch bis ins französische Ortsbivak, Unterkunft in Häusern. Welch herrliches Land, besonders wenn der Abendsonne Blut über saftige, grüne, fruchtbare Täler und Hügel und auf die im Staube der Marschstraße ziehenden grauen Kolonnen mit den braunen Gesichtern und dem kraftvollen Wuchse ihre Strahlen sendet. Mächtig dann braust es: Deutschland, Deutschland über alles! widerhallend von den kahlen Häusern der Dörfer. Der Geist im Heere ist Hoffnung und Siegesmut. Ein Hauptmann zitierte neulich Dahn's prächtige Verse:

Durch deutschen Schnee, durch Parthersand
Mit immer gleichem Schritte
Wir tragen mit das Vaterland
Und Römer Recht und Sitte.

Abends ist's im Quartier famos. Die Bewohner sind sehr furchtsam und tun alles, was man verlangt. Dann sitzen wir, Hauptmann Pecher, Leutnant Reimers, Leutnant v. Mühlenfels, Vizefeldwebel Südel und ich um einen Tisch und futtern von den requirierten Speisen nach Herzenslust. Wir harmonieren großartig, haben viel Spaß und teilen alles brüderlich. Dies primitive Leben hat viel Reiz. Gegen Abend haben wir gewöhnlich Gelegenheit, auf einen Waffenerfolg mit Rotwein oder Champagner anzustoßen. Bei unserer Sache wird der Sieg sein. Mitunter fährt dicht an uns der Tod vorbei, aber was kümmert's uns. Wie's bestimmt ist, muß es gut sein nach Ratschluß des Ewigen. Gestern bekam unsere Kompanie (5/86) den Auftrag, den Fliegerhafen bei Neuilly St. Front (70 km von Paris entfernt) zu bewachen. Auf einer kleinen Höhe mit prachtvollem Blick auf die gegenüberliegenden Täler und Höhen lag er. Französische Kürassierpatrouillen werden gemeldet. Plötzlich: „An die Gewehre!“ Mit einem Zuge gehe ich gegen eine Höhe vor, lasse ihn ausgeschwärmt hinlegen; hinter uns im Westen blutroter Abendhimmel. Leider kommt Reimers und befiehlt: Kehrt! Marsch! Die Kerle waren weg. Heute morgen schön gefrühstückt, zu Mittag gegessen. Wir gehen zum Baden, da plötzlich ein Knall, der uns begleitende Einjährige ist verwundet. Wir heben die Flinte an die Backe und befeuern den bombenwerfenden Flieger; bald macht er sich davon; denn die Geschosse fliegen ihm um die Ohren. Der Einjährige ist nachher gestorben. Man muß auf alles gefaßt sein. Jedenfalls möchte man nicht sterben, ohne sein Leben so teuer wie möglich verkauft zu haben. Trotzdem dies abenteuerliche Leben Reiz für den Mann hat, wünscht doch jeder denkende und fühlende Mensch diesen Greueln ein baldiges Ende.



Neuilly St. Front, 5. September 14.

Wir liegen in Neuilly, um den Fliegerhäfen zu bewachen. Erst hatten wir gedacht, wir wären hier auf einen vollständigen Ruheposten gekommen, doch dem war nur zum Teil so. Denn die feindlichen Flieger ließen uns wenig Ruhe. Spät in der Dämmerung ertönte plötzlich der Ruf: Französischer Flieger! Alles schwärmt aus und beobachtet. Allmählich kommt er näher, wir feuern, und er wirft Bomben. Kommt eine, man hört sie sausen und wirft sich platt auf den Boden, denn dann gehen die Sprengstücke über einen weg. Ein schlimmes Gefühl ist es aber doch, wenn das Ding senkrecht über einem steht. Im übrigen sichts einen das wenig an, kurz nachher ist man ebenso kreuzfidel wie bisher. Unsere Armeen dringen unaufhaltsam vor, sehr interessant wissen die Flieger von ihren Fahrten zu erzählen, der Rückzug der Franzosen soll fluchtartig sein. In einem Brief eines französischen Offiziers soll gestanden haben, die Generale müßten alle aufgehängt werden, da sie sich zuerst in Sicherheit brächten. Die Zeitungen werden allmählich weniger unverschämt, lächerliche Einzelheiten werden aufgebauscht, bombastische Phrasen geschmiedet, der Gegner verächtlich gemacht; man fängt an, nur noch von Rußland große Dinge zu erwarten. Heute abend werden wir wohl wieder zu unserm Regiment abrücken, um endlich an die Front zu kommen. Die Bewohner hier verhalten sich sehr ruhig, viele flüchten, bitten um Pässe. Sie haben sehr viel zu leiden, alles wird ihnen requiriert, so daß bald kein Brot mehr zu haben ist. Habe sehr viel mit ihnen zu verhandeln, Waffenablieferungen, Pässe usw. und tue dabei manchen Einblick in schweres Elend, das einem Abscheu vorm Kriege einflößt. Allmählich wird man vollständig abgestumpft und denkt: Ihr habt euch dafür bei eurer Regierung zu bedanken. Gestern haben wir zwei wackeren Kameraden die letzte Ehre erwiesen. Der Heldentod fürs Vaterland. C'est la guerre. Doch hoffen wir, solange wir es noch dürfen.

60 km von Paris, 9. September 14.

Meine lieben Eltern. Wir stehen mit der I. Armee vor einer Schlacht mit Pariser Truppen, noch einen Moment den Heiligtümern des Herzens, ein Gespräch mit Euch Lieben allen. O diese Sehnsucht, Euch alle wiederzusehen! Es ist das tägliche Stoßgebet. Überall geht es vorwärts. Gestern hatten wir schwer marschiert, dann die Nacht spät im Freien kampiert. Während unserer Abwesenheit in Neuilly hat das Regiment schwer gelitten. War's eine Fügung? Gestern abend bei herrlichem düsterem Abendrot am ganzen Horizont Dampf der Geschütze! Vorgestern begegnete ich Oldenburger Artillerie und Dragonern, die das IX. Armeekorps unterstützten hatten, aber keine Bekannte. Trotzdem etwas Heimat. Heil Dir, o Oldenburg!

10. September 14.

Eine Schlacht vor Paris ist überstanden. Ziehen nordwärts gegen neuen Feind. Unsere Gegner, Pariser Truppen, wollten durchbrechen, abgeschlagen! Und



wenn die Welt voll Teufel wär! Die Franzosen sollen sehr demoralisiert sein; dem Sturmangriff halten sie nicht stand. Welche Sehnsucht haben wir nach Post und Nachricht! Ein großer Saß soll angekommen sein.

Telegramm. Düsseldorf, 17. Sept. 14.

Armschuß. Komme morgen zur Ausheilung und Neuausrüstung.

Flensburg, den 21. November 1914.

Nun ist es soweit, daß ich wieder ins Feld ziehe, morgen fahre ich zum aktiven Regiment. Vorgestern entschloß ich mich, noch einmal die Freiheit zu genießen, und so fuhr ich am Donnerstag nachmittag bei strahlendem Sonnenschein auf dem Dampfer durch die Förde nach Sonderburg, vorbei an Glücksburg und dann in die Geltinger Bucht, wo man weit in der Ferne die Ostsee schimmern sah. Es war unbeschreiblich schön, bei der Glut der sinkenden Novembersonne. Wie schön bist du, du weite unerforschliche Welt! Um 5 Uhr langten wir in Sonderburg an. Am anderen Morgen um acht ging ich in die Schule, um meine Jungen und die Kollegen noch einmal zu sehen. Ein herrlicher Tag! Glutrot ging die Sonne auf jenseits des prächtigen Süderholzes. In der Schule hatte Direktor Brunn eine Überraschung für mich. Erst versammelte er die Schüler der oberen Klassen im Singzimmer, und dort habe ich ihnen von meinen Erlebnissen erzählt, nachdem ich alle begrüßt hatte. Dann ließ er die ganze Schule in die Aula kommen und das alte Truslied „Ein feste Burg ist unser Gott“ anstimmen. In einfachen Worten wünschte er mir alles Gute für die kommende schwere Zeit und forderte die Schüler auf, mir ein donnerndes „Heil und Sieg“ zuzurufen. Hei! wie das klang! Dann gingen die Kollegen und die oberen Klassen mit an die Bahn, und das „Deutschland, Deutschland über alles!“ klang über den Sund. Noch einmal schmetterten sie das Heil und Sieg!, als mein Zug sich in Bewegung setzte. Mützen, Hüte schwenkten sie, im hellen Sonnenschein sah ich noch lange die kraftvollen Gestalten der prächtigen Jungen. Dankerfüllten Herzens fuhr ich nach Rendsburg zu meinem Freunde Sambraus. Bei ihm verlebte ich noch einige herrliche Stunden bei Scherz und ernstem Gespräch. Wir stießen an auf Ehre, Freiheit, Vaterland. Und als sich der Zug in Bewegung setzte, schüttelte er mir die Hand und rief mir die Verse des alten Burschenliedes zu:

Wenn es gilt fürs Vaterland,
Treu die Klinge dann zur Hand
Und heraus mit mut'gem Sang,
Wär' es auch zum letzten Gang!
Burschen heraus!

Euch allen die herzlichsten Grüße von Eurem zuversichtlichen Burchard.

Erdhöhle, 28. November 1914.

Nun hätte ich meine erste Nacht im Erdloch zugebracht. Hinter dichtem Gebüsch gehts hinein in eine Grottenhöhle, deren dunkle Ecken mit Tüchern und



Brettern abgekleidet und von Kerzen sehr knapp erleuchtet sind. Tische, Stühle, auch Öfen sind in den Buden. Ein ganz merkwürdiges Milieu, in das man so plötzlich hineinversetzt ist. Die Leute sprechen viel vom Frieden, möchten Weihnachten gern zu Hause sein. Das ist ja ein berechtigter Wunsch. Besonders die Nachricht von Hindenburgs Sieg hat die Hoffnungen neu belebt, doch wir müssen Geduld und Gottvertrauen haben, das ist die Hauptsache. Daß der Humor nicht ausgeht, ist ein Glück. Gestern habe ich noch, als ich auf dem Stroh lag, Tränen gelacht über die verrückten Schattenspiele, die unsere Leute an der Leinwand in der Höhle aufführten. Die Stellungen werden immer weiter ausgebaut, furchtbare Hindernisse werden angelegt.

Sonntag, den 29. November 1914.

Hiermit kann ich Euch die erfreuliche Nachricht mitteilen, daß ich jetzt in den Besitz des Eisernen Kreuzes gelangt bin. Es ist ein Moment wie der, als man das schwarzrotgoldene Band der Burschenschaft erhielt und in die Burschenschaft aufgenommen wurde durch den Handschlag der deutschen Brüder. Könnte man es doch erleben, daß man fürs deutsche Vaterland nach ehrenvollem Frieden an unserer Jugend weiter arbeiten dürfte. Dieser Hoffnung lebe ich. Heil und Sieg! Man sagte mir, daß ich wahrscheinlich auch das Friedrich-August-Kreuz¹⁾ bekommen würde. Auch dieses würde ich mit Stolz tragen, da ich Blau und Rot ja besonders hoch in Ehren halte, die Freundschaft und die Liebe. Ich betrachte es als ein gütiges Geschenk des Himmels für den guten Willen. Man hat ja nur seine Pflicht und Schuldigkeit getan.

13. Dezember 1914.

Unser tägliches Leben ist hier recht einförmig. Auf hartem Strohlager verbringt man völlig angekleidet die Nacht. Stiefel schon seit einer Woche nicht ausgezogen wegen ständiger Alarmbereitschaft. Ziemlich schmierig beginnt man zu frühstücken, ist froh, wenn man einen Teller hat. Mein Bursche Rasmussen (Familienvater!) bringt mir dann etwas Wasser vor die Höhle, und ich beginne den Körper soweit wie möglich zu reinigen. Dann beginne ich damit, meinen Zugschanzen zu lassen, helfe selbst mit. Da werden furchtbare Hindernisse angelegt, auf raffinierte Weise. Man lernt viel, wird zum Pionier erzogen. Mittag. Rasmussen hat sich was Schönes zurecht gekocht oder gebraten. Bis drei Ruhe, dann wieder Schanzen bis vier, von sechs bis sieben einhalb wieder, usw. Im allgemeinen bekommt man eine ziemliche Burschichtigkeit und eine gute Portion Galgenhumor bei diesem wunderlichen Dasein. Bei der Parole konnten wir kaum ernst bleiben, als der Leutnant sich immer jucken mußte. Mancher kommt wegen Kleiderläufe ins Revier und wird desinfiziert, viele können vor Jucken nicht schlafen.

¹⁾ Das Friedrich-August-Kreuz wurde nach seinem Tode den Eltern übermittelt.



20. Dezember 1914.

Heute ein kleines Erlebnis gehabt. In der Höhle sitzen die Leute schon beim Tannenbaum. Weihnachtslieder erklingen unter Harmonikabegleitung, man futtert zu Abend. Plötzlich Alarm! Raus aus der Höhle. Da knattert, knackt und pfeift es! Feindlicher Angriff! Schleunigst wird die Stellung besetzt. Kampfgetöse. Leite mal wieder meinen Zug im Feuer. Ruhig Blut! Rankommen lassen, nicht schießen. Machte mir großen Spaß. Zwanzig Minuten dauert die Bescherung. Dann Schluß. Hintere Stellung räumen! Es wird weiter gefuttert, und weiter erklingen die Lieder. Fest steht und treu die Wacht am Rhein! Heil und Sieg!

24. Dezember 1914.

Heute abend ist Heiligabend. Unser Regiment ist fürs erstemal aus der Höhle heraus und liegt in einem französischen Dorf hinter der Front in Reserve, ca. 15—20 km. Quartiere sind verteilt, mein Zug in Scheunen und in der Schule untergebracht. Selbst habe ich bei Landleuten Quartier und seit langem einmal wieder im Bett geschlafen. Augenblicklich sitze ich auf der Schulbank im Schulzimmer, ein Ofen in der Mitte. An den Pulten und im Stroh sitzen, stehen, liegen unsere prächtigen Jungen und schmieren Stiefel, reinigen ihre Gewehre, schmöken und plaudern. Vorbereitungen für den Kampf und zugleich auch für den heiligen Abend. Man hat sich vollständig an das Leben gewöhnt, ist ganz Kriegsmann geworden, gibt sich keinen Illusionen über den Frieden hin und rechnet mit langer Kriegsdauer. In dem Ort, wo wir gestern lagen, saß ich in meinem Quartier, Mütze im Nacken, Messer in der Faust beim Frühstück. Da kam jemand und brachte den endlosen Paketsegel. Man kann es gar nicht fassen, womit man soviel Liebe eigentlich verdient hat, also tausend Dank für alles! Plötzlich rücken Kompagnien vorbei, ein Gaul mit härtigem Krieger darauf — Leutnant Reimers! Hurra 7. Kompagnie! Aus Fenster, raus auf die Straße. Morgen! Morgen! grüßt's aus allen Gliedern. Die alten Betreuen kennen einen noch alle wieder. Hole Urlaub und bin des Abends im alten trauten Freundeskreise, Reimers brüllt vor Vergnügen, rauh aber herzlich, und ich verleve mal wieder köstliche Stunden der Kameradschaft. Mit fast allen bekannt, neue kommen hinzu, beste Stimmung, tadellose Kriegsfreiwillige, ein Dr. Jürgens, Leutnant Reimers, Haffe, Offizierstellvertreter Hansen, alle um einen runden Tisch, ernste und heitere Gespräche mit gebildeten Leuten, freundlicher Verkehr mit den Franzosen, die sie im Quartier haben. Alte Anekdoten aus dem ersten Teil des Feldzuges, Streiche. Gesang und Anstoßen mit den Franzosen: A votre santé! Alliance future! „Gott strafe die Engländer!“ „Er strafe sie!“ ein gebräuchlicher Gruß. Es war für mich eine Erholung, ein Fund in der Goldgrube der Freundschaft, von dem man lange leben kann, der einen festigt in dem Bewußtsein, daß wir alle an einem Strange ziehen und die Mauer gegen den Ansturm der Feinde bilden, die eiserne Mauer des



deutschen Heeres. Wir leben hier manchmal vergnügt wie die Kinder, ertragen alles mit Humor und finden einen Reiz in diesem Mangel an Kultur.

26. Dezember 1914.

Wir sitzen mitten im Fest und arbeiten, d. h. machen Dienst, oder denken an die Heimat. Habe in einer Schulstube mit meinem Zuge, etwa 70 Mann, Heiligabend gefeiert, Rede gehalten, Lieder singen lassen, Vorträge (ein Berufskomiker aus Hamburg!) gehört, Liebesgaben verteilt. Stimmung war schön, Schlußgesang Ein feste Burg ist unser Gott und Hoch auf Kaiser und Reich! Heil und Sieg!

1. Januar 1915.

Ein fröhliches neues Jahr Euch allen Herzlieben in der fernen Heimat! Macht Euch keine Sorge, bis jetzt ist alles gut gegangen. Gestern in der Neujahrnacht waren wir alle in Stellung. Die Kugeln pfliffen, Lichtsignale, wir riefen den Franzosen ein Prosit Neujahr hinüber zugleich mit einer Salve. Dann schüttelten wir Kameraden einander die Hände, wünschten dasselbe und glückliche Heimkehr. Der Verkehr mit unsern prächtigen Holstenjungen bietet mir sehr viel. Was sind's für prächtige Kerle. Väten ful un stief, aber zähe und pflichttreu. Wir sind uns bewusst, daß diese Art der Kriegführung ganz andere Anforderungen stellt als im ersten Teil, Geduld und Ausbarren. Hoffen wir, daß der Allmächtige bald den Frieden der Erde wiedergibt, das ist unser aller Wunsch für 1915. Tausend herzliche Grüße.

15. Januar 1915.

Liegen augenblicklich in der Reserve, haben es leidlich. Stimmung überhaupt ausgezeichnet. Warum bloß nicht? Man entwickelt sich so langsam abwärts zum Regenwurm. Das ewige Geknalle läßt einen kalt, Hände in der Hosentasche, schmökend und Wurschtigkeit an den Tag legend, so „spannen wir die Lage“, wie der neueste Allerweltsausdruck heißt. Wünschen uns einen bombensicheren Aufenthalt im Frieden und in der Heimat.

3. Februar 1915.

Als wir neulich die 7. Kompagnie hier ablösten, kam mir mal wieder so recht zum Bewußtsein, wie schön doch der erste Teil des Feldzugs war. Lauter geistig angeregte Leute, dabei resolut und furchtlos und frei, wie man sich richtige Soldaten denkt. Dann dieses frische Vorwärts, das in dem Ganzen drin steckte. Sitzen augenblicklich wieder vorn am Feind im Schützengraben, an einer Stelle 80 m entfernt. Man kann sie drüben lebhaft reden hören. Tagsüber sitzen wir tief in der Erde wegen des Bombardements, nachts kriechen wir heraus. Im allgemeinen sind die Leute hier lieber als hinten in der Reserve, weil sie weniger Arbeit haben.



5. Februar 1915.

Heute ist hier hellster Sonnenschein und demnach auch die Stimmung sehr gut, besonders da hier schon die Vögel zu singen anfangen; Granaten und Gewehr- kugeln fliegen herum. Sie aber ahnen nichts von dem furchtbaren Alp, der auf der Menschheit lastet, und singen unbekümmert um den Abgrund des Hasses und der Verneinung alles Lebens ihr Loblied auf die Pracht der Welt und die un- greifliche Allmacht und Liebe des Schöpfers, der die Quelle alles Lebens ist. Welche Gegensätze und Widersprüche! Meinem Weltbilde nach jedoch nur scheinbar, wenn ein Sinn in unseren Leben steckt. Woher kommt denn das Gefühl unbe- dingter Abhängigkeit von einer höheren Macht, das man hier in unmittelbarer Nachbarschaft des Todes in besonders starkem Maße empfindet? Woher? Wohin? Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, damit müssen wir zufrieden sein. Gerade in diesem Augenblick schlagen wieder Salven vor uns ein. Wir haben die feste Zuversicht, daß ein gutes Ende kommen wird, hoffentlich dauert es nicht mehr zu lange. Den Engländern muß der Boden unter den Füßen gehörig heiß gemacht werden, das hilft schon. Was könnte man noch alles erleben! Es scheint im menschlichen Leben so zu sein, daß man bald oben auf, bald auch mal recht übel dran ist. Jedenfalls herrscht beständiger Wechsel. Im allgemeinen setzt sich aber wohl das Gute und Rechte durch, daran muß man glauben! Haben vorgestern einen heißen Tag gehabt, da die feindliche Artillerie stark schoß. Mit Gottes Hilfe ging es gut. Im allgemeinen verdunstet man von der Bildfläche, wenn die Brummer kommen. „Dicke Luft“ heißt es dann, und man sucht sich einen guten Unterstand. Schmauche gerade die neue Pfeife, sitze 10 Uhr abends in meinem Unterstand am kleinen Holztisch mit der Kerze drauf, während draußen der ängstliche Franzmann nervös herumknattert. Neben mir sitzt mein getreuer Jenz Rasmussen und schreibt an Frau und Kinder.

Ferme la Carrière bei Nampcel, d. 8. Febr. 15.

So, wieder mal was anderes. Gestern abend verließ ich den Graben und pilgerte mit Sack und Pack hierher, wo die 10. Kompagnie in Reserve liegt. Jetzt kann ich Euch ja mitteilen, daß ich in der gefährlichsten Stellung des Regiments gelegen habe, wo wir unter ganz bösem Artilleriefeuer litten. Die gute 7. Kom- pagnie, die wir ablösten, hatte dort schwere Verluste. Wie wahr ist doch das Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Ich hatte bei der Düppelfeier immer das Gefühl, als lebe man von fremdem Gut, das einem noch nicht ganz gehöre. Kommen wir wieder, so dürfen wir mit wirklichem Recht sagen: Dies ist unser Vaterland, jetzt haben wir ein Recht, drin in Ehren zu leben, zu schaffen und zu wirken.

22. Februar 15.

Hurra, dreimal! Nun läßt die Glocken von Turm zu Turm Durchs Land frohlocken im Jubelsturm! 94000 Russen, ein englischer Transportdampfer mit



2000 Mann versenkt! Das sind großartige Botschaften, die selbst bei uns hier die Augen leuchten lassen. Sind wir mit den Russen fertig, dann geht's hier los, dann weh dir, England! Heil und Sieg! Wenn wir wiederkommen, gehe ich gleich zum Baden und mache einen Salto wie noch nie! Liegen hier den Franzosen dicht gegenüber, wir haben eine Nordswut, weil sie keine Erziehung haben. Durch ein Scherenfernrohr kann man die Kerle (1000 m entfernt) ganz großartig sehen, wie sie in ihren roten Bugen und langen Schoßröcken herumstapfen. Habe manchmal so schöne Heimats- und Friedensträume. Fleut di wat! Hallo! Hätte beinahe vergessen, um geistige Nahrung zu bitten, nämlich um eine kleine Ausgabe von Simplicius Simplicissimus von Grimmelshausen.

11. März 1915.

Wir sind augenblicklich in Reserve, um uns einige Tage zu erholen. Heute vormittag hatten wir „Promenadenkonzert“ auf der Hauptstraße, nur fehlte die holde Weiblichkeit. Statt dessen waren junge und alte Feldgrauen im Kreis um die Musik versammelt und schlürften in vollen Zügen den ungewohnten Genuß. Als hätte man schon Jahre rund fern in der Wildnis, von aller Kultur abseits gehaust! Es sind sehr nette Leute in meinem Zuge, auch einige prächtige Kriegsfreiwillige, die sich immer besser machen, je länger sie dabei sind. Unser Kompagnieführer Leutnant der Reserve Hefelbarth¹⁾ ist alter Kriegskamerad, ein forscher Bayer, der alles richtig beurteilt und keine Winkelzüge kennt, auch keine Besorgnis für sein eigenes Wohl und Wehe an den Tag legt. Solche Siegesnachrichten wie gestern, als der Durchbruchversuch der Franzosen in der Champagne scheiterte, seien Euch von Herzen gegönnt. Doch von Jubel ist hier nichts zu spüren, da man weiß, daß ein Sieg in der Nähe besehen etwas anders aussieht. Man sieht hier zu sehr das Einzelne, das dem Allgemeinen gegenüber größer erscheint. Mein höchster Wunsch ist, daß dieser Stellungskrieg bald zu Ende ist; denn er läßt sich mit dem ersten Teil, dem Bewegungskrieg, nicht vergleichen.

Steinhöhle, 17. März 1915.

Öfter kommen wir jetzt in der Höhle mit der 7. Kompagnie, d. h. mit Reimers, Haffe, Hansen und anderen mehr zusammen. Da geht's ganz spaßig her. Reimers hat die besondere Gabe, unsere vielen verteuflten Lebenslagen drastisch zu schildern; wir haben ja so manches zusammen Seite an Seite durchprobiert. Bis jetzt haben wir uns noch so durchgegrapst durch dieses „unerhörte Unternehmen, diesen Weltkrieg“ (Auspruch eines „berühmten“ Artilleriebeobachters).

Steinhöhle, 21. März 15.

Da ein Wagen mit Post verbrannt ist, werde ich wohl einen Teil Eurer Sendungen nicht bekommen haben, und vielleicht bekommt auch Ihr meine Briefe

¹⁾ Fiel am 6. Juni 1915 bei Moulin sous Souvents.



nicht alle. Besonders nett ist jetzt das kameradschaftliche Zusammenleben mit den Offizieren der andern beiden Kompagnien in der Reservestellung. Neulich war in der Nachbarhöhle beim Kaptein Höhlenfest, so heißt Leutnant Reimers¹⁾ wegen seines schreckenerregenden Äußeren. Stellt ihn Euch also, so gut es geht, vor: ein kleiner urkräftiger Mann mit rauhem Kriegsbart, funkelnden, lebensprühenden Augen und abenteuerlichem Kriegskostüm und von derbkräftigem, lebhaftem Wesen und unverwüftlichem, rauhherzigem Humor, kann auffspringen und auf den Tisch schlagen, daß die Höhle wackelt, und so lachen, daß auch der armseligste Tröster angesteckt wird. Also Höhlenfest bei Kaptein. Mit Dunkelwerden 8^{3/4} schleichen wir uns herum, geschossen wird gerade nicht, wir treten ein in die mächtige Höhle. Durch einen Lichtschacht fällt von oben die Helligkeit der Mondnacht in das Dunkel und übergießt den Herd und die feldgrauen Röche mit magischer Beleuchtung. Wir tapsen uns nach links: ein Zimmer, d. h. eine kleinere Höhle. Wie erstaunen wir! Alles ist mit Laub, Girlanden und Lichterkränzen festlich geschmückt; auf dem runden Tisch Zigarrenkisten, Gläser und vielversprechende Flaschen. Hocherfreut empfängt uns der Kaptein. Nach der Reihe kommen die Gäste: gleich nach Leutnant Hefelbarth, Bayer²⁾ und mir Oberleutnant Neumann³⁾, Führer der vierten Kompagnie, ein hochwürdiger dröger Mecklenburger, im Zivil Regierungsbaumeister, existiert hier unter der Bezeichnung Präsident. „Prost, Kaptein!“ „Recht so, Präsident, Heil und Sieg!“ So nimmt es seinen Anfang. Es treffen weitere Gäste ein, Leutnant Schwabedissen, ein blutjunger, hübscher Artillerieoffizier, der wacker die feindliche Beschießung zu erwidern pflegt; dann Leutnant Rober, 48 Jahre alt, Amtsrichter, der trotz hoher Semester und seiner Familie als Kriegsfreiwilliger mit ausgerückt ist, und andere mehr. Erst heftige Dispute über alles mögliche, dann bei schäumendem Sekt und dann bei bürgerlichem Gerstensaft frische, frohe Studentenlieder und steigende Fidelität. Die alte Kernhaftigkeit machte sich in Kraftgesängen, tobendem Gelächter, wenn der Präsident seine drögen Mecklenburger Geschichten mit unerschütterlicher Ruhe vortrug, und

¹⁾ Friedrich Reimers, Assessor Dr. iur., Ritter des Eisernen Kreuzes I. und II. Klasse, fiel als Oberleutnant am 18. Oktober 1915 an der Schlachtfront in der Champagne. Er war 1911 aus dem kommunalen Verwaltungsdienst zu der Zentralstelle für Volkswohlfahrt in Berlin als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter übergetreten und hatte seine Stelle als Abteilungsleiter der Abteilung für Jugendpflege in vorbildlicher Weise ausgefüllt. Er arbeitete mit unbeschränkter Hingabe seiner ganzen Person an der Sache der Jugendpflege, der er aus innerster Überzeugung und mit seinem Herzblut diente. Nach dem mörderischen Durchbruchversuch der Franzosen bei Moulin sous Souvents, bei dem sein Bataillon eine besonders ausgefegte Stellung einnahm, erhielt er das Eiserner Kreuz I. Klasse. Concordia, Zeitschrift der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, 1. Nov. 1915.

²⁾ Oberlehrer Dr. aus Hamburg fand im Juli 1915 den Heldentod.

³⁾ Fiel später in französische Gefangenschaft, kam nach Belle-Ile en mer.





1 2 3 4 5 6

1. Burchard Rütthning. 2. Assistenzarzt Dr. Brandt. 3. Oberlt. Reimers (7/86).
4. Lt. Sauer (13/86). 5. Lt. Saffe (7/86). 6. Lt. Freefe (10/86).



langen Reden auf den Gastgeber Luft. Dann kamen nicht ganz unbekannte Kneipbilder, und man blies zum Aufbruch unter dem schönen Liede:

„Was die Welt morgen bringt,
Ob sie uns Sorgen bringt,
Leid oder Freud,
Sonnenschein, Wetterschlag,
Morgen ist auch ein Tag,
Heute ist heut!“

Als man am andern Tag in Halbschlummer lag, faßte man sich an das etwas schmerzende Haupt und fragte sich: Was war das denn gestern? Eine zünftige Sitzung in sorgloser Studentenzeit? Allmählich dämmert's! Ach nee, immer noch dies „dolle Unternehmen, dieser Weltkrieg 1914, 15, 16, 17, 18.“

Wie bei allen Lebenslagen, wo mehrere nicht ganz verzweifelte lebenslustige Brüder zusammen dasselbe Los tragen, bildet sich bei uns Kriegsleuten auch eine Art Jargon heraus. Gewisse Schnäcke müssen bei jeder Gelegenheit herhalten. Fangen die Granaten an zu fausen und zu rasseln, so begibt sich der vorsichtig gewordene alte Krieger in die Höhle mit der Bemerkung: dicke Luft draußen, meine Herren. Hat einer eine Zigarre zu verpaffen (Rüffel von einem Borgesetzten erhalten), so pflegt man nachher zur Selbstverteidigung zu sagen: Na, Recht hat ja immer, wer das größte Gehalt hat. Augenblicklich ist es $\frac{1}{4}$ vor 6 nachmittags, es beginnt dunkel zu werden, die Mannschaften sammeln sich in der Höhle zum Einnehmen der Abendmahlzeit, elektrisches (!) Licht brennt, in Gruppen liegt alles herum, Mundharmonikas ertönen, dann erwacht dazu flotter gemeinschaftlicher Gesang, Trommelklang, lebhaftes Geplauder und Lachen. Man hat den Eindruck einer unverwüßlichen Lebenskraft unseres Volkes. Man weiß sich mit dem Dasein eben abzufinden, wenn auch die Sehnsucht nach Heimat und Frieden sich nicht unterdrücken läßt und das treibende Moment bei allen politischen Diskussionen und jeder anderen Unterhaltung ist.

Steinhöhle, 27. März 15.

Ein herrlicher Frühlingsmorgen. Man sieht einmal zur Höhle hinaus und freut sich am Sonnenschein. Gestern war ein Tag in meinem Kriegerdasein, der rot angestrichen werden muß. Bin zum Leutnant der Reserve befördert. Der Tag wurde natürlich in der gebührenden Weise gefeiert durch festlichen Höhlenumtrunk in unserem „Zimmer“ (Weltkriegsschießbude), Kerzenbeleuchtung, runder Tisch, Wein, Bier, Zigarren, dazu frische, fröhliche Kameraden, alte und junge Kriegsgesellen. Für den folgenden Mittag sind wir eingeladen bei der edlen Feldartillerie in ihrer Feuerstellung. Oben auf der Höhe begrüßen uns hochofrenut Schwabedissen und Behrmann, zeigen uns das Gelände und dann die beiden Geschütze in ihrer vollständig verdeckten Stellung. Das Mittagessen beginnt. Dann muntere Unter-



haltung über alles mögliche, unser neues, größeres Deutschland, moderne Jugenderziehung usw. Was waren das für prächtige Kerle! Welche Kraft und Entschlossenheit bei einem Manne wie Reimers, der in allen Gefechten ganz böse draufzugehen pflegt und nicht eher ruht, als bis was erreicht ist. Gar zu schnell flogen die schönen Stunden dahin, und wir machten uns auf den Heimweg. Uns persönlich entrang sich nur ein Gebet, daß der Lenker unseres Geschickes all diese herrlichen Menschen in die Heimat zurückkehren lassen möge! Spät waren wir noch vor unserer Höhle und freuten uns an der herrlichen Nacht, silbernes Mondlicht übergoß Tal und Hügel, freundliche und feindliche Schützengräben, alles war ruhig, nur die Schüsse tönnten wie Peitschenknallen übers Land — da horch! Es bläst jemand ein Lied auf der Trompete, französisch oder deutsch? Doch herrlich klingt es jetzt deutlicher herüber von dem bewaldeten Hügel her, die alte schöne Weise: Nach der Heimat möcht ich wieder . . . Es klang so unendlich sehnsuchtsvoll und verheißend durch die Frühlingsnacht, als sei es ein Wink von Jenem da droben überm Sternenzelt für uns suchende, irrende, strebende Menschenkinder.

Wald von Augustow in Rußland, 29. April 1915.

Immer noch tut es mir leid, daß ich auf unserer Fahrt durch Deutschland keine Gelegenheit hatte, mit Euch einmal zusammenzutreffen. Aber man wußte ja nicht, wo man länger bleiben würde. Urlaubsgesuche wurden abgelehnt, es war also nichts zu machen. Die Fahrt durch Deutschland werde ich sobald nicht vergessen, habe ich doch ein paar Stunden der Gemütsruhe in Köln, Berlin und Königsberg erleben können, deutsche Mädels gesehen, gutes Bier getrunken, gut gegessen, Musik gehört und durch Straßen gebummelt, bei allem eine fast kindliche Freude nach all unserm eintönigen Vegetieren empfunden. Gestern wurden wir in dem maßlos dreckigen Augustow auf Regimenter und Kompagnien verteilt, ich bin Zugführer bei der 10. Kompagnie. Hier im rauschenden Kiefernwald und an mächtigen blauen Seen ist es herrlich bei dem wunderbaren Frühlingswetter. Das 137. Regiment steht sonst in Hagenau im Elsaß, viele kennen Straßburg. Zu meiner großen Überraschung stellte ich fest, daß eine ganze Reihe meiner Leute Oldenburger sind, große Freude und Begrüßung. Gute Kerls, haben aber viel Heimweh, habe sie getröstet. Wenn wir auch alle keinen faulen Frieden wünschen, so muß man doch ehrlich gestehen, daß unser „Bedarf an Weltkrieg“ allmählich gedeckt ist. Hoffen wir das Beste.

Rußland, Augustower Wald, den 4. Mai 1915.

In Frankreich haben wir zuletzt noch recht schwere Eindrücke bekommen, wir saßen in unserer letzten Stellung sozusagen auf dem Pulverfaß. Als Strafe dafür, daß die Franzosen einen Teil unseres Grabens in die Luft gesprengt hatten, eröffnete unsere schwere Artillerie am Sonntag, den 18. April, eine kolossale



Ranonade, so daß man selbst im eigenen Graben sich nicht sehen lassen konnte. Einige Tage darauf kam meine Abkommandierung zum 21. Armeekorps. Wie so oft im Krieg kommt der Wechsel ganz unerwartet, da heißt es, Hals über Kopf abfahren, Abschied von all den lieben Kameraden und Kriegsgefährten nehmen und einer unbekanntem Zukunft entgegen. In Chauny sammelten wir uns, ein größerer Offiziertransport. Wie verblödet starrte man auf das in den Straßen pulsierende Leben, den Marktplatz und die vielen Menschen, als sei man vom Mond gefallen. Bald ging die Fahrt los durch Belgien, endlich die deutsche Grenze! Aachen, das alte heilige Köln mit den gigantischen Türmen, der Vater Rhein mit seinen majestätischen Wassermassen rauscht vorüber an unseren erstaunten Blicken. Berlin ist bald erreicht, abends 11 Uhr sind wir da und pilgern durch die Friedrichstraße. Morgens herrlicher Sonnenschein, wir bummeln unter den Linden, erfahren, daß es am Nachmittag um 3 Uhr weitergeht. Dann weiter durch unbekannte Gegenden, nachts 12 Uhr in Königsberg, das etwas enttäuschte. Da hatten wir einen Tag für uns, man konnte einmal ausspannen, sind in der Straße gebummelt, haben gut gefuttert, Besorgungen gemacht. Am Nachmittag fahren wir hinaus zum Luisenkafee, hörten bei Sonnenschein ein nettes Künstlerkonzert auf lustiger Terrasse. Es war, als ob das Leben mit allem, was es bietet, einem wieder näher trete, man kam auf andere Gedanken, und das besonders, als wir am Abend in ein molliges Lokal zogen und lustige, altbekannte Weisen ans Ohr drangen. Am andern Tage waren wir beim Regiment. In der 10. Kompagnie habe ich es sehr gut getroffen. Am 30. April nahm ich an der Parade vor Hindenburg teil. Strahlender Frühlingstag, 3 Uhr nachmittags auf dem Augustower Marktplatz. Unter präsentiertem Gewehr stehen wir da, Erzellenz kommen, ein Automobil bringt den Gewaltigen. Wir sehen ihn die Herren begrüßen. Langsam kommt die mächtige Gestalt näher, in Helm und Mantel. Seine Gesichtsfarbe ist blaß, aber doch sonnverbrannt, man hat den Eindruck, daß er schwerste geistige Arbeit leistet, daß hier ein Mann an einem vorübergeht, in dessen Hand das Schicksal von Tausenden und Abertausenden liegt. Als der Masurensieger vor uns ist, ruft er laut uns ein „Guten Morgen, Kameraden!“ zu, das gleich mit: „Guten Morgen, Herr Feldmarschall!“ beantwortet wird. Nachdem wir noch in Gruppenkolonnen an ihm vorbeimarschiert waren, wurden wir entlassen. — Ein historisches Erlebnis. — Jetzt liegen wir in vorderer Stellung und haben es ganz leidlich. Wenn nur erst die Post kommt! Hoffentlich geht's Euch allen gut. Tausend herzliche Grüße!
Euer treuer Sohn Burchard.



Gerd Sandstede

Oberlehrer, geboren am 24. Januar 1884 in Ostercheps, Gemeinde Edewecht, war nach erfolgreichem Besuch des Lehrerseminars in Oldenburg (von 1899 bis 1903) in Littel, Achternmeer, Brake im Volksschuldienste tätig. 1908 ging er auf Veranlassung seiner vorgesetzten Behörde auf die Universität Gießen, um sich durch das Studium der Pädagogik und Naturwissenschaften auf den SeminarDienst vorzubereiten. Er wirkte alsdann nur ein halbes Jahr am Oldenburger Seminar, da sein wissenschaftliches Streben ihn zur Universität zurückzog. Zuvor legte er nach privater Vorbereitung im Herbst 1912 an der Oberrealschule zu Oldenburg die Reifeprüfung ab, und bereits bei Ausbruch des Krieges bestand er in glänzender Weise die Oberlehrerprüfung und erlangte den Doktorgrad. Bis zum 1. November wirkte er noch am Seminar in Varel und erwarb sich rasch das Vertrauen und die Hochachtung seiner Kollegen und Schüler. Dann aber trat er als Kriegsfreiwilliger in das Ostfriesische Feld-Artillerie-Regiment Nr. 62 ein. Vom März 1915 ab nahm er an den schweren Kämpfen in der Champagne teil, die sein festes Vertrauen und seinen zähen Willen nicht zerstören konnten, bis ihn am 3. Oktober ein Granatsplitter dahinraffte. Große Hoffnungen seiner Kollegen wie seiner Behörden sind mit ihm begraben worden. Die ihn persönlich kannten, wußten, daß von seinem geistigen Können, seinem eisernen Willen und seinem starken, aufrechten Charakter noch vieles für das Oldenburgische Schulwesen zu erwarten war.

Feldpostbriefe.

Stemal, 30. März 15.

Wir nähern uns dem Argonnerwald. Die Felder sehen wüst aus. Hier liegt ein großer Acker mit Runkelrüben, die alle noch im Boden stecken, dort ein großes Getreidefeld. Zum Teil steht es noch auf dem Halm, zum Teil ist es in Garben gebunden und liegt umher, ein anderer Teil ist in Hocken zusammengesetzt. Alles ist natürlich zerknickt, zusammengesunken und sieht aus wie Mist. Einige Äcker sind wieder bestellt, das meiste liegt so da, und nur hier und da sieht man Leute auf dem Lande beschäftigt, unter ihnen deutsche Soldaten, die Frankreichs Erde pflügen. Die Dörfer, die wir passierten, sind zum Teil zerstört, einige sogar sehr schlimm. Es stand außer der Kirche fast nichts mehr, und auch die Kirche hatte einen Volltreffer erhalten, der ein großes Loch gerissen hatte. Es ist schaurig, wenn man durch solche Trümmerstätte fährt. Wie viele glückliche Menschen mögen hier gewohnt haben, die von Gewehr- und Schrapnellkugeln getroffen sind. Die Einwohner sind natürlich geflüchtet, auch aus den Dörfern, die nicht so sehr gelitten hatten, sind die Einwohner meist geflohen. Je weiter wir zogen, desto weniger Zivilisten sahen wir. Zuletzt keine mehr. Noch etwas anderes erinnerte mich an





× Gerd Sandstede. ×



die Nähe der Front. Hier und da sahen wir an der Seite der Chausseen, die übrigens meist gut sind, frische Soldatengräber mit der Aufschrift: „Ein guter Kamerad“, „Ein Deutscher“, kein Name. Die ganze Gegend war übersät mit Obstbäumen. Das Obst liegt noch lagenweise darunter. Die Bäume sind aber wüst gehalten, voll von Mistel, besonders auch die Pappeln. Alles zeugt von wenig Arbeits- und Ordnungssinn der Franzosen. Alle die Dörfer, durch die wir gekommen sind, liegen übervoll von Soldaten. Alle Brücken, Straßekreuzungen, Bahnen sind dicht an dicht bewacht. Da hindurch bewegen sich die ungeheueren Truppenmassen. Gestern als wir neben der Chaussee eine Übung abhielten, dauerte ein Zug über zwei Stunden, und wie viele Chausseen führen in Feindesland, und auf allen wird es ähnlich sein. Wo kriegt Deutschland all die Menschen, das Geld und das Material her. Alles klappt, jeder erhält sein Essen und sein Geld. Ich falle von einem Erstaunen ins andere.

2. April 1915, Stiller Freitag.

Heute abend werden wir wohl in direkte Feuerstellung einrücken. Im Feuerbereich liegen wir allerdings schon jetzt. Der Feind kann es sich jeden Augenblick einfallen lassen, mich durch eine Granate zu beunruhigen. Während ich jetzt schreibe, donnern Schlag auf Schlag die schweren Geschütze. Oft hört man minutenlang nichts als unaufhörliches Rollen. Mehrere Flieger flogen über unser Lager. Sofort wurde von allen Seiten auf sie geschossen. Es sieht tadellos aus. Einmal war die Sache bedenklich. Da schwebte einer genau über uns; und da von allen Seiten auf ihn geschossen wurde, so flogen Sprengstücke herunter. Einer von meinem Wagen wäre beinahe getroffen und getötet worden. Ein Sprengstück fuhr direkt neben ihm in die Erde, und zwar mit solcher Wucht, daß es nicht ausgegraben werden konnte.

8. April 1915, Feuerstellung.

Den 7. mußte ich wieder in den vordersten Schützengraben, diesmal zum rechten Abschnitt. War es gestern im linken schon schlimm gewesen, so wurde es jetzt noch doller. Erstlich mal wußten wir (3 Mann) überhaupt nicht den Weg; unterwegs trafen wir zufällig Infanteristen, die aus der Quelle Wasser holten, die nahmen uns mit. Aber o weh! Die Truppen waren erst den Tag vorher gekommen. Kein Mensch im Schützengraben wußte Bescheid, und so irrten wir bis um 2 Uhr in dem Labyrinth der Gräben umher, um den Major und die Beobachtungsstelle zu suchen. Dabei war es meist stockfinster. Ab und an taghelle Beleuchtung durch Leuchtkugeln usw. Wir gingen unter anderem durch den gesamten 1. Schützengraben rund um die Stellung. Alles ziemlich leer und unheimlich. Nur beim Aufblitzen der Leuchtkugeln sah man die Posten an die Wand gedrückt, das Gewehr im Arm und ab und an durch die Schießscharten feuernd. Die armen, armen Infanteristen! Sie stehen dort 48 Stunden an die Wand gedrückt in den Gräben, bis über die Knöchel mindestens dauernd im Dreck. Unterstände sind dort



nicht. Die Kerle sehen aus, das ist nicht zu sagen, schmutzig, mit harten, mageren Zügen, und dabei die ewige Knallerei. Wie bin ich doch froh, daß ich Artillerist bin. Wir bekommen wohl oft stärkeres Feuer, aber liegen doch in ziemlich trocknen guten Unterständen bei guter Verpflegung. Wir tappten also durch die Gräben bis 2 Uhr umher und krochen schließlich in eine der finsternen Höhlen, total naß. Dort kauerten wir nieder in hockender Stellung. Um 6 Uhr Abmarsch zurück zur Batterie. Wir erregten in unserem Aufzug sogar das Mitleiden des Majors, der uns empfahl, uns umzuziehen und schlafen zu gehen.

8. Juni 1915.

Endlich hat es hier mal etwas Abkühlung gegeben, die Hitze war zuletzt unerträglich geworden. Schon morgens um 5 Uhr beim Wegreiten zur Tränke war es unvorschriftsmäßig heiß. Die Leute liegen gruppenweise zusammen. Eine Gruppe hat eine Handharmonika und lauscht andächtig den „wunderbaren Klängen“, die ihr ein Offiziersbursche Frevert entlockt. Aber doch im Ernst. Es klingt gar nicht übel. Sobald bekannte Melodien dabei sind, fallen alle ein, besonders bei unseren alten Volksliedern. Solche Abende sind wunderschön. Wie sind doch unsere Lieder schön, auch wenn sie von diesen rauhen Kehlen gesungen werden. Da braucht man nicht künstlich Stimmungsmache zu treiben wie in Konzerten. Die Stimmung ist von selbst da, und alles ist mäuschenstill. Ich behaupte, wer nie im Angesichte des Feindes für seine Kameraden gewacht hat und nie am Lagerfeuer im Kreise von Kameraden das Lied gehört und mitgesungen hat, wie z. B. „Steh' ich in finsterner Mitternacht“ oder „Ich hatt' einen Kameraden“, der kennt diese Volkslieder noch gar nicht. Da hört man dann nach dem Verstummen von den anderen Batterien die Antwort zurückschallen. Ablösende Truppen ziehen vorbei, nie ohne Gesang, nie ohne Gesang guter Lieder. Blödsinnige „Puppchen-“ usw. Lieder hört man im Feld nicht. Es fühlt jeder, daß das hier nicht hergehört. Und wie dankbar sind die Kerle, wenn ich ihnen mal ein neues schönes Lied bringe, das von den „Heckenröslein, Sennesand“ usw. Andere wieder sitzen abends um einen Tisch und spielen Karten. Andere erzählen sich ihre Erlebnisse aus ihrer Kriegszeit. Ich liege gewöhnlich in meiner Hängematte hinter unserer Bude und lasse alles das auf mich einwirken. Mittelpunkt aller meiner Gedanken ist aber meine Anne, um ihn herum lagern sich alle anderen und treten mit ihm in Verbindung. Also heute gab es Abkühlung in Form eines Gewitterregens. Es donnerte mächtig, aber unser Jüngster meinte: „Vor einem Gewitter hat man jetzt doch keine Angst mehr, wenn man wie wir im Feuer gestanden hat“. Es hat in der letzten Zeit in der Batterie viel Arbeit gegeben. Gut, daß ich hier in der Erholungsstellung war. Ginge doch die Geschichte in einen flotten Bewegungskrieg über. Dann wäre doch die Gewähr eines raschen Endes vorhanden.



18. Juni 1915.

Von unserer Sommerfrische bei den Prozen bin ich vorgestern in den Schützengraben befördert. Wir haben nämlich seit einiger Zeit eines unserer Geschütze vorne im Graben. Es ist so aufgestellt, daß es im Falle eines französischen Angriffs die Halunken flankieren kann. Im übrigen steht die Kanone wie auf einem Präsentierteller, und die Kerle müssen mit Blindheit geschlagen sein, daß sie uns nicht schon lange entdeckt haben. Wir schießen daher auch nur beim Angriff, dann herrscht allemal ein solches Getöse, daß der Feind kaum unsere Schüsse wahrnehmen kann. Wenn er es sich einmal einfallen lassen sollte zu stürmen, würde ich die schönste Gelegenheit haben, mein Gewissen mit einigen Hundert Franzosen-seelen zu beladen. Es würde aber unter dieser Last nicht zusammenbrechen; denn die Seelen dieser Windhunde werden jedenfalls kein großes Gewicht aufweisen. Augenblicklich liege ich aber in meinem Salon wie ein Igel zusammengerollt. Ausstrecken kann man sich natürlich nicht. An Unterhaltung fehlt es trotzdem hier nicht; denn jagdbares Wild ist z. B. im Überfluß vorhanden. Es wimmelt geradezu von Läusen, Schmeißfliegen, Ratten und Mäusen. Auch das Riechorgan kommt auf seine Kosten. Wenn uns die Knochen von dem vielen Liegen gar zu lahm werden, unternehmen wir auch wohl mal einen Spaziergang durch die Gräben. So bequem wie auf der Langen Straße geht man freilich nicht, auch lang bezopfte Backfische sind nicht vorhanden. Aber man erlebt doch vieles Schöne auf einem solchen Ritt. Es sind doch prächtige Kerle, unsere Soldaten! Bekanntschaften zu machen, fällt nicht schwer. Der selige Knigge würde allerdings wohl entsetzt sein über die Art und Weise des Umgangs mit Menschen im Schützengraben. Hier wird so mancher lästige, lange mittelalterliche Zopf, wie er in der lieben Heimat auch jetzt noch wohl vielerorts Mode ist, abgelegt. Hier gibt es nur Soldaten. Treu und gewissenhaft steht jeder vorne an seiner Schießscharte, lugt ab und an hindurch und setzt dann seinen Schießprügel in Tätigkeit. Einige ganz Freche erheben sich zuweilen auch mal für kurze Zeit über die Deckung und rufen den Franzosen einige kräftige Liebenswürdigkeiten zu oder werfen sie mit Steinen und leeren Bierflaschen. Lange dauert der Spaß allerdings meist nicht. Bald fangen die Kugeln an zu picksen, und dann ist es höchste Eisenbahn, zu verdusten. Es ist gerade für Artilleristen leicht, Bekanntschaften zu machen. Die Kerle wissen alle, daß bei uns die Verpflegung ganz gut ist, und daß wir uns zudem jedesmal gut verproviantieren, wenn wir in den Graben gehen. Man wird daher häufig um Zigarren, Butter, Speck usw. angegangen. „Du, Kamerad, gib mir mal eine Zigarre, Ihr könnt sie ja doch nicht alle rauchen!“ So heißt es dann manchmal. Wenn man was hat, gibt man ihnen ja auch gerne. Ich sitze jetzt im Graben und lasse die Beine in den Unterstand baumeln. Alles ist still, nur von Zeit zu Zeit dröhnt eine furchtbare Mine. Die Sprengstücke fausen dann allemal wie Maitäfer über unsere Gräben weg. Wo die Mine hinschlägt, da



fest es was. Die Deutschen haben jetzt neue Minen mit großer Bosheit konstruiert. Sie krepieren beim Aufschlag, haben aber auch einen Brennzünder, der im Falle des Versagens beim Aufschlag sich entzündet und dann etwa eine Viertelstunde brennt, bis er die Sprengladung zur Detonation bringt. Überläufer haben erzählt, daß die Franzosen bei einem solchen scheinbaren Blindgänger, den sie sich aus Neugierde haben betrachten wollen, mehrmals 40 bis 50 Mann verloren hätten.

29. Juni 1915.

Ich war nachts wieder mal im Graben gewesen, allwo sie uns tüchtig befunkt haben. So gegen 11 $\frac{1}{2}$ Uhr setzen die Brüder uns eine Mine neben den Stand. Man sah nur Ralk und Eisenstücke schnurren. Die ganze Bude zitterte. Von dem gewaltigen Luftdruck gingen natürlich die Lichter aus. Einen Augenblick saßen wir alle still, dann fragte der eine Leutnant zagend: „Alles gut gegangen?“ „Jawohl“. „Bon.“ Das Licht wird wieder angemacht, alles lacht sich an und klönt weiter. Tagsüber ist die Geschichte gar nicht mal so schlimm. Vor den kleinkalibrigen Geschossen kann man sich ja zwar nicht verstecken, die kommen zu rasch. Aber den großen kann man ausweichen. Ebenso sieht man die Minen deutlich hoch im Bogen angeflogen kommen, besonders wenn man aufmerksam ist und auf die Abschüsse achtet. Wenn auch meist 5 bis 6 gleichzeitig auf irgendeinen Abschnitt geworfen werden, so kann man immerhin noch stiften gehen, falls der Graben nicht gerade dicht gedrängt voll steht. Aber nachts sieht man ja nichts. Da heißt es, ruhig Blut behalten. Laufen und eilen hat keinen Zweck, man kann ja direkt ins Feuer hineinrennen. Da lernt man die Augen und Ohren aufzutun. Einige Stellen werden besonders stark befunkt und sind auch als solche kenntlich gemacht. Da prangt an dem Graben ein Schild mit der ominösen Bemerkung: Achtung, Granatenecke. Schnell vorbeigehen! Oder: Achtung, Minen! Dort ist dann alle paar Stunden der Graben vollständig eben. Dann wird aber eine Ruhepause abgewartet, und die Infanteristen und Pioniere müssen ihn wieder instandsetzen. An solchen Stellen stehen natürlich keine Truppen, das wäre ja Wahnsinn. Die Infanterie hat es doch schlechter als wir Artilleristen, d. h. wir Telephonisten haben es vielleicht noch schlimmer. Wir können nicht ausreißen, sondern müssen einfach telephonieren, und wenn die Granaten dick einschlagen. Dann gerade. Neulich auch, da befunkten die Schweinhunde den Graben, in dem unsere Leitung liegt. Alle eine bis anderthalb Minuten ein Schuß. Mit einem Male funktioniert die Leitung nicht mehr. Ich muß also heraus. Der Strich des Grabens, der beschossen wurde, war etwa 50—60 m lang. Als ich hinauskomme, sind 40 m des Grabens schon völlig eben, und noch kommt Schuß über Schuß 15 cm. Die Leitung war natürlich entzwei. Da wird sich aber nicht lange bedacht, wenn man über eine solche Stelle wegsauft. Erst heißt es, heraus aus dem übermannshohen Graben, dann die Beine unter dem Arm, und heidi gehts über die Trümmer. Dabei soll man denn noch

auf die ankommenden Geschosse achten und Leitungen legen und aneinanderflicken. Da muß man seine Nerven schön in der Gewalt haben.

24. Juli 15.

Gestern war ich nicht weit von einem Heimatschuß. Als ich mit meinem Kollegen aus dem Graben komme und wir schon dicht bei der Batterie sind, platt auf freiem Felde ein Schrapnell hinter uns. Unwillkürlich werfen wir uns hin, beide nebeneinander. Da sausen auch schon die Sprengstücke um uns, zwei kleinere Stücke lagen direkt zwischen uns, von jedem vielleicht 5 cm entfernt. Wie wir dann zwei Minuten später an die Batterie kommen, höre ich, wie plötzlich wieder einer angesaußt kommt. Ich will auch schnell weiter hinter die Batterie kommen, stolpere aber etwas und komme nicht so schnell aus der Stelle. Es war mein Glück. Der ganze Sprengkegel fauste mir haarscharf an der Nase vorüber. Wäre ich schneller gelaufen, so wäre ich direkt hineingerannt. Im Graben ist es natürlich gerade so schlimm. Dazu kommen noch die lieben Minchen. Da heißt es eben, Augen auf, kaltes Blut und Glück haben. Es fallen ja soviel nicht, als wenn es eine offene Feldschlacht wäre, aber die Art und Weise der Kriegführung hier erinnert an Meuchelmord, besonders die Sprengungen. Vorige Nacht bin ich in der Batterie aufgewacht von einer ganz unheimlichen Erschütterung. Unsere Pioniere haben eine ganz gewaltige Sprengung ausgeführt mit 80 000 Pfund Sprengstoff. Unsere ganze Bude in der Batterie dröhnte und drohte einzustürzen. Es wurden 2 Sappen und 3 Gräben der Franzosen mit Mann und Maus, und zwar, wie sich durch Gefangenenaussagen ergeben hat, mit zwei Kompagnien vollständig verschüttet. Außerdem wurden noch 6 lebend herausgezogen und gefangengenommen. Ebenso machen es die Franzosen. Es wird an allen Ecken und Enden von beiden Seiten aus unterminiert. Man hört es ganz deutlich und ist ganz wachlos. Wenn man bestimmt weiß, da und dort ist der Feind jetzt am Arbeiten, dann wird rasch mit allen Kräften ein Gegenstollen darüber oder darunter gebaut, abgedichtet und gesprengt, wodurch der feindliche Graben abgequetscht wird und die Arbeiter natürlich auch. Oft aber kommen sie natürlich zu spät und fliegen selbst in die Luft. Viel schwierigere Stellen als hier in der Champagne gibt es aber auch nicht, bei Arras ist es augenblicklich wohl noch etwas brenzlicher.

31. Juli 15.

Gestern der 30. war für unsere Batterie ein sehr ereignisvoller, unglücklicher Tag. Ich war morgens im Graben an einer Stelle, von der aus ich unsere Stellung einigermaßen übersehen konnte. Mit einem Male beginnt der Franzmann eine furchtbare Kanonade auf unsere Batterie mit 15- und 12-cm-Granaten. Volltreffer auf Volltreffer, etwa 40 Stück sausten in die Batterie, und bald war alles in Rauch und Staub. Mit einem Male sah ich auch Brand, und zwar, wie sich

nachher auch richtig herausstellte, beim 4. Geschütz. Es war ein Schuß in die Munition gekommen, und nun kreperte Schuß auf Schuß und setzte den Geschützstand in Brand. Ich versuchte telephonisch mit der Batterie Verbindung zu bekommen. Vergebens. Alles entzwei. Später erhielt ich durchs Telephon einigermaßen Auskunft. Genaueres vernahm ich aber erst, als ich abends in die Batterie zurückkam, und zwar folgendes: Bei den ersten Volltreffern hatte sich die Mannschaft fast vollzählig in ihre bombensicheren Stollen geflüchtet, nur einige Kaltblütige und Dickfellige waren ruhig in ihrem Unterstand geblieben, im Unterstand des 4. Geschützes Meyer und Schwiegershausen, die sitzen ganz gemütlich und futtern. Mit einem Male kommt ein Schuß in die Munition, der Geschützstand fängt an zu brennen, und die Geschosse beginnen zu krepieren. Die Sache wird ungemütlich. Dabei sitzt die andere Bedienung im bombensicheren Stollen, der sich hinter dem Geschütz herzieht. An der linken Öffnung des Stollens liegt die krepierende Munition und fällt in den Stollen, wo ein Geschos nach dem andern krepiert. Am andern Ende sitzen 5 Mann Bedienung. Dabei ist aber das Ende fast ganz von außen mit Brettern zugestopft. Man kann sich denken, wie die Leute sich an die Wand gedrückt und ihre Nase in die Erde vergraben haben, um von den Gasen nicht zu ersticken. Die Sprengstücke fliegen an ihnen vorbei, und die Stichflammen verbrennen Haare und Gesicht. Was sollen sie machen? Meyer und Schwiegershausen können auch nicht das Holz entfernen; denn die Sprengstücke und Kartuschen fliegen in der Gegend herum. So sitzen sie in ihrer Todesangst 15 Minuten. Schließlich wird das Geknatter immer unheimlicher und die Gase unerträglicher. In ihrer Todesangst fangen sie furchtbar an zu schreien und versuchen nun einer nach dem andern sich durch die enge Öffnung hindurchzuzwängen, was ihnen auch gelingt, nur einer bleibt zurück, ohne daß es die anderen wissen. Alle sind verbrannt, und halb ohnmächtig taumeln sie schließlich zu unserem Unterstand, wohin kein Feuer kommt. Als die Schießerei sich etwas beruhigt hat, fehlt Wagenfeld. Sofort begeben sich zwei beherzte Leute zu dem Stollen zurück, wo noch alle Augenblick ein Geschos detoniert, und ziehen den Bewußtlosen heraus. Nachmittags hat er gelegen und etwas herumspaziert, abends ist er abgeholt nach den Prozen und dort bald gestorben. Den anderen Leuten waren Haare, Bart, Gesicht und Hände mehr oder minder verbrannt. Sie sollen auf Urlaub nach Deutschland. Unser tüchtiger Leutnant Grobler ist ganz allein, während alles noch im Stollen saß, durch die Batterie gegangen, die von eigenen und französischen krepierenden Granaten erfüllt war, hat beim 4. und auch beim 3. Geschütz das dürre Holz entfernt und den Brand gedämpft. Wie sah die Batterie aus! Alles kurz und klein bei den Geschützständen, nur ein Geschütz unverfehrt und auch alle Unterstände. Wären die Leute nur darin geblieben, so wäre alles gut gegangen. Die Stellung ist beschossen worden unter Führung eines französischen Fliegers, der dauernd über der Batterie geschwebt und durch seine Flugbahn die Schüsse



dirigiert hat. Jedenfalls ist die Batterie tags zuvor entdeckt worden, als sie geschossen hat, obwohl ein französischer Fesselballon ganz hoch war. Da es keinen Zweck hat, eine entdeckte Stellung noch zu halten, wurden sofort die Prozen und Wagen bestellt, und die Batterie ging zu den Prozen zurück mit Sack und Pack. Nur ein kleines Kommando blieb zurück, um von unseren schönen Unterständen noch Holz usw. zu entfernen, um es später wieder zu gebrauchen. Soviel ist sicher, wohin wir auch kommen werden, eine schlechtere Stellung können wir nicht bekommen. — Vor einigen Tagen ist an mich eine große Kiste Liebesgaben vom Oldenburger Roten Kreuz angekommen für uns Oldenburger im 99. Feldartillerieregiment. Ich habe sie redlich verteilt. Es erhielt jeder: 1 Handtuch, 5 Paket Tabak, 1 Pack Postkarten, 1 Tabaksbeutel, 1 Paar Fußlappen, 2 Rollen Raubtabak, 2 Bleistifte, 2 Kistchen Zigaretten (à 25 Stück), 5 Paket Briespapier, 20 Zigarren, 2 Pfeifen, 3 Block Schokolade, 10 Stückchen Seife, 1 Notizbuch, ferner Marmelade. Die Leute haben sich mächtig dazu gefreut. Es sind einige darunter, die nie oder selten etwas bekommen.

8. Sept. 15.

Gestern¹⁾ haben wir hier gegen Abend ein schönes Schauspiel erlebt. Ich sitze im Unterstand. Da sagt mein Batteriewagenkamerad Hardieck: „Guck, Doktor, da spielen zwei Flieger wie zwei Hasen.“ Ich sehe hin und bemerke einen Franzmann und einen Deutschen, die sich umschichtig hegen. Plötzlich senkt sich der Franzmann nach unten. Ich denke, er will sich dem Maschinengewehrfeuer des Deutschen entziehen. In der nächsten Sekunde merke ich, daß hier etwas nicht ganz in Ordnung ist. Der Apparat hebt sich nicht wieder, er fällt senkrecht weiter. Plötzlich flammt er auf, und jetzt stürzt die ganze Masse formlos nach unten, die beiden Flieger einer nach dem andern voran. Alles stürzt nach draußen. Wie viele Augen haben da wohl nach oben gestarrt! Plötzlich — wie der Flieger fällt — tönt es allenthalben Hurra! Selbst aus dem Schützengraben konnte man die Leute schreien hören. Alles war aus Rand und Band. Der Vorfall spielte sich ganz in unserer Nähe ab, die Flieger sind dicht hinter unserm Graben niedergefallen. Heute morgen bin ich vom Graben aus in einer freien Stunde mit zwei Bekannten hingewesen und habe mir das Ding angesehen. Alles ist natürlich ein Trümmerhaufen, die beiden Flieger haben dicht dabei gelegen, ein Hauptmann und ein Leutnant. Sie sind natürlich gestern gleich geborgen worden. Der eine hatte einen Kopf- und Armschuß, der andere sogar 3 Schüsse bekommen. Da sieht man es wieder. Die beste Waffe gegen Flieger sind die Kampfflieger. Diese Duschel tut den Franzosen gut. Sie waren in der letzten Zeit mordsmäßig frech geworden. Die Fliegerabwehrkanonen taugen nichts, auch gestern hatten sie erst

¹⁾ Bericht des Großen Hauptquartiers, 8. September 1915: Ein bewaffnetes französisches Flugzeug wurde nördlich von Le Mesnil (in der Champagne) von einem deutschen Kampfflieger abgeschossen, es stürzte brennend ab. Die Insassen sind tot.



blödsinnig darauf gefeuert. — Wenn ich nur mal 14 Tage Urlaub bekommen könnte, aber das ist erst bis auf weiteres vorbei. Heute morgen ist auch unser Batteriewagenführer wieder gekommen. Seine kranke Mutter ist bei seiner Ankunft vor Freude wieder ganz gesund geworden. Das kann ich mir erklären. Alle erzählen, das Weggehen fiele furchtbar schwer, viel schwerer als das erstemal. Ich möchte aber trotzdem gern mal auf Urlaub.

13. September 15.

Vorne ist es manchmal ganz interessant. Neulich beobachteten wir in einem Sappenkopf, 5 m vor dem feindlichen. Mit einem Periskop von 10- und 15facher Vergrößerung sah ich über die Böschung. Da standen auf etwa 7 bis 10 m vor mir 4 Franzosen, die ganz vergnügt über die Deckung sahen, weil sie an der Stelle nicht von unserer Seite beschossen werden konnten. Einer war ganz unrafiert, ein anderer hatte einen dicken Schnauzbart, zwei trugen Stahlhelme, zwei blaue Käppis. Ich sah sie handgreiflich dicht vor mir. Plötzlich zeigte einer mit dem Finger auf mich, d. h. auf das Objektiv des Periskops. Pitsch, patsch piffen die Kugeln auf mich los. Ich zog das teure Instrument natürlich gleich ein. Gleich darauf versuchten wir es wieder, aber die Kerls gingen nicht weg, sondern begannen sofort zu feuern. Die Geschosse klatschten vor die Stahlschießscharten wie Hagelkörner vor's Fenster. Die Platten sind dort aber sehr dick, so daß sie selbst mit K.-Munition nicht durchschlagen werden können.



Max Scheer.



Max Scheer

Oberleutnant, Sohn des Obermedizinalrats Dr. Scheer in Oldenburg, geboren am 21. Juli 1887, besuchte das Großherzogliche Gymnasium seiner Vaterstadt und verließ es im Februar 1906 mit dem Zeugnis der Reife, um als Fahnenjunker in das Infanterie-Regiment Nr. 75 in Bremen einzutreten. Nach dem Besuche der Kriegsschule in Hannover wurde er am 18. August 1907 zum Leutnant ernannt. Er blieb dauernd in Bremen und stand von Oktober 1910 an bis zum Beginn des Krieges bei der Maschinengewehrkompanie, deren Gestaltung ihn lebhaft beschäftigte. Im März 1914 beteiligte er sich an den Prüfungsarbeiten für die Akademie und wurde im Mai 1914 zum 1. Oktober zur Kriegsakademie kommandiert. In den ersten Tagen der Mobilmachung war er Bahnhofskommandant in Bremen, zog aber bald als Adjutant des I. Bataillons Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 75 ins Feld, zunächst auf kurze Zeit nach Schleswig, dann nach Belgien. Das Regiment nahm im Verbands bayerischer Truppen an mehreren größeren Gefechten teil, marschierte in Frankreich ein und bezog in der Nähe von Noyon Schützengräben. Am Tage vor Weihnachten wurde es, um den erschöpften Mannschaften eine gründliche Erholung zu schaffen, nach Noyon verlegt. Scheer, der inzwischen Oberleutnant und Führer der ersten Kompanie geworden war, wohnte hier in einem behaglich eingerichteten Hause und genoß nach der langen Entbehrung mit vollem Bewußtsein und dankbarem Sinne die Wohltaten einer schönen, beordneten Häuslichkeit. Am 4. Januar wurde das Regiment alarmiert und ohne Verzug nach dem südlichen Elsaß gebracht. Am 6. Januar 1915 abends rückte Scheer mit seiner Kompanie in einen schlammigen Schützengraben auf der vielgenannten Höhe 425 bei Sennheim ein. Am 7. Januar erfolgte ein mit überlegenen Kräften angelegter Durchbruchversuch der Franzosen, der mit ihrer Niederlage endete, uns aber auch große Verluste brachte. Von der ersten Kompanie fielen 80 Mann, darunter ihr Führer Oberleutnant Scheer. Die Leiche wurde von Kameraden nach Mülhausen gebracht, von dort in die Heimat geholt und am 18. Januar auf dem Riensberger Friedhof in Bremen beigesetzt. Scheer war Inhaber des Eisernen Kreuzes, des Friedrich-August-Kreuzes und des bayerischen Militärverdienstkreuzes.

Aus einem Feldpostbriefe seines Bataillonskommandeurs.

10. Januar 15.

Als Scheer und ich am 6. 1. vormittags zur Konferenz ritten, wurde uns die Lage auf Höhe 425 als äußerst ernst bezeichnet. Wenn aber die Franzosen diese Höhe gewannen, so hatten sie auch Mülhausen und damit den Rhein. Also die Wacht am Rhein im wahrsten Sinne! Infolge unaufhörlichen Regens waren die



Gewehre durch den dünnen hellroten Lehm so verschleimt, daß nur wenige Leute schießen konnten. Diese mußten die feindlichen Offiziere aufs Korn nehmen. Die Franzosen drangen in unsere Gräben ein. Die Leute riefen: „Herr Oberleutnant, nun müssen wir aber zurück.“ Und da hat nur unser Scheer durch Einsetzen seiner ganzen frischen, unwiderstehlichen Persönlichkeit die Lage gerettet. Ihm glaubten, ihm vertrauten sie blindlings, ich glaube, nur aus Liebe zu ihm. Mit Kolben und Bajonetten wurden die Feinde bearbeitet und 103 Gefangene gemacht außer ca. 500 Toten und Verwundeten. Erst fiel ein Mann links vom Tambour L., dann eine Minute später rechts von ihm Scheer, Schläfenschuß, sofort tot. Er hat seinem Vaterlande einen großen Dienst geleistet.

Feldpostbrief des Oberleutnants Scheer.

Nordfrankreich, Schützengraben, 7. November 1914.

Der gestrige Tag verlief nach der gestörten Nacht um so ruhiger. Wenn man über die Ursache der nächtlichen Schießereien nachdenkt, so kommt man zu einem überraschenden Schluß. An irgendeiner Stelle, sei es beim Feinde oder bei uns, glaubt irgend jemand bei dem Gegenüber beunruhigende Anzeichen zu entdecken, Lichtsignale, Truppenbewegungen, Wagengerassel u. a. Nun werden an dieser Stelle Maßnahmen gegen einen etwaigen Angriff getroffen und zugleich die Nachbartruppen von der drohenden Gefahr in Kenntnis gesetzt. Sie machen sich gleichfalls in verschärfter Weise gefechtsbereit und beunruhigen durch die dadurch entstandene Bewegung den gegenüberliegenden Abschnitt des Gegners, der mit seinen Anschlußtruppen ebenfalls seine Vorkehrungen trifft. In dieser Weise überträgt sich die Nervosität eines einzelnen Truppenteils, immer von der einen Seite zur anderen überspringend, auf ganze Brigaden und Divisionen. Beide Gegner liegen sich dann mit verhaltenem Atem, jeder des Angriffs des andern gewärtig, gegenüber. Es tritt eine absolute Stille ein. Wer hat die besseren Nerven? Schließlich kann an irgendeiner Stelle ein Franzose seine Ungeduld nicht mehr bezähmen und gibt einen Schuß ab. Er wirkt erlösend auf die Kameraden, und in wenigen Sekunden geht auf der ganzen französischen Linie ein wildes, regelloses Geschiesse los. Maschinengewehre und Artillerie mischen sich ein. Es ist ein Höllenlärm. Von unserer Seite fällt überall da, wo die Leute gut erzogen und in der Hand des Führers sind, kein Schuß gegen den nicht erkennbaren Gegner. Mit einem gewissen Vergnügen wird festgestellt, wie die französischen Geschosse gegen die Zweige der Baumkronen schlagen. „Geht das Schützenfest schon wieder los“, meinte ein Mann vorgestern abend. Schlimm daran ist der höhere Führer, der den gewaltigen Feuerlärm hört, in dessen Nähe zudem die Hauptgarbe der viel zu hoch gehenden feindlichen Geschosse einschlägt, und der nun mit einem feindlichen Angriff rechnet. Meldung aus der Schützenlinie bekommt er auch nicht so rasch. So läuft er Gefahr, sich mehr als nötig ist zu beunruhigen. Will der



Feind angreifen, so gibt es für ihn bei unserer festungsartig ausgebauten Stellung nur zwei Möglichkeiten. Entweder räuchert er zunächst unsere Schützengräben durch seine Artillerie aus, oder er bricht ganz überraschend mit dem Bajonett bei uns ein. Für so dumm darf man den Gegner nicht halten, daß er uns zur Abwehr seines Angriffs durch ein vorhergehendes Feuer alarmiert. Wir in der vordersten Linie kennen allmählich den Rummel und sehen einem feindlichen Angriffe mit völliger Gelassenheit entgegen. Nach einer guten Stunde, so lange verknallen die Franzosen meist nutzlos ihre Munition, nimmt das Feuer ganz allmählich an Heftigkeit ab, bis es schließlich ganz verstummt. „Ruhestörender Lärm“, anders kann man es nicht bezeichnen, und es ist deprimierend, wenn solchem zwecklosen Geknatter zwei blühende Menschenleben zum Opfer fallen, wie bei mir. Das von uns besetzte Dorf B. ist vor einigen Wochen von uns genommen worden und springt aus der übrigen Front vor. Da die Franzosen so hoch schießen, ist jeder Schützengraben dem flankierenden Feuer ausgesetzt; da meine Kompanie an der vordersten Seite liegt, von rechts und links. Ich habe die ganzen Tage Blenden und andere Vorkehrungsmittel anlegen lassen, um meine Kompanie zu schützen. Die beiden Leute sind daher einem unberechenbaren Zufall zum Opfer gefallen, und ich brauche mir nicht den Vorwurf eines Versäumnisses zu machen. Die beiden Leute haben Gräber bekommen so schön und stimmungsvoll, wie ich sie noch nicht sah. Auf beiden steht ein großes Kreuz, in dem ihr Name eingeschnitten und mit schwarzer Farbe ausgemalt ist. Ein schwarz angestrichenes Gitter faßt jede Grabstelle ein. Am Kreuz steht ein Strauß von Alstern und Räschen. Auf der Mitte jedes Grabes ruht ein großer, von einem Mann der Kompanie gewundener Lorbeerkranz, den auf dem unteren Ende Alstern schmücken. Am Fußende jedes Grabes ist aus Buchsbaum ein Kreuz gepflanzt. Die ganze Kompanie ist stolz darauf, den gefallenen Kameraden eine solche letzte Ruhestätte bereitet zu haben. Nachts zwischen 3 und 4 Uhr beerdigten wir unsere Gefallenen, ich sprach wieder einige Worte am Grabe.



Karl Schröder

geboren am 19. September 1884, besuchte von Ostern 1891 bis Sommer 1900 die Vorschule und Oberrealschule zu Oldenburg bis OII, um dann Marine-Ingenieur zu werden. Nach 2½ Jahr praktischer Ausbildung im Schiffsmaschinenbau trat er im Herbst 1903 als Ingenieur-Anwärter bei der Marine ein, wurde Herbst 1911 Ingenieur und kam im Herbst 1913 vom Linienschiff Oldenburg, auf dem er von dessen Indienstellung an gewesen, zur Unterseebootabteilung nach Kiel. Zunächst vertretungsweise auf einem im Dienst befindlichen Uboot, kam er alsbald zur Bauinformation bei U 26 auf die Germaniawerft in Kiel und hat nach der Indienstellung mit demselben erfolgreiche Fahrten ausgeführt. Bekannt ist die Torpedierung des russischen Kreuzers Pallada im finnischen Meerbusen am 11. Oktober 1914, wofür der ganzen Besatzung des U 26 das Eisene Kreuz II. Klasse verliehen wurde. Die Überreichung fand in feierlicher Weise durch die Frau Kronprinzessin in Danzig statt. Auch das Friedrich-August-Kreuz II. und I. Klasse wurde ihm verliehen. Andere glückliche erfolgreiche Unternehmungen folgten, für welche dem inzwischen zum Oberingenieur ernannten Schröder am 23. Juni 1915 durch S. R. S. den Prinzen Heinrich von Preußen in Kiel das Eisene Kreuz I. Klasse überreicht wurde. Von der letzten Unternehmung ist das Uboot nicht zurückgekehrt, die gesamte Besatzung hat mit ihm den Heldentod fürs Vaterland gefunden.

Feldpostbriefe.

Neufahrwasser, d. 13. Oktober 14.

Liebe Eltern! Am Dienstag den 6. Oktober verließen wir Kiel endgültig, um nach Danzig auszulaufen und uns dort an einer Russenunternehmung zu beteiligen. Am Mittwoch abend 7 Uhr kamen wir in Neufahrwasser an, ziemlich mitgenommen körperlich, denn wir hatten einen ganz gemeinen Ruhsturm, wie ich ihn in der Ostsee selten erlebt hatte. Am Donnerstag liefen wir aus. Das Unternehmen setzte sich zusammen aus der Augsburg, den Booten U 23 und 26, Lübeck, Amazone und 6 Torpedobooten, die den Marsch seitlich decken sollten. Wir stießen vor bis an den Eingang des finnischen Meerbusens, und um 6 Uhr nachmittags wurden wir detachiert. Wir sollten nun durch zwei Minensperren hindurch vorstoßen. In höchster Tauchbereitschaft schlichen wir durch die Nacht und durch die Minen. Um 6 Uhr kam ein Kreuzer mit 4 Schornsteinen in Sicht, außerdem einige Zerstörer. Der Kreuzer kam näher, und etwa auf 1200—1500 m schossen wir auf ihn, trafen aber nicht, da, wie wir später merkten, gerade an dieser Stelle eine Kursänderung vorgenommen worden war. Zerstörer schossen auf uns, wir hörten Geschosshagel deutlich in unserer Nähe aufschlagen, gingen aber friedlich auf 20 m



Karl Schröder.



Tiefe. So mußten wir bis Abend fahren, da die Gegend von Zerstörern abgesehen wurde. Von Zeit zu Zeit wurde aufgetaucht und die Gegend beobachtet. Um 4 Uhr sahen wir die Russen von weitem auf einlaufendem Kurs, tauchten auf und luden die Batterien wieder voll. Am Sonntag früh 8 Uhr sehen wir zu unserem größten Erstaunen von Innen kommenden Rauch, also die Russen laufen wieder aus. Man merkt, sie haben sich die Sonntagsruhe gegönnt und laufen erst 3 Stunden später aus. Wir tauchen schnell und warten zwischen den Minensperren, aber wir sehen nur 2 Kreuzer, einen 4, einen 3 Schornsteine, die nach draußen gehen; sie sind zu weit, und wir können nicht mehr rankommen. Aber wir warten getrost, denn sie müssen ja wieder einlaufen, nur Geduld! Um 11 Uhr Kreuzer einlaufend in Sicht, wir setzen uns auf ihren Kurs ihnen entgegen, lassen sie 1500 m herankommen, drehen ab und schießen 11¹⁰ am 11. Oktober Heckschuß auf den großen mit 4 Schornsteinen¹⁾. Da! ein kurzer metallischer Klang, als wenn kurz und heftig auf eine zersprungene Pauke geschlagen wird. Nun wissen wir, was die Glocke geschlagen hat. Der Kommandant sagt von oben: Treffer Mitte zwischen 2. und 3. Schornstein, große Rauch- und Feuersäule, Schornstein fällt. Wir hören Salvenfeuer des anderen Kreuzers und der Zerstörer. Als wir uns nach einiger Zeit umsehen, ist nur ein Kreuzer da, aber auch mindestens 30 Torpedobootszerstörer im Anmarsch. Wir bleiben die Nacht über unter Wasser auf 17 m Tiefen und fahren getrost von dannen. Als wir am nächsten Morgen auftauchen, ist die Luft rein. Die Lübeck erscheint am Horizont und nähert sich uns. Wir machen unsere Meldung. Darauf er zurück: Herzlichen Glückwunsch, Untergang ist bereits von schwedischem Holzdampfer gemeldet worden. Das war die Bestätigung, auf die wir noch gewartet hatten. Es ist ein 8000 t Panzerkreuzer der Bajan-Klasse. Dann kam Befehl vom Admiral: U 26 stopp! Wir warteten, bis die drei Kreuzer da waren. Alle haben begeisterte Ovationen ausgebracht. Trotz des schlechten Wetters setzte Augsburg ein Boot aus und brachte uns einen Sack Liebesgaben, Rotspan und Selt und frische Wurst. Der U-Halbflottillen-Chef brachte es persönlich, um uns gleichzeitig zu beglückwünschen. Amazone sollte und wollte uns absolut schleppen, damit wir Ruhe hätten, aber das wollen wir nicht. Gottlob, wir haben noch Maschinen, mit denen man fahren kann! Heute früh brachte uns die Amazone frische Semmeln, die ersten seit einer Woche. Dann haben wir uns den wuchernden

¹⁾ Russischer Kreuzer „Pallada“ vernichtet. Ein russischer Panzerkreuzer der Bajan-Klasse ist am 11. Oktober vor dem Finnischen Meerbusen durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht worden. Der stellvertretende Chef des Admiralstabes. Behnte.

Am 11. Oktober, 2 Uhr nachmittags (russischer Zeit) griffen feindliche Unterseeboote von neuem unsere Kreuzer „Bajan“ und „Pallada“, die in der Ostsee auf Vorposten waren, an. Obgleich die Kreuzer sofort ein starkes Artilleriefeuer eröffneten, gelang es gleichwohl einem Unterseeboot, Torpedos gegen die „Pallada“ zu schießen. Auf dieser entstand eine Explosion, und der Kreuzer versank mit seiner ganzen Besatzung senkrecht in die Tiefe. (Russische amtliche Meldung.)



Bart abgenommen, uns wieder einmal gewaschen und ein anderes Hemd angezogen und haben in guter Laune gefrühstückt, und haben uns des Erfolges gefreut, erst jetzt. Denn vorher dringt das nicht durch, weil die Lage zu ernst und die Nerven angespannt waren.

Schön ist das Leben so, wenn man den Erfolg sieht. Ich bleibe eine Woche in Danzig, dann auf ein Neues. Es grüßt Euch alle herzlich

Euer Sohn Carl.

Danzig, den 14. Oktober 14.

Liebe Eltern! In aller Eile schreibe ich Euch. Wir sind glücklich! Das U 26, das sonst von Kiel nicht fortkam, hat den Vogel abgeschossen! Hurra! Einlaufen gestern war überwältigend. Begeisterte Hurras wurden ausgebracht. Als wir festlagen, wimmelte es an Bord von hohen und höchsten Herrschaften, zwecks Gratulation. Gestern abend vom Kommandanten eingeladen worden. Dann traf telegraphische Anerkennung von Seiner Majestät ein und für die gesamte Besatzung das Eisernes Kreuz II. Das Schiff soll einfach auf der Stelle abgefackelt sein. Feuerfäule ist auf 45 Seemeilen noch zu sehen gewesen. Schuß Mitte. Grüßt nur alles in Oldenburg. Jetzt könnt Ihr ja auch hochehobenen Hauptes wandeln, stolz darauf, daß ein Oldenburger zur See erheblich mitgewirkt hat zum Wohle des Vaterlandes. Heute mittag waren wir um 1 Uhr zum Frühstück bei der Kronprinzessin geladen. Sehr nett und gemütlich. Hat bis 3 Uhr gedauert. Uns geht es gut. Carl.

Bei Kronprinzens werden auch Strümpfe gestrickt!

Ostsee, den 6. Juni 1915.

Liebe Eltern! Nicht nur das lange Schweigen, sondern auch der Ort, an dem dieser Brief geschrieben worden ist, wird Euch einigermaßen in Erstaunen versetzen. Kommt Ihr da in wohlgemeinter Absicht nach Emden, um Euerem Ältesten und Einzigen ein Lebewohl zu sagen und gute Reise zu wünschen, da es gegen den Feind, gegen England geht. Er selbst hat es geglaubt und mit ihm die ganze Besatzung, und nun erhaltet Ihr einen Brief aus der Ostsee. In Kiel sprach der Prinz uns Offiziere persönlich und sagte, daß seine Wahl auf uns gefallen und nicht ein beliebiges Boot angefordert sei, weil er eben von uns etwas Besonderes erwarte. Wir erhielten als Operationsgebiet den Finnischen Meerbusen zugewiesen. In diesen Monaten wird es um 9³⁰ dämmerig und um 1³⁰ schon wieder hell, und der F. M. ist so eng und so mit hohen Leuchttürmen besetzt, daß man kaum ungesehen hineingelangen oder dort aufladen kann. Sehen uns aber die Russen, so kommt überhaupt keiner mehr heraus aus den sicheren Häfen, oder sie schicken uns viele Zerstörer, und das ist peinlich. Denn „viele Hunde sind des Hasen Tod“. So war unsere Aufgabe keine leichte, und ein Vordringen weit hinein ausgeschlossen.



Es war die schwerste und anstrengendste, die wir bisher erfüllt haben, und Gott sei Dank, wir haben sie erfüllt mit Erfolg. Wenn wir morgen Kiel erreichen, sind wir 23 Tage in See und oben auf unserer Position 11 Tage lang, jeden Tag 20 Stunden unter Wasser gefahren und 4 Stunden über Wasser mit aller Kraft die Akkumulatoren aufgeladen. Dabei hatten wir nicht immer gutes Wetter, es war kalt wie im Winter, und in den letzten Tagen gab's nur noch verschimmeltes Brot in ganz kleinen Portionen. Drei Tage haben wir aus der Ferne die Einfahrt beobachtet, dann 10 Tage vor den inneren Kriegshäfen, besonders Reval, gestanden, haben dabei viele Wachfahrzeuge und Torpedoboote gesehen, auf die man nicht schießen kann, sahen ein Linienschiff im Hafen hinter dreifachen Sperrern, hatten schlechtes Wetter und verloren beinahe schon die Hoffnung. Da kam uns ein Fahrzeug¹⁾ vor den Bug, das sich als Minenschiff der Amurklasse entpuppte, 3000 t Wasserverdrängung und 17 S.-M. Geschwindigkeit und 360 Stück gute russische Minen an Bord, so steht's geschrieben, vielleicht waren es noch mehr. Der Kerl wollte irgendwo Minen in die Ostsee schmeißen; denn sein Kurs ging dahin, wahrscheinlich nach Libau zu. Wir haben ihm mit einer Torpille hinübergeholfen und das Minenlegen erleichtert. Sie liegen jetzt alle zusammen im Finnischen zwei Seemeilen von Land entfernt und können uns nicht mehr schaden. Hiernach einen Blick noch auf die schwimmenden Leute werfend, der Zoffen war schon verflucht, fuhren wir der Heimat zu, aber sicherheits halber unter Wasser; denn oben haben sie uns noch gesucht bis zum nächsten Tage. Auf der Heimfahrt trafen wir gestern einen unserer Kreuzer, den wir um Brot und Kaffee angingen. Viel Schlaf habe ich nicht gehabt, meistens 3- bis 6mal ein halbes Stündchen, macht im Höchsthalle 3 Stunden pro Tag. Viel Arbeit hatten wir, ich habe Maschinenreparaturen ausgeführt mit meinen Leuten in so kurzer Zeit, daß es mindestens eine Rekordleistung ist. Ich denke, diesmal wird die versprochene Anerkennung ja wohl höheren Orts ausgesprochen werden.

Sonst geht es mir ganz gut. Es grüßt Euch alle herzlich

Euer Sohn Carl.

¹⁾ Ein russischer Minenkreuzer versenkt. Am 4. Juni 1915 hat ein deutsches Unterseeboot einen russischen Minenkreuzer der Amurklasse bei Baltischport versenkt.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes, gez. Behnke.



Walter Schünemann

Oberlehrer, Alter Herr der Burschenschaft Alemannia zu Göttingen, wurde am 9. April 1885 zu Sördenstorf in Mecklenburg-Schwerin geboren, verließ Ostern 1903 die Oberrealschule zu Hannover mit dem Zeugnis der Reife und studierte von Ostern 1903 bis Herbst 1905 in Göttingen Mathematik und Naturwissenschaften. Vom 1. Oktober 1905 bis dahin 1906 genügte er in Rostock seiner Militärpflicht und setzte dort bis Herbst 1908 sein Studium fort. Vom 1. Januar bis 1. Oktober 1909 war er Assistent am Königlich Preussischen Aeronautischen Observatorium in Lindenberg, Kreis Beeskow. Am 11. Juni 1909 bestand er in Rostock die Oberlehrerprüfung. Von Michaelis 1909 bis Ostern 1911 war er zur Ableistung des Seminar- und des Probejahrs zunächst dem Realgymnasium in Malchin in Mecklenburg-Schwerin, sodann dem Gymnasium in Friedland überwiesen. Ostern 1911 wurde er an die Cäcilien Schule in Oldenburg als wissenschaftlicher Hilfslehrer berufen und im Herbst desselben Jahres zum Oberlehrer befördert. Er trat sofort nach Ausbruch des Krieges ins Heer ein und wurde beim Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 77 eingestellt. In Ausübung seines Amtes als Furier starb er durch Unglücksfall am 4. September 1914 und wurde am gleichen Tage mit militärischen Ehren im Parke des Schlosses zu Bruyères bei Lüttich bestattet. Oldenburg verlor mit ihm einen treuen und gewissenhaften Führer der Jugend.

Feldpostbrief.

Lüttich, 23. August 1914.

Heute liege ich noch in Lüttich in Quartier. Viele Gefangenentransporte sind hier schon durchgegangen. . . . Die Kompagnie ist schon abgefahren in Richtung auf Brüssel. Wir folgen mit der Bagage morgen früh. Unsere Aufgabe ist, die Bahn nach Brüssel zu bewachen. Was wir hier erleben mußten, mag ich eigentlich nicht schildern. Wir marschieren unbesorgt durch Beyne, ein Dorf vor Lüttich. Plötzlich pfeifen uns Kugeln um die Ohren. Keiner weiß, woher sie kommen. In der ersten Aufregung feuern wir nach allen Seiten. Vier Verwundete hat unsere Kompagnie, leider ist einer gestorben. Wir mußten darauf die fraglichen Häuser gewaltsam öffnen und die Bewohner herausholen. Eine Anzahl von ihnen wurde erschossen, die Häuser niedergebrannt. Leider haben sich die Vorgänge wiederholt. Daher wurde das ganze Dorf in die Luft gesprengt.





Walter Schünemann.



Franz Siemer.

Franz Siemer

Kaufmann in Bochum, geboren am 22. März 1897 in Oldenburg, folgte als Kriegsfreiwilliger begeistert dem Ruf des Vaterlandes, erlitt durch Kopfschuß am 9. Oktober 1914 den Heldentod. Wo er kämpfend fiel, in einem Walde bei Apremont, Departement Ardennen, fand er seine letzte Ruhestatt. Er hat als Siebzehnjähriger, als einer der ersten Kriegsfreiwilligen im Königs-Infanterie-Regiment Nr. 145, 9. Kompagnie, den Heldentod gefunden. Sein Bruder Wilhelm widmete ihm folgendes Gedicht:

Der tote Bruder.

Und alles ist wie sonst in Deinem Zimmer,
Des alten Richters Bilder — Deine Laute —
Daran der vielen Bänder bunter Schimmer,
Und auf den Saiten spielt der Sonne Glanz,
Den ich, so oft Du sangst, um Dich erschaute,
Du liebtest sie, die Sonne und den Tanz.

Hinaus, um für Dein Liebsteß mitzustreiten,
Der jüngste warst Du in dem Kriegerhauf.
Am Bivakfeuer, an den glüh'nden Scheiten
Hast Du auch ihnen von der Lieb' gesungen.
Als in der Frühe gellt' das wilde Drauf,
Im heißen Wallen hat's Dein Herz durchdrungen.

In unserer Heimat Wäldern, in der Heide
Hast Du von Deinem Lieben uns gesagt.
Der Heimat Schönheit löste Deine Freude,
Und viele Kleine lehrtest Du das Schauen.
Als dann der Kaiser rief, da zogst Du unverzagt,
Mit hellem Blick und goldnem Siegesvertrauen

Doch daß Ihr siegtet —, Du hast's nicht erlebt,
Im Stürmen sankst Du auf das welsche Feld,
Und sterbend hat Dein bleicher Mund gebebt,
Der lieben Heimat letzten Gruß zu lassen.
Auf einem Holzkreuz steht: Hier ruht ein Held —,
Und drüber raunt's in hoher Buchen Hallen —.

So sinnend steh' ich lang' in Deinem Zimmer,
Und alles ist wie sonst noch —, Deine Laute —
Daran der vielen Bänder bunter Schimmer —
Und auf den Saiten spielt der Sonne Glanz,
Den ich, so oft Du sangst, um Dich erschaute —
Ein Notenblatt — ein Lied von Sonn' und Tanz —

Und all das Schöne hat der Tod zerrissen —
Die Seele schrickt zusammen vor dem Wissen —
Ins Ungeheuerliche will sich's dehnen —
Er starb als Held! — Ich wehr' den heißen Tränen.



Eduard Ullmann

Sohn des Hoflieferanten Max Ullmann, geboren in Oldenburg am 6. Februar 1888, besuchte die Oberrealschule seiner Vaterstadt bis zur Obersekunda. Nachdem er die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen Militärdienst erworben hatte, widmete er sich dem kaufmännischen Beruf, um später einmal als einziger Sohn das väterliche Geschäft übernehmen zu können. Seine Lehrzeit machte er in Schwerin i. N. durch, er ging dann zu seiner weiteren Ausbildung nach Wiesbaden, später nach Cassel und Leipzig. Ausgestattet mit gediegenen Kenntnissen, gewissenhaft und pflichttreu in seinem Beruf, hat er überall in seinem Wirkungskreis die vollste Anerkennung gefunden und sich die Achtung seiner Mitarbeiter in reichem Maße zu erwerben gewußt. Er trat am 1. Oktober 1908 als Einjährig-Freiwilliger in die 10. Kompanie des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91 ein. Am 1. Oktober 1909 als Unteroffizier und Offiziersaspirant entlassen, nahm er seine kaufmännische Tätigkeit in Dresden wieder auf, wo er auch eine Reserveübung beim Sächsischen Garde-Grenadier-Regiment Nr. 100 machte.

Hiernach trat er im Jahre 1911 in das väterliche Geschäft ein. Bei Ausbruch des Krieges hatte er sich sofort bei seinem alten Regiment zu stellen, wurde aber als überzählig dem Ersatz-Bataillon zugeteilt, welchem er ein volles Jahr seine Dienste widmete. Erst am 12. August 1915 wurde er auf sein dringendes Verlangen einem Ersatz-Transport für sein Regiment Nr. 91 eingereiht. Leider hat er dieses nicht erreicht. Am 31. August kam er nach wochenlangen beschwerlichen Märschen in Brest-Litowsk an und mußte bei der Explosion eines russischen Pulvermagazins sein Leben dem Vaterlande opfern.



Bernhard Winter, Rüstringer Friese, für die Stadt Rüstringen.



Eduard Illmann.



Kriegswohlfahrtspflege im Herzogtum Oldenburg.

Von C. S. in D.

Mit der Mobilmachung kam das Reichsgesetz vom 28. Febr. 1888 / 4. Aug. 1914, betreffend die Unterstützung von Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften, zum ersten Male zu einer weitreichenden segensreichen Wirkung. Das Gesetz verpflichtet die Lieferungsverbände — im Herzogtum Oldenburg die Amtsverbände und die Städte Oldenburg und Delmenhorst — die unterstützungsbedürftigen Familien der in den Dienst eingetretenen Mannschaften der Reserve, Landwehr, Ersatzreserve, Seewehr und des Landsturms bis zur Hebung der Hilfsbedürftigkeit zu unterstützen. Zu den anspruchsberechtigten Familienmitgliedern gehören

a) die Ehefrau des Eingetretenen und dessen Kinder unter 15 Jahren,
b) dessen Kinder über 15 Jahren, Verwandte in aufsteigender Linie und Geschwister, insofern sie von ihm unterhalten wurden oder das Unterhaltsbedürfnis erst nach erfolgtem Dienst Eintritt desselben hervorgetreten ist. Unter den unter b bezeichneten Bedingungen kann auch den Verwandten der Ehefrau in aufsteigender Linie und ihren Kindern aus früherer Ehe eine Unterstützung gewährt werden.

Darüber, ob die genannten Angehörigen unterstützungsbedürftig sind und wie hoch die Unterstützung bemessen, und in welcher Art sie gewährt werden soll, entscheiden endgültig die Lieferungsverbandskommissionen, die aus den Amtsvorstandsmitgliedern und in den beiden Städten aus gewählten Gemeindegürgern unter dem Vorzuge des Bürgermeisters oder seines regelmäßigen Stellvertreters gebildet wurden. Haben diese Kommissionen die Unterstützungsbedürftigkeit anerkannt, so können jedoch beanspruchen:

1. die Ehefrau in den Monaten Mai bis Oktober monatlich mindestens 9 Mk. und in den übrigen Monaten mindestens je 12 Mk.,
2. die oben unter b Genannten monatlich mindestens 6 Mk.

Diese Mindestsätze sind später durch Vereinbarung der Reichsbehörden mit Vertretern der Bundesstaaten erhöht worden und betragen vom 1. November 1915 an 15 und 7,50 Mk. monatlich. Auch der Kreis der anspruchsberechtigten Personen ist vorläufig auf demselben Wege noch erweitert worden. Der Erlaß einer Bundesratsverordnung, die diese im Verwaltungswege erlassenen über das Gesetz hinausgehenden Bestimmungen rechtsverbindlich machen soll, ist in Aussicht genommen.

Die Mindestsätze hat das Reich den Lieferungsverbänden nach Beendigung des Krieges zu erstatten. Alles was die Lieferungsverbände darüber hinaus an



Unterstützung gewähren, würde ihnen in Ermangelung einer anderweitigen gesetzlichen Bestimmung endgültig zur Last fallen. Damit die Lieferungsverbände aber nicht allzusehr beschwert werden, und damit sie geneigter gemacht werden, die Unterstützungen wirklich ausreichend zu bemessen, erstattet ihnen das Reich freiwillig schon jetzt vom 1. Januar 1915 an $\frac{1}{3}$ ihres die Mindestsätze übersteigenden Aufwandes. Außerdem wird ihnen vom 1. Juni 1915 an $\frac{1}{6}$ ihres Aufwandes für Beihilfen zu Miet- und Hypothekenzinszahlungen aus der Landeskasse vergütet, damit möglichst verhütet wird, daß die heimkehrenden Krieger Miet- und Hypothekenzinsschulden vorfinden.

Auf Grund dieser Bestimmungen haben die Lieferungsverbände des Herzogtums bis zum 30. Nov. 1915 bereits aufgewendet: an Mindestunterstützungen 6 167 396 Mk. und darüber hinaus 2 098 853 Mk. und müssen mit einem weiteren Aufwande von monatlich 800 000 Mk. rechnen. Hiervon waren ihnen bis zum 31. Dezember 1915 erstattet: vom Reiche 699 618 Mk. und aus der Landeskasse 44 340 Mk.

Außer dieser sog. Familienunterstützung erhalten die minderbemittelten Frauen, deren Ehemänner dem Reiche Kriegs-, Sanitäts- oder ähnliche Dienste leisten, nach der Bundesratsbekanntmachung vom 23. April 1915, betr. die Ausdehnung der Wochenhilfe während des Krieges, im Falle der Entbindung während der ferneren Dauer des Krieges eine Wochenhilfe von rund 90 Mk. und ein Stillgeld von 50 Pf. täglich bis zum Ablauf der 10. Woche nach der Niederkunft.

Den bald nach Kriegsausbruch aus militärischen Gründen aus Wangerooze ausgewiesenen dort beheimateten Familien wurde eine Unterstützung von 1,20 Mk. täglich für jedes unterstützungsbedürftige erwachsene Mitglied und von 60 Pf. täglich für jedes bedürftige Kind unter 10 Jahren gewährt. Im ganzen wurden dafür bis zum 30. November 1915 bereits 46 350 Mk. aufgewendet.

Als die Kriegsinvaliden in die Heimat zurückzukehren begannen, wurde, um alle hilfsbereiten Kräfte zusammenzufassen und zur vollen Wirkung zu bringen, unter der Leitung des Direktors des Obergerichtsamts und der Aufsicht des Ministeriums des Innern eine Zentralstelle für Kriegsinvalidenfürsorge eingerichtet. Ihr wurde ein aus Vertretern der Militärmedizinalverwaltung, der Ärzteschaft, der Berufsvertretungen und der sozialen Vereine zusammengesetzter beratender Ausschuß zur Seite gestellt. Sie hat bereits begonnen, die Kriegsinvaliden zur Wiederaufnahme einer Berufstätigkeit anzuhalten, sie, soweit nötig, dafür auszubilden, ihnen Stellen oder Arbeitsgelegenheit zu vermitteln und sie erforderlichenfalls auch in Ergänzung der reichsgesetzlichen Kriegsinvalidenversorgung mit Geldmitteln zu unterstützen.

Aus den Mitteln der Landesversicherungsanstalt sind zu Zwecken der Kriegswohlfahrtspflege 550 000 Mk. bereitgestellt, die für Kranken- und Wöchnerinnenunterstützung der Familien Versicherter, in der Fürsorge für Hinterbliebene gefallener Versicherter und Förderung der Kriegsversicherung, zur Versorgung der im Felde Stehenden mit Unterzeug und sonstiger Ausrüstung und zu Zuschüssen



für Invalidenhauspflege und Wohlfahrts Einrichtungen von Vereinen und Gemeinden Verwendung finden.

Der öffentliche Arbeitsnachweis wurde ausgebaut, und vom Reiche wurden Mittel für die Arbeitslosenfürsorge bereitgestellt. Glücklicherweise ist es aber bisher der Industrie und dem Handwerk in bewunderungswürdiger Weise gelungen, sich den durch den Krieg veränderten Verhältnissen anzupassen; die leistungsfähigen Arbeitgeber haben im Interesse der vollen oder doch wenigstens teilweisen Beschäftigung ihrer Arbeiter und für die Unterstützung derselben große Opfer gebracht, und auch die Gewerkschaften und Gewerksvereine sind unterstützend eingetreten. Zudem haben Arbeitslosgewordene, soweit sie nicht zum Militärdienst eingezogen wurden, regelmäßig bald bei den Befestigungsarbeiten an der Nordseeküste oder in der Landwirtschaft Arbeit gefunden, so daß eine öffentliche Arbeitslosenfürsorge nur in geringem Umfange nötig geworden ist. Erst neuerdings hat mit dem Ausgehen der Rohstoffe die Arbeitslosigkeit unter den Fabrikarbeitern in Delmenhorst einen größeren Umfang angenommen. Die erforderliche Unterstützung ist in die Wege geleitet.

Neben dieser von öffentlich-rechtlichen Verbänden und Anstalten geübten Kriegswohlfahrtspflege her geht die freie Liebestätigkeit ihren Weg.

An Stelle der Lieferungsverbände und ihnen zur Seite steuern in vielen Gemeinden meistens unter der Leitung der Gemeindevorstände oder der Pfarrer stehende Kriegshilfeausschüsse mit Hilfe freiwillig gespendeter Gaben mancher Not.

Gleich nach der Mobilmachung vereinigte sich die Abteilung I des Oldenburgischen Landesvereins vom Roten Kreuz mit dem Verbands der Vaterländischen Frauenvereine und bildete „Das Rote Kreuz“. Dieses sammelte bis zum 1. Dezember 1915 außer großen Mengen von Wollsachen, Lebensmitteln, Genussmitteln usw. rund 820 000 Mk. bares Geld und entfaltete eine segensreiche Tätigkeit besonders auf den Gebieten der freiwilligen Krankenpflege und des Liebesgabenwesens. Im Herzogtum wurden etwa 985 Betten für Verwundete bereitgestellt und im Laufe der Zeit 111 Pfleger und 49 Pflegerinnen beschäftigt, zwei eigene Lazarette eingerichtet und ein Lazarettzug vollständig ausgerüstet.

Im Augusteum wird ein großes Lager für Lazarettbedarf und Liebesgaben gehalten, und am Bahnhof ist eine Verpflegungsstation für ankommende und durchreisende Krieger und Verwundete eingerichtet. Gemüse und Früchte für die Lazarette werden eingekocht, die Lazarette mit Verpflegungsmitteln allerlei Art versehen, und für die Unterhaltung und Zerstreuung der Verwundeten wird nach Möglichkeit gesorgt.

Inzwischen wurden im Lande zahlreiche neue Zweigvereine des Landesvereins vom Roten Kreuz gegründet, und zu Hausfassammlungen in den Gemeinden wurde die Anregung gegeben.

Von der Abteilung II des Landesvereins wurde die Unterstützung der hilfsbedürftigen Invaliden aus den früheren Kriegen und ihrer Angehörigen und Hinterbliebenen fortgesetzt. Auch wurden in Ergänzung der Familienunterstützung der

Lieferungsverbände in geeigneten Fällen die Familien der im Felde Stehenden unterstützt und im Einvernehmen mit der Zentralstelle für Kriegsinvalidenfürsorge für die Invaliden aus dem gegenwärtigen Kriege und die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen gesorgt. Der Vorstand der Abteilung II übernahm auch die Geschäfte eines Landesauschusses für die in Berlin für das ganze Deutsche Reich begründete Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen und sammelte für die Stiftung bereits mehr als 64000 Mk., deren Aufkünfte den Hinterbliebenen gefallener Oldenburger zugute kommen werden. Unter den größeren Spenden für die Vereine vom Roten Kreuz verdient dankbar hervorgehoben zu werden die Stiftung eines Ehepaars, das in tiefer Trauer um den einzigen bei einem Sturmangriff gefallenen blühenden Sohn zu seinem Gedächtnisse 3000 Mk. darbrachte und sich dabei vorbehielt, die Stiftung alljährlich am Geburtstage des Sohnes zu verstärken.

In und neben den Kriegshilfeauschüssen und den Vereinen vom Roten Kreuz betätigten sich in der Kriegswohlfahrtspflege natürlich mit besonderem Erfolge die Geistlichen aller Bekenntnisse u. a. auch durch Förderung eines vielbesuchten Soldatenheims und Versorgung der im Felde Stehenden mit gutem Lesestoff, und außer ihnen zahlreiche Frauen- und andere Vereine und Privatpersonen. Erfolgreich arbeitete z. B. auch der Nationale Frauendienst in der Stadt Oldenburg. Es wurden von ihm getragene Kleidungsstücke gesammelt, instand gesetzt und an Bedürftige verteilt, für mangelhaft genährte Schulkinder wurde gekocht, eine billige kriegsmäßige Ernährungsweise gefördert und dergleichen mehr.

Von den mancherlei sonstigen segensreichen Bestrebungen möge schließlich noch erwähnt werden, daß es von einer Vereinigung von Menschenfreunden den in den hiesigen Lazaretten untergebrachten Verwundeten und Kranken durch freiwillige Gaben und Gewährung von Freiquartieren ermöglicht wurde, ihre Angehörigen auch aus weiter Ferne herüberkommen zu lassen und schöne Tage mit ihnen zu verleben.

Um die Beschaffung der für diese Liebestätigkeit erforderlichen Mittel haben sich die Tageszeitungen des Landes, insbesondere die „Nachrichten für Stadt und Land“, in uneigennütziger Weise verdient gemacht.

Glücklicher Weise dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß der Krieg erfolgreich fortgeführt werden wird bis zu einem ruhmvollen, dauernden Frieden, und daß es dadurch ermöglicht wird, alle diese Liebestätigkeit bis zum Ende des Krieges und zum Teil weit darüber hinaus fortzusetzen und noch zu erweitern. Immerhin wird sie nur ein schwacher Ausdruck des Dankes sein, den wir den tapferen Söhnen des Volkes schulden, die für uns den Mühen und Gefahren im Felde trogen oder für das Vaterland gefallen sind. Die Aufwendungen dafür sind notwendige Kriegskosten, die freudig dargebracht werden müssen und zu denen jeder Daheimgebliebene nach Kräften beizusteuern verpflichtet ist.



Kunstbeilagen.

prung! — Auf! Marsch! Marsch!¹⁾ Gemälde von Bernhard Winter aus der ersten Zeit des Krieges. Wegen der sachlichen Grundlagen wandte sich der Maler an den seiner Zeit verwundeten Hauptmann v. Carlowitz. Verwundete, die kurz vordem die Schlachten in Belgien und Nordfrankreich mitgemacht hatten, und die der Maler in einer Revierstube fand, dienten als Vorbilder der Figuren: Hastkamp aus Lohne, Leutnant der Reserve Bachhaus aus Sande, Goldenstein aus Eckwarden, Jeddelloh aus Osterscheps. Das Bild (S. 1) soll nach Absicht des Malers die echte Art des deutschen Vorwärts zum Ausdruck bringen.

Bleistiftzeichnungen aus dem Felde von August Diers. (S. 24 f.)
Begleitworte des Künstlers.

1. Das Gelände vor der Stellung des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91, 5. Kompanie, vor Reims. Im Vordergrund ein Drahthindernis, dahinter eine Baumgruppe, rechts an dem sanften Abhange ein Kugelbaum. Unter diesem Baum ist der Heidedichter Hermann Löns gefallen und auch begraben. Die Straße, die angedeutet ist, ist von den Franzosen besetzt. Die Höhe dahinter ist ein französisches Fort.
2. Die Kompanie als erste Reserve in einem Hohlweg. An der dem Feinde zugekehrten Seite nach links haben wir tiefe Löcher in die sehr harte Erde eingegraben, in denen die Soldaten wohnen. Oben alles mit dicken Balken und

¹⁾ Exerzier-Reglement für die Infanterie. Vom 29. Mai 1906. 188: Zum sprungweisen Vorgehen wird xter Zug (Halbzug), (Gruppe) Sprung! — Auf! Marsch! Marsch! kommandiert. Auf: Sprung! beenden die Schützen das Laden, sichern, schließen die Patronentasche und machen sich zum Aufrichten fertig. Nach kurzer Pause gibt der Zugführer, während er aufspringt, das Kommando: Auf! Marsch! Marsch! Hierauf schnellen die Schützen empor und stürzen vorwärts. 173: Der Zugführer ist für die Ermittlung der richtigen Entfernungen verantwortlich. Er hält zwei Schätzer in seiner Nähe, die ihm ohne Aufforderung ihr Schätzungsergebnis mitteilen... Die Schätzer unterstützen den Zugführer auch durch Beobachtung des Feindes und der eigenen Nachbartruppen, sowie durch Augenverbindung mit dem Kompanieführer, soweit dies nicht durch den Spielmann geschieht. 176: Soll ein größerer oder kleinerer Zwischenraum genommen werden, so befiehlt es der Zugführer... Der Zugführer geht, begleitet von den Schätzern und dem Spielmann, mindestens 10 Schritt vor der Linie seiner Gruppenführer, in der Regel vor der Mitte seines Zuges.



Stroh zugedeckt. Vorn ein zerschossenes Haus, in dessen Kartoffelkeller sich unsere Wohnung befindet. Rechts Gräber gefallener Kameraden einer anderen Kompanie.

3. Der Hof des Hauses mit dem Eingang zu unserer Wohnung, ungefähr von der Karre auf Bild 2 aus gesehen. Die Bretter sind des Schmutzes wegen hingelegt, damit man nicht ganz darin versinkt. Die Tür mit dem Tuch vor der einen Fensterscheibe führt in unsere wundervolle Wohnung.
4. Vor Reims.
5. Unterstand im Bahndamm vor Reims.
6. Inneres einer galizischen Bauernstube; Herdecke. Terebnie, den 23. Mai 1915.
7. Dorf in Galizien.

Der Rüstlinger Frieze (S. 162), ein Wehrmal zum Benageln zugunsten der Kriegshilfe der Stadt Rüstlingen. Zugrunde gelegt wurde ein altes friesisches Siegel (vgl. Sello, Östringen und Rüstlingen, Siegeltafel C, 4 und Seite 97), sowie das jetzige Rüstlinger Stadtwappen. Dieses wurde dahin verändert, daß das Heraldische auf den Hintergrund angeordnet wurde. Auch die Figur des Friesen wurde umgestaltet. Die letztere soll nicht benagelt werden, sondern planmäßig nur die Heraldik. Das Ganze ist farbig bemalt. Den Entwurf in $\frac{1}{4}$ Größe machte Bernhard Winter, das Eichenholz setzte Tischlermeister Diers zusammen, und Bildschnitzer Michaelsen führte unter Mitwirkung von Winter das Schnitzwerk aus.

Der Taufaltar in der evangelisch-lutherischen Kirche zu Aurich, eingeweiht am 5. September 1915. (S. 166) Bericht von Prof. Bernhard Winter.

Am 12. September 1911 schrieb mir Herr Konsistorialrat Friedrich, Pastor in Aurich, daß, nachdem ein von einem Münchener Künstler herrührender Entwurf für einen Taufstein in der dortigen Kirche nicht den Beifall des Kirchenvorstandes erhalten habe, er sich an seinen Vetter, den Worpssweder Maler Hans am Ende, gewandt habe, der ihm empfohlen habe, sich mit mir in Verbindung zu setzen, mit dem Bemerkten, daß ich möglicherweise den Entwurf selber übernehmen würde. Ich erklärte mich bereit, dem Kirchenvorstand für die Erlangung eines Taufaltars behilflich zu sein, konnte jedoch erst gegen Ende des Jahres eine vorläufige Skizze eines Entwurfs einschicken. Eine Besichtigung des Platzes an Ort und Stelle ließ mir die Ausführung meines Planes für durchaus möglich und wünschenswert erscheinen. Wenn nun der Entwurf auch Zeit brauchte zu reifen, so waren es doch größere anderweitige Aufgaben, die mich verhinderten, die Sache weiter zu verfolgen, bis ihr ein Besuch des Herrn Konsistorialrat einen neuen Anstoß gab. Aber erst Mitte November konnte ich einen Gipsabguß eines kleinen Modells absenden, begleitet von Angaben von Richtlinien und Erfordernissen, die ich mit dem Holzbildschnitzer Michaelsen in Oldenburg besprochen hatte.





Taufaltar in der Kirche zu Zurich.



Mein Entwurf wurde einstimmig vom Auricher luth. Kirchenrat und im Februar 1913 auch von der Behörde in Hannover genehmigt.

Um die Ausführung eines so figurenreichen Entwurfs jederzeit und bis ins einzelne überwachen zu können, war es wünschenswert, Mitarbeiter zu gewinnen, die in meiner Nähe ansässig waren. So brauchte ich für das Formen des vom Holzschnitzer benötigten Gipsmodells in der richtigen Größe des geplanten Taufsteins einen geschickten Modellierer. Einen solchen glaubte ich in dem Bildhauer Larsen gefunden zu haben, einem geborenen Dänen, der in Kopenhagen die Kunstschule besucht hatte. Leider jedoch war er nicht über eine vielversprechende Anlage des Modells hinausgekommen, als eine schwere Krankheit sein tragisches Ende herbeiführte. An seiner Stelle übernahm der junge Bildhauer Fritz Neumann die Herstellung des Modells unter meiner Korrektur und mit Hilfe von Kartons in der richtigen Größe, die ich von allen Seiten des herzustellenden Werks in Kohle gezeichnet hatte. Von besonderer Bedeutung für seine Arbeit wurde eine gemeinschaftliche Fahrt nach Aurich, wo wir Naturstudien nach Gesichtern echten bodenständigen Gepräges zeichneten und die alte Auricher Festtracht der Frauen kennen lernten. Auch die Besichtigung des alten holzgeschnitzten Altars bot ihm Anregung für das Werk. Alles Dinge, die geeignet waren, ihm die Arbeit immer wieder von neuem zu würzen; Anfang Februar 1914 stand das Gipsmodell vollendet da und wurde von einer Abordnung des Auricher Kirchenrats freudig begutachtet.

Nun folgte inzwischen die hochwichtige Herrichtung des mächtigen Eichenblocks durch Herrn Tischlermeister Diers, den Alten, der ihn mit altüberlieferter Erfahrung und Kenntnis des Eichenholzes aus vielen sorgfältig ausgewählten, schnitzbaren Eichenbohlen zusammenfügte.

Als dann Block und Modell in der Werkstatt von Herrn Michaelsen nebeneinander lagen, begann dieser das Punktieren, bis die ganze Oberfläche des Schnitzwerks vom überflüssigen Holz befreit war. (Das Punktieren geschieht mechanisch mittels eines Geräts, durch den jeder beliebige Punkt des Modells durch entsprechendes Nachschneiden am Block festgestellt werden kann.) Nach langwieriger unverdrossener Geduldsarbeit war das Werk soweit, daß es nachgeschnitten werden konnte, indem die gewonnenen Punkte zusammengezogen wurden. Nun erst beim nochmaligen Überschnitzen verlangte die Arbeit mehr künstlerisches Feingefühl. Endlich hatte Herr Michaelsen das Seinige erreicht, dann legte ich innerhalb einiger Wochen die letzte Hand an, um in der Form der Gesichter und seiner Einzelheiten, der Hände, Füße, Körperteile usw., dem nahe zu kommen, was mir vorschwebte und zugleich die einzelnen Figuren überall, wo sich Fehler zeigten, wo nötig nach der Natur oder Naturstudien zu berichtigen. Hierbei unterstützte mich der Bildschnitzer im Handwerksmäßigen.

Unterdessen hatte der Bremer Marmorwarenfabrikant Wachsmuth auf einer Reise nach Italien ein Blöckchen Jaune de Sienne von einer seltenen hellen Sorte



entdeckt, das ihm nach meinen Angaben für den Taufstein geeignet erschien. Daraus wurde das Taufbecken nach meiner Zeichnung hergestellt.

Als der Taufaltar gebeizt und ganz fertig war, wurde er vor dem Versand an seinen Bestimmungsort noch im Oldenburger Heimatmuseum zum Besten der Kriegshilfe ausgestellt.

Der figürlichen Darstellung am Taufaltar liegt das Jesuswort zugrunde: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes!“ Aus dem sechseckigen Eichenblock mit der schlichten Aufschrägung ringsum für das Becken und der Aufschrägung für den Fuß sind folgende drei Gruppen herausgearbeitet: Die Jesusgruppe mit den Kindern, die Gruppe der Mütter mit den Kindern und die Gruppe der drei Jünger. Das Ganze ist eine geschlossene Kette von zuneigenden und abwehrenden Beziehungen innerlicher Art. Dadurch entstehen auch künstlerische gegensätzliche Wirkungen. Jesus, der Mensch, strahlt in Einheit mit den Kindern Liebe und Güte. Das wissen die Mütter und verteidigen mit dem Instinkt des Herzens die junge Schar wo nötig gegen die einseitige, wenn auch wohlmeinende Klugheit der Jünger. Auch der dritte Jünger wundert sich, wie der heranwachsende Knabe sich dem Heiland vertraut fühlt. Außerlich werden die Beziehungen des Beschauers zum Taufaltar eingeleitet durch heimatliche Gestaltung der Mütter- und Jünger-Figuren. Denn der Beschauer ist vorerst die Kirchengemeinde Aurich; denn diese erkennt sich selbst in den ihnen vertrauten Gesichtern und weiß, daß z. B. die Frauentracht der Taufaltarfiguren die alte Auricher Feiertracht war. Heimisches Gepräge tragen, ohne es als Absicht betont zu haben, auch die Kinder, die der Kraft und der Güte zustreben, die im Heiland verkörpert ist, dem Schloß in der Kette.

Für alle Beteiligten war die Arbeit am Taufaltar Neuland. Wie meine Mitarbeiter zum erstenmal vor einer bedeutenderen, für sie lehrreichen Aufgabe standen und dadurch deren allzuglatte Erledigung unmöglich war, so war es für den verehrlichen Besteller, den Auricher luth. Kirchenrat, ein nicht hoch genug anzuerkennendes Wagnis, sich so jahrelang abwartend mit seinen Mitteln festzulegen, um meinen Mitarbeitern das Werk zu ermöglichen. Für dessen Förderung sind wir besonders dankbar: Herrn Konsistorialrat Pastor Friedrich und Herrn Pastor Knoop.

Der Anklang und die freudige Zustimmung, die der neue Taufaltar in der Gemeinde fand, als er feierlich eingeweiht wurde, gereicht mir zu großer Befriedigung, wenn ich auch weiß, daß all unser Werk Menschenwerk ist.





Taufaltar in der Kirche zu Zurich.



Die Anflagen gegen den Grafen Lynar.

Von W. Hayen, Geh. Oberkirchenrat, Oldenburg.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Nur kaum eine der wenigen Gestalten, die in der kümmerlichen dänischen Zeit in Oldenburg hervortreten, bietet ein größeres Interesse, als die des Grafen Rochus Friedrich zu Lynar, Statthalters in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst von 1752 bis Ende 1765, wie sie uns in seiner 1873 veröffentlichten Biographie von G. Jansen geschildert wird. Ein angesehener Name, Gediegenheit und Umfang der Bildung, reiche Welt- und Menschenkenntnis, nüchterne Schärfe und Klarheit des Urteils, ein musterhafter Stil und vornehme Formen des Weltmannes stellen ihn in die erste Reihe der Staatsmänner und Diplomaten seiner Zeit. Sie bahnten ihm schon in jungen Jahren den Weg zum Posten eines mit den wichtigsten Missionen betrauten dänischen Gesandten erst in Stockholm und dann in Petersburg. Es fehlte nicht viel, so wäre er zum Staatsminister in Kopenhagen und Leiter der dänischen Politik ernannt, und die Oldenburger empfanden es als eine Auszeichnung, daß er statt dessen zu ihnen versetzt wurde. Dazu kommt die für einen Staatsmann des 18. Jahrhunderts ganz eigentümliche religiöse Richtung seines Geistes. Erzogen in einem Kreise, in dem man ohne kopfhängerische Abwendung von den Interessen des Lebens die Befreiung der Kirche von totem Formelwesen durch Vertiefung des christlichen Bewußtseins zur Lebensaufgabe machte, hat er bis ans Ende seines Lebens die Mitgift seiner Erziehung nie verleugnet und die Wechselfälle des Schicksals, die ihm nicht erspart blieben, mit vornehmem Gleichmut hingenommen. So findet sich bei ihm auch keine Spur von Mißmut über die Enttäuschung, welche die Versetzung nach Oldenburg anstatt auf den Ministerposten in Kopenhagen ihm bereiten mußte. Ohne Ehrgeiz setzte er die Diplomatie bei Seite und schuf sich einen neuen Lebensinhalt durch literarische Studien und ungezwungene Geselligkeit, sich zum Mittelpunkt des geistigen Lebens der kleinen Stadt machend.

Das anziehende Bild, welches so im Jahre 1873 vom Grafen Lynar entrollt worden ist, war durch keine wesentlichen Schattenseiten getrübt, mit Ausnahme eines im Zweifel bleibenden Punktes: Über dem Ende seiner Statthalterschaft lag ein gewisses Dunkel. Nur ganz unbestimmt lautete der Bericht eines Zeit-



genossen¹⁾, daß gewisse Klagen gegen seine Verwaltung der Graffschaften Oldenburg und Delmenhorst nicht ohne Einfluß darauf gewesen seien. Jansen bemerkt hierzu:

Was dabei dem Grafen selbst zur Last gefallen sein mag, was auf die Rechnung von Hofkabalern zu schreiben ist, ist schwer zu entscheiden; — die gegen ihn gerichteten Anklagen kennen wir nicht; ihnen ein allzu großes Gewicht beizulegen, wird man, solange man sie nicht kennt, kaum geneigt sein, wenn man sich erinnert, gegen welche bodenlosen Anschuldigungen sich zu jener Zeit selbst ein Mann wie Bernstorff zu verteidigen hatte²⁾.

Das hat sich geändert. Jetzt liegen zwei fast gleichzeitig im Jahre 1904 erschienene Veröffentlichungen vor, welche verschiedene Anklagen gegen Lynar vorbringen, denen gegenüber auf den ersten Blick wenig Hoffnung zu sein scheint, ihm seine Ehre und seinen guten Ruf zu erhalten³⁾. Ihr belastendes Material näher zu prüfen unter Zuhilfenahme der Akten des oldenburgischen Landesarchivs und einiger in meinem Besitz befindlichen Originalbriefe des Grafen an den Landrat von Schreeb in Oldenburg soll nunmehr versucht werden, was um so mehr nötig erscheint, als es sich in beiden Fällen gleichmäßig um bloße Privatbriefe handelt, welche in einem offenbar Lynar feindlichen Tone geschrieben sind, und, was das wichtigste ist, beide keinen Beweis für ihre Anklagen erbringen, sondern nur die Behauptung, der Beweis sei überzeugend geführt. Von unbewiesenen Anklagen aber gilt dasselbe, wie von solchen, die nicht bekannt sind. Verurteilen kann man daraufhin den Angeklagten nicht.

I. Die Bernstorffsche Anklage.

Graf Andreas Peter Bernstorff, Neffe des dänischen Ministers Johann Hartwig Ernst Bernstorff und im Jahre 1766 einflussreiches Mitglied der Finanzkammer in Kopenhagen⁴⁾, schreibt am 25. Januar 1766 von dort an seinen Vater, den lüneburgischen Gutsbesitzer Andreas Gottlieb Bernstorff⁵⁾:

Personne n'est plus en état que moi de vous donner des nouvelles positives du c^{te} Lynar. Cet homme singulier fit un voyage à Copenhague pendant l'hyver passé et souhaitant sans doute d'estre défrayé des dépenes qu'il pouvoit lui causer, sut persuader à quelques Vogtheien du pays d'Oldenb. que s'ils vouloient lui donner la somme de 2500 écus, il leur procureroit l'exemption de la milice nationale (chose, qui avoit esté résolue, sans que cela lui ait coûté un seul mot) surtout s'ils vouloient encore y ajouter 800 écus pour un de ses secrétaires et

¹⁾ Büfching, Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen IV, S. 168.

²⁾ Jansen, Graf zu Lynar, S. 103.

³⁾ Rütthning, Oldenb. Gesch. II, S. 161 ff.

⁴⁾ Uge Friis, Bernstorffsche Papiere, Nachträge S. 40.

⁵⁾ Ebendasselbst I, S. 335.



favoris. Ces pauvres gens y consentoient, et le comte fit encaisser l'argent par les receveurs du roi, so wie eine andere Königl. Hebung.

On eut des avis secrets de cette malversation. La chambre des finances, sous le departem^t de laquelle cela ressortoit, se chargea des informations, de l'examen et du rapport. M. de Reventlow et moi nous menâmes l'affaire qui fut prouvée démonstrativement, et comme le génie de ce gouvern^{mt} est doux, on se contenta de la retraite du c^{te} Lynar et de la restitution de l'argent. Le coupable se retira sans honneur et sans pension; et surement avec bien des remords.

Kurz gesagt, geht die Anklage auf Betrug, begangen dadurch, daß Lynar einige Bogteien des Oldenburger Landes veranlaßt habe, ihm eine beträchtliche Summe Geldes zu geben, um ihnen die Befreiung von der Nationalmiliz zu verschaffen, obgleich diese Befreiung ohnedem schon beschlossen gewesen sei.

Die Nationalmiliz war im Jahre 1704 nach dänischem Muster für Oldenburg in Stärke eines Regiments eingeführt, hatte sich aber, da sie, für die Oldenburger Verhältnisse nicht passend, die Eingeseffenen stark belästigte und militärisch geringen Wert besaß, nach allen Seiten hin nicht sonderlich bewährt. Schon 1715 stellte eine zur Untersuchung eingesetzte königliche Kommission anheim: „ob nicht zur Sublevirung des bedrückten Landes und der darin seufzenden Einwohner die Last des Nationalregiments mit einer erklecklichen Summe abgekauft werden möge, als warum die Eingeseffenen flehten und für jeden Enrollierten 40 Thaler böten“¹⁾. Zunächst wurde noch nichts daraus; aber das Bestreben, die mangelhafte Einrichtung zu beseitigen, blieb und ruhte nicht eher, als bis die Befreiung der Eingeseffenen von jedem Militärdienst erreicht war. Die Entwicklung bis dahin durchlief folgende Stufen:

1. 1730 vorläufige Aufhebung des Regiments als huldvoller Akt des Königs Christian VI. bei seinem Regierungsantritt.
2. 1737. Wiedereinrichtung unter Feststellung der Zahl der Enrollierten auf 1200 Mann.
3. 1757. Verminderung der Zahl auf 600 oder ein Bataillon.
4. 1767 Mai 1. Endgültige und gänzliche Aufhebung des oldenburgischen Militärs und statt dessen freie Werbung im Lande zum dänischen Militär von 30 Mann jährlich bei sechsjähriger Dienstzeit.
5. 1768. Fehlschlag der Werbung und Aussetzung von 20 Taler Handgeld und 50 Taler Endlohn für jeden Angeworbenen.
6. 1769 und 1770. Wiederholter Fehlschlag der Werbung.
7. 1773. Verzicht auf die Werbung gegen eine von 1770 an durch die Eingeseffenen aufzubringende Loskauffsumme von jährlich 70 Talern für den

¹⁾ Salem, Oldenb. Gesch. III, 118.



Mann oder 2100 Taler im ganzen, eine Abgabe, welche die dänische Zeit überdauert hat und bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein entrichtet ist¹⁾.

Zwischen der dritten und vierten Stufe sind die den Inhalt der Bernstorffschen Anklage bildenden Tatsachen einzureihen, für die wir zunächst nur im Oldenburger Landesarchiv nach Beweisen suchen können, da die im Reichsarchiv zu Kopenhagen darüber vorhandenen Akten nicht zugänglich sind²⁾. Aber auch das Oldenburger Archiv bietet nur einige wenige Aktenstücke, welche sich auf diesen Gegenstand beziehen.

1. Einen undatierten Aktenvermerk: „daß verstorbene Majestät den Herrn Geheimen Conferenzzrath Grafen zu Lynar seiner Dienste als bisherigen Statthalter der Graffschaften am 3. Dezember 1765 zu entlassen geruht habe“³⁾.
2. Einen Bericht der Oldenburger Regierung an den König vom 23. Dezember 1765, woraus hervorgeht, daß dieser ebenfalls am 3. Dezember d. J. angeordnet hatte, daß der Rämmerer von Hendorff für die Hebung „gewisser Reisegelder“ in eine weiter unten noch näher zu erörternde Strafe zu nehmen sei⁴⁾.
3. Eine Registrande der Rentekammer vom 7. Januar 1766, nach welcher dort zwei im Original anliegende Quittungen über die vom Geheimen Konferenzzrat und gewesenen Statthalter Grafen zu Lynar an die National-Regimentskassen in Oldenburg bezahlten Beträge vom Geheimenrat von Reventlow überliefert sind. Nach Inhalt dieser Quittungen hat Lynar am 17. Dezember 1765 an die Vareler und zwei Tage später an die allgemeine National-Regimentskasse „die zu dero und des Herrn Capitain Ahlers vorigjährigen Reise nach Kopenhagen ihnen angebotenen und bezahlten Gelder“, zusammen 3200 Taler in Golde (nämlich für 600 Lagen à 5 $\frac{1}{3}$ Taler) entrichtet „mit der Declaration, daß sie solche wieder bezahlen wollten“⁵⁾.

Ziehen wir das Ergebnis dieser Beweismittel, so ergibt sich zunächst die Unrichtigkeit der Behauptung, daß einige Vogteien oder arme Leute (*pauvres gens*) das Geld hergegeben haben; denn die angegebenen 600 Lagen befaßten, da diese Benennung den Distrikt bezeichnete, aus welchem ein Mann auszuheben war, und 600 Mann im ganzen gestellt werden mußten, das ganze Land. Erwiesen ist andererseits:

daß Lynar vor der Reise für sich und seinen Begleiter aus dem Lande 3200 Taler bezogen hat (das Mehr von 100 Talern, welches Bernstorff angibt, wird auf die Kosten insbesondere die Hebungsgebühren zu rechnen sein);

¹⁾ Vgl. zu Ziffer 1 bis 7 Acta d. oldenb. Landesarchivs, Tit. 35, Nr. 30b.

²⁾ Jansen, Nordwestdeutsche Studien, S. 78.

³⁾ Aa. D. L.-A. Tit. 10, Nr. 104.

⁴⁾ Aa. D. L.-A. Tit. 35, Nr. 30b.

⁵⁾ Aa. D. L.-A. Tit. 35, Nr. 30b.



daß er das Geld durch die königlichen Amtseinnehmer hat heben lassen;
 daß er es bei seinem Abgang zurückerstattet hat;
 daß ein Zusammenhang dieser Zahlung und Rückzahlung mit der Frage
 der Aufhebung des Nationalregiments besteht.

Nicht erwiesen ist dagegen:

daß Lynar zu der Verhandlung mit den Eingefessenen, die diese zu der
 Geldleistung bewog, die Initiative ergriffen hat;

daß zur Zeit dieser Verhandlung schon unabänderlich feststand, daß und
 unter welchen Bedingungen das Land von der Nationalmiliz befreit werden
 sollte, oder gar, daß Lynar dies damals wußte.

Vielmehr fehlt es nicht an Gründen, welche es wahrscheinlich machen,
 daß die sich auf diese beiden Punkte beziehenden Behauptungen und Andeutungen
 Bernstorffs der Wahrheit nicht entsprechen.

Die Verhandlung mit dem ganzen Lande, zum Zweck, es zum Versprechen
 einer Geldleistung zu bewegen, hatte eine Vertretung desselben zur Voraussetzung,
 mit welcher verhandelt werden konnte. Eine solche war nicht vorhanden, und es
 ist recht schwer sich vorzustellen, wie Lynar es machen sollte, sie ins Leben zu rufen,
 wenn von ihm der Gedanke zu der Verhandlung ausging. Dem Lande aber war
 es leicht, eine Vertretung zu wählen in einer Angelegenheit, welche seit langen
 Jahren die ganze Bevölkerung lebhaft erregte und gerade jetzt wieder bei der Kopen-
 hager Regierung auf der Tagesordnung stand. Es ist deshalb wahrscheinlicher
 und entspricht auch der Stellung des Statthalters zu den Untertanen, daß zunächst
 eine Deputation des Landes an Lynar herantrat, um ihm dessen Wünsche ans
 Herz zu legen. Und ebenso liegt es näher, anzunehmen, daß Lynar, als er sich
 diesen Wünschen günstig zeigte und guten Rat gab¹⁾, gebeten wurde, nach Kopen-
 hagen zu reisen und die Sache des Landes dort zu vertreten, als daß er sich dazu
 erbot. Denn die Notwendigkeit, seine Sache in Kopenhagen zu betreiben, wenn
 man eine Bitte von einiger Bedeutung an den König hatte, lag in der dänischen
 Zeit für jedermann klar zuage, und kaum einer konnte dazu geeigneter erscheinen
 als Lynar. Bestätigt wird diese Annahme durch den in den Rückzahlungs-
 quittungen gebrauchten Ausdruck „angebotene Reisegelder“, welcher mit der
 Bernstorffschen Darstellung in keiner Weise zu vereinigen ist. Bei Beurteilung
 der (von Bernstorff übrigens nicht bemängelten) Höhe dieser Gelder ist zu berück-
 sichtigen, daß die Reise fast sechs Monate dauerte und eine gewisse Repräsentation
 nach außen erforderte, wenn sie ihren Zweck erreichen sollte. Die Aussicht, das
 Land für alle Zeit von diesen sich jährlich wiederholenden Opfern an Arbeitskräften
 befreit zu sehen, mußte mit dieser Summe als nicht zu teuer erkauft erscheinen.

¹⁾ Vgl. unten seinen Brief vom 9. April 1765.

Dagegen aber, daß die Frage der Befreiung Oldenburgs von der Landmiliz, wie Bernstorff behauptet, aber nicht beweist, zur Zeit als Lynar mit den 600 Lagen verhandelte, bereits in der Weise fest beschlossen war, daß er nichts mehr daran ändern konnte, spricht vor allen Dingen der Umstand, daß die Aufhebung des Nationalregiments erst 2½ Jahre später, am 1. Mai 1767, erfolgte. Noch ein Jahr nach jener Verhandlung war man, in Oldenburg wenigstens, über diesen Punkt in vollständiger Ungewißheit, wie die Bemerkung in einem Bericht der Rentekammer vom 15. Dezember 1765 beweist, daß man im Zweifel darüber sei, „ob das Regiment beibleibe“¹⁾. Im Prinzip wird man sich wahrscheinlich allseitig darin einig gewesen sein, daß es aufgehoben werden müsse. Darüber aber, wann dies geschehen solle und namentlich, welche Bedingungen als Ersatz dafür dem Lande zu stellen seien, war schwerlich so lange vor der Entscheidung in Kopenhagen schon unabänderlich beschlossen. Das Land hatte schon von jeher Loskauf von allem Militärdienst erstrebt und mußte, wenn dies nicht zu erreichen und fernere Stellung von Rekruten nicht zu vermeiden war, möglichste Herabminderung der Zahl derselben wünschen, traf aber damit in Kopenhagen auf eine durch das Generalitätskollegium vertretene Gegenströmung, welche im militärischen Interesse auf die möglichst zahlreiche Verstärkung der dänischen Armee durch Rekruten aus den Grafschaften nicht verzichten wollte. Wir haben aber gesehen, wie diese Militärpartei im Jahre 1767 ihren Willen durchsetzte und später nur zögernd zurückwich, nachdem die Umstände klar bewiesen hatten, daß sich ihre Absicht nicht durchführen ließ. Jedenfalls aber konnte Lynar 1764 die Entscheidung von 1767 nicht voraussehen. Er hatte schon damals die später durch den Verlauf der Sache gerechtfertigte Überzeugung, daß der Loskauf das einzig richtige sei, und konnte mit gutem Gewissen den Oldenburgern versprechen, in Kopenhagen ein gutes Wort für ihre Wünsche einzulegen, auch im Vertrauen auf seinen dortigen Einfluß und die Gunst des Königs²⁾ hoffen, damit Erfolg zu haben. Sein Begleiter war nach Ausweis der oben angeführten Quittungen ein Kapitän Ahlers. Daß er gerade diesen als Sekretär mitnahm, hatte auch wohl seinen Grund darin, daß derselbe als ehemaliger Offizier des Nationalregiments genaue Auskunft über alle einschlagende Verhältnisse geben konnte. Darauf, daß die von Bernstorff als *avis secrets* bezeichnete Denunziation ihn der Gunst seines Königs berauben würde, konnte er nicht gefast sein. Mit seiner Fürsprache für die Oldenburger Eingeweihten war es nun nichts. Wie er sich aber die Sache gedacht hatte, geht aus einem Briefe hervor, den er, schon nachdem er von der Denunziation Kenntnis erhalten, am 9. April 1765 von Kopenhagen aus an den Landrat von Schreeb in Oldenburg richtete. Schreeb hatte ihn davon benachrichtigt, daß der kürzlich in

¹⁾ Aa. D. L.-A. Tit. 35, Nr. 30b.

²⁾ Dezember 29, 1764, schreibt er von Kopenhagen, daß er dort noch „aller Gunst und Gnade genieße.“ — Vgl. auch Jansen, Graf zu Lynar, S. 83, 102.



Kopenhagen gewesene Oberförster Specht ein ihm, dem Grafen, nachteiliges Gerede in betreff von Geldern, welche der Kämmerer von Hendorf für ihn habe heben lassen, in Umlauf gebracht habe. Darauf lautete die Antwort:

Die auf meine ordre von dem C. Uers an Hrn. von Hendorf und bloß für sich an Gerd Oltjen¹⁾ abgelassenen Schreiben, so ich beide gelesen, lauten ganz anders, und zwar so: ob, wenn das ganze Bataillon einging, die Leute, jedoch ohne weitere Dienste, lieber classificiret und von jedem district etliche Mann jährlich auf 14 Tage zum Exerciren nach Holstein zu schicken verbunden sein, oder alle Jahre à Mann 10 à 11 Thaler bezahlen wollten mit der sich von selbst verstehenden Bedingung, daß die etwaige Reetablirung der Miliz das Surrogatum an Gelde aufhebe. Von der Artillerie, von 12 Jahren, von den 40 Mann, welches alles gratis erlassen ist, stand kein Wort darin. Der Hr. Specht ist nicht autor classicus. Es ist nur die Frage, da das Land jetzt $\frac{1}{2}$ Monat contribution²⁾ bezahlt, ob es noch einen Monat dazu geben und dagegen aller Schererei überhoben sein will? Anderen wird es so gut nicht; die müssen sich veriren lassen. Auf sein sujet hat Hr. Specht, mit Ehren zu melden, auch gelogen. Er ist nicht herberufen, sondern hat schon vor 3 Monaten beim Oberjägermeister demüthigst angehalten, ob er nicht Erlaubniß bekommen könnte, einmal herzukommen? Antwort: adressiret Euch an Euren chef, den Jägermeister. Dieser hat dann endlich geschrieben, er hätte nichts dagegen. Darauf ist ihm die Permission ertheilet. So ist's wahr und so können Sie es publice erzählen. Ich kann nicht begreifen, wie die Leute in Sachen, davon das Gegentheil endlich bekannt werden muß, so Wind machen können.

Aus diesem Briefe ersehen wir auch, wo wir den Urheber der geheimen Anzeigen zu suchen haben, von denen Bernstorff meldet. Zugleich liefern die Namen Specht und Ahlers den Schlüssel dazu, wodurch die Denunziation Spechts veranlaßt wurde. Als angestellter Oberförster und zweiter Forstbeamter des Landes glaubte er berechtigten Anspruch auf die Stelle des ersten Forstbeamten, des Forst- und Wildmeisters, zu besitzen, sobald ihr bisheriger, bereits in hohem Alter stehender Inhaber, der Jägermeister Geheimrat von Ahlefeld, sie aufgab. Nach demselben Posten strebte aber auch Ahlers, der mit Kapitän's-Charakter verabschiedete ehemalige Leutnant des Nationalregiments. Er besaß das Vorwerk Alexandershaus vor Oldenburg und muß forstwirtschaftlich gebildet gewesen sein. Denn er war von Lynar, der aus den Domänen auf alle mögliche Weise Geld für die dänische Regierung zu machen hatte und es liebte, die Kleinarbeit auf geeignete Werkzeuge abzuschieben, als „in königlichen Forstsachen Committirter“ zu den zahlreichen Verkäufen von Holz oder auch, was nicht selten vorkam, von ganzen Waldstücken

¹⁾ Vermutlich der Vertreter der Eingeseffenen.

²⁾ Ein Monat Kontribution betrug reichlich 5000 Taler.

Oldenburger Jahrbuch 1915.



verwendet worden und hatte sich dabei gut bewährt. Es war natürlich, daß Lynar ihn gegen den Rivalen begünstigte und bei Mißhelligkeiten zwischen beiden, an denen es nicht fehlte, auf die Seite seines Günstlings trat. Dagegen scheint Specht Konnexionen in Kopenhagen besessen zu haben. Der Versuch Lynars, ihn wider seinen Willen nach Holstein abzuschieben, mißlang, und am 8. Oktober 1764 erhielt er die Bestallung, welche ihm die eventuelle Sukzession in die erste Stelle zusicherte. Man kann sich denken, welche vielleicht begründete Besorgnis ihn ergriff, als sich kurz darauf Ahlers mit dem Grafen Lynar nach Kopenhagen begab; was persönliches Bemühen bei den ausschlaggebenden Instanzen dort zustande bringen würde, konnte man nie wissen. Er reiste hinterher und fand in seiner Kenntniß von den ihrer Abreise vorhergehenden die Landmiliz betreffenden Verhandlungen das Mittel, beiden ihr Konzept gründlich zu verderben.

Die fernere Geschichte des Kampfes dieser beiden Gegner berührt den Grafen Lynar freilich nicht; sie ist aber so bezeichnend für die damaligen Verhältnisse im allgemeinen, namentlich was die Reisen nach Kopenhagen betrifft, daß es wohl gerechtfertigt erscheint, sie hier kurz zu Ende zu führen.

Im Jahre 1768 ging Ahlesfeld ab, und Specht wurde der Erspeltanz gemäß Forstmeister an seiner Stelle. Sofort reichte Ahlers eine umfangreiche Denunziation gegen ihn ein, in welcher ihm zahlreiche Pflichtwidrigkeiten nachgesagt und Unfähigkeit vorgeworfen wurde. Es wurde eine Kommission eingesetzt, welche die einzelnen Punkte gründlich untersuchte und zahlreiche Zeugen vernahm. Der Ausgang war noch zweifelhaft, da, im Jahre 1770, trat der Umschwung in Kopenhagen ein, der die Bernstorffs beseitigte und Struensee ans Ruder brachte; und jetzt hielt Ahlers dort seine Zeit für gekommen. Er reiste hin und erreichte wirklich eine Rabinettsoorder, welche nicht nur Specht wieder absetzte, sondern auch ihn, Ahlers, statt dessen zum Forstmeister ernannte. Nach Struensees Sturz aber konnte es nicht fehlen, daß Specht wieder nach Kopenhagen reiste und die Regierung bestimmte, das Verfahren über die Denunziation seines Gegners wieder aufzunehmen, und wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn inzwischen das Regiment nicht gewechselt und Oldenburg seinen eigenen Fürsten erhalten hätte. Ahlers blieb nun im ungestörten Besitz der umstrittenen Stelle und erhielt sogar Sitz und Stimme für alle Forstfachen in der neuen Oldenburger Regierung, während der unglückliche Specht seinen dauernden Aufenthalt in Kopenhagen nahm ohne Amt und ohne Pension. Die Nemesis hatte ihn erreicht.

Das Material, welches dieser Mann im Anfang des Jahres 1765 zur Belastung des Grafen Lynar mit sich nach Kopenhagen gebracht hatte, war an sich nicht der Art, daß es notwendig zu dessen Sturz führen mußte. Es ließ sich, wie sowohl Lynars persönliche, als auch die allgemeinen Verhältnisse der damaligen Zeit lagen, auch als Bagatelle behandeln¹⁾. Daß es nicht geschah, wird seinen

¹⁾ Holm, Danmark-Norges Historie, III 2, S. 489 f.

Grund an der alten Gegnerschaft zwischen ihm und den Bernstorffs¹⁾ gehabt haben. Sie mochten die Gelegenheit, den ehemaligen Rivalen ganz los zu werden, willkommen heißen, zumal gerade zu jener Zeit die Verhandlungen Dänemarks mit Rußland über den Tausch Oldenburgs gegen den Gottorpschen Anteil an Holstein wieder angeknüpft wurden, welche Lynar in den Jahren 1750 und 1751 zuerst angeregt hatte, und welche damals ganz ohne seine Schuld nicht sowohl gescheitert, als nur ins Stocken geraten waren²⁾. Daß Lynar wenigstens selbst an die Möglichkeit dachte, zu ihrer Fortsetzung verwendet zu werden, scheint in einer Stelle des Briefes angedeutet zu sein, den er am 18. September 1764, also nicht lange vor dem Antritt seiner Kopenhagener Reise an den Oldenburger Freund richtete. Sie lautet:

Erw. Hwgb. habe in Eile nur melden wollen, daß eine gewisse Betrachtung, wie man zu Copenhagen bisweilen hie und da hinausdenke, da zumal mir die gegenwärtige Gesinnung des Grafen Woronzow³⁾ nicht bekannt ist, meine Ueberkunft nach Bremen ziemlich zweifelhaft gemachet u. s. w.

Beim Könige mit ihrer Absicht gegen Lynar durchzudringen, wird seinen Gegnern nicht ganz leicht gewesen sein. Er war von jeher sein Gönner gewesen und konnte auch wohl kaum die Verdienste, welche er sich in Oldenburg um die dänischen Finanzen erwarb, übersehen. Allein die Gesundheit des Königs war durch den Trunk, dem er sich ergeben hatte, geschwächt⁴⁾, und sie wußten sein Selbstgefühl durch den Hinweis darauf zu reizen, daß Lynar die ihm persönlich von den Untertanen zugesagte Geldsumme durch die offiziellen Einnehmer heben ließ, oder, wie Bernstorff in seiner übrigens französisch abgefaßten Anklage mit deutschen Worten hervorhebt „so wie eine andere königliche Hebung“. Welches Gewicht in der königlichen Entscheidung gerade auf diesen Punkt gelegt war, geht daraus hervor, daß, nachdem Lynar nach abgeschlossener Untersuchung notgedrungen sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte, an demselben Tage, an welchem dieses bewilligt wurde, 1765 Dezember 3, an die Regierung in Oldenburg, die bereits erwähnte Verfügung betr. Bestrafung des Rämmerers von Hendorf erging. Die Strafe bestand in einem Verweis und Zahlung von 1000 Talern an das Zuchthaus. Auch sollten, damit die Rechtswidrigkeit der vorgenommenen Hebung klar hervortrete, die dabei beteiligt gewesenen Unterbeamten zur Rückzahlung der empfangenen Hebungsprozente angehalten werden⁵⁾.

Ohne Zweifel war Lynars ganzes Verhalten in dieser Angelegenheit, auch wenn man gerechterweise nur die aus der Anklage Bernstorffs als bewiesen dar-

¹⁾ Jansen, Graf Lynar, S. 79 ff.

²⁾ Ebendasselbst S. 74.

³⁾ Woronzow war, als Lynar in Petersburg weilte, russischer Vizekanzler und 1764 Reichskanzler.

⁴⁾ Er starb sechs Wochen, nachdem er Lynars Entlassungsgesuch bewilligt hatte. Vgl. auch Jansen, Graf Lynar, S. 81.

⁵⁾ U. a. D. L.-U. Tit. 35, Nr. 30b.

gelegten Tatsachen berücksichtigt, keineswegs einwandfrei. Daß er von den Eingefessenen der von ihm verwalteten Provinz den Auftrag annahm, bei der ihm vorgesetzten Regierung persönlich als Anwalt ihrer Wünsche in betreff einer staatlichen Einrichtung aufzutreten, war unpassend für seine Beamtenstellung, auch wenn er die Wünsche als zweckmäßig und berechtigt ansah. Daß er sich von ihnen die dazu erforderlichen sehr erheblichen Reisekosten versprechen ließ, grenzt an Bestechung, und ist nur deshalb nicht als solche anzusehen, weil der übernommene Auftrag einerseits nicht in sein Amt einschlug, andererseits auch nicht geradezu pflichtwidrig war. Daß er diese Reisekosten wie Abgaben verteilt durch die Hebungsbeamten gleich einer königlichen Hebung einforderte, war eine Überschreitung seiner amtlichen Befugnisse und eine Unmaßung.

Andererseits fehlt es ihm nicht an Entschuldigungen. Es trugen doch auch manche äußere Umstände dazu bei, in ihm das Subordinationsbewußtsein des Beamten zurücktreten zu lassen. Als ihm zur Entschädigung für den entgangenen Ministerposten die Verwaltung der Grafschaften übertragen war, hatte der König alles getan, um seine Berufung mit äußerer Anerkennung zu umgeben und als eine glänzende Beförderung erscheinen zu lassen. Er stellte für ihn die Würde eines Statthalters wieder her, die vor ihm nur Graf Anton von Oldenburg, der Sohn Anton Günthers, bekleidet hatte, während es nach ihm nur Oberlanddrosten gab.¹⁾ Er wies ihm zur Wohnung das königliche Schloß an. Die Bevölkerung empfing ihn mit Jubel und behandelte ihn fast als Landesfürsten. Sein Geburtstag wurde in Stadt und Land gefeiert und die Oldenburgischen wöchentlichen Anzeigen berichteten gewissenhaft, wie sich „die reputierlichsten und vermögendsten Einwohner“ bemüht hätten, „die untertänigste Liebe und Ehrfurcht ihrer Herzen“ dabei zum Ausdruck zu bringen.²⁾ Auch sein Gehalt war erheblich größer, als das sonstiger Beamten. Es schwankte in den 13 Jahren seiner Statthalterschaft zwischen 4480 und 6427 Talern, was seinen Grund darin gehabt haben wird, daß er bei steigenden Staatseinkünften Tantiemen bezog und somit regelmäßig unmittelbar an der „königlichen Hebung“ beteiligt war.³⁾ Und was endlich den Vorwurf der Bestechung anbetrifft, so darf man nicht vergessen, daß in früheren Zeiten Geschenke der Eingefessenen an Beamte bei Gelegenheit von Amtshandlungen keine Seltenheit waren, ohne daß wie heutzutage, ihre Annahme als verpönt galt.

Der nicht bewiesene Teil der Bernstorffschen Anklage, dessen Ungenauigkeit, Unwahrscheinlichkeit oder auch teilweise Unrichtigkeit oben dargelegt ist, wird in erster Linie auf die Denunziation zurückzuführen sein.⁴⁾ Welche Beweismittel

¹⁾ Jansen, Graf Lynar, S. 83.

²⁾ Nachrichten für Stadt und Land vom 16. Dez. 1908. — Jansen, Aus vergangenen Tagen, S. 9.

³⁾ Rütthing, Oldenb. Gesch. II, S. 159.

⁴⁾ Vgl. den oben mitgeteilten Brief Lynars vom 9. April 1765.



sonst dazu geführt haben, wie sie beschaffen gewesen sind und wieviel davon auch schon der königlichen Entscheidung zugrunde gelegen hat, entzieht sich unserer Beurteilung. Sollte Bernstorff in seinem Briefe an den Vater das Belastungsmaterial seinerseits noch weiter aufgebauscht haben, so würde sich fragen, ob er hierzu, sowie zu dem Ton sittlichster Entrüstung, mit welchem er seine ganze Darstellung umgibt, unwillkürlich im brieflichen Geplauder sich hinreißen ließ oder ob er, was bei einem solchen Mann doch eher anzunehmen ist, bestimmte Absichten damit verfolgte. Wollte er etwa, indem er annahm, der Vater werde diese Darstellung weiter verbreiten, Lynars Standesgenossen in Deutschland von der Meinung abhalten, daß ihm Unrecht geschehen sei? Wollte er ihm die Glaubwürdigkeit entziehen, falls er dort andere Gründe angab oder sonst Dinge offenbarte, deren Bekanntwerden der dänischen Regierung unangenehm sein konnte? Verdächtig ist jedenfalls die Wendung „der Geist dieser Regierung ist milde“, verdächtig auch die Aufmerksamkeit, mit welcher Bernstorff nachher das weitere Verhalten Lynars verfolgt. So schreibt er am 8. Februar 1766¹⁾:

Graf Lynar ist noch in Oldenburg. Alle wundern sich, daß ein so stolzer Mann nach der erlittenen Demüthigung dort bleiben will.

Und am 10. Mai 1766²⁾:

Sollten Sie nicht zufällig erfahren haben, ob der Graf Lynar in Celle mit jemandem über den Anlaß seines Rücktritts gesprochen hat? Ich fürchte, er ist zu sehr gewöhnt, die Wahrheit zu verbergen, als daß er es wagen sollte, sie in diesem Falle zuzugestehen, und denen gegenüber, die von seinen Handlungen und seiner Aufführung unterrichtet sind, muß er sich sehr gedemüthigt finden.

Verdächtig ist endlich auch der Umstand, daß die im Reichsarchiv zu Kopenhagen befindlichen Akten über diese Sache durch Versiegelung der Einsicht entzogen sind³⁾ und die Personalakten Lynars im Oldenburgischen Landesarchiv fehlen. Lynar selbst aber schreibt später ein Jahr vor seinem Tode⁴⁾:

Ich habe für das Beste des dänischen Staats während meiner mehr als drei und dreißigjährigen Dienste mit dem treuesten Eifer (deß giebt mein Gewissen mir Zeugniß) und, wie ich glaube, nicht ganz ohne Nutzen gesorget. Daß an Höfen Unannehmlichkeiten vorkommen und hie und da Privatabsichten eintreten, das ist etwas Gewöhnliches. Ein Jeder steht und fällt seinem Herrn. Es kommt ein Tag, da Alles offenbar werden wird. Ich danke Gott, der mir in meinem Alter äußere und innere Ruhe und ein fröhliches Herz geschenkt; denn, wo ich es versehen habe (und wer versteht es nicht?), das ist

¹⁾ Lage Friis, Bernstorffsche Papiere, I, S. 334.

²⁾ Ebendasselbst I, S. 345.

³⁾ Jansen, Nordwestdeutsche Studien, S. 78.

⁴⁾ Jansen, Graf Lynar, S. 103 f.

um Christi willen vergeben, und denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.

II. Die herzogliche Anklage.

Der Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg schreibt am 24. Juni 1783 an seine Schwägerin, die Großfürstin Paul von Rußland¹⁾:

Bei der Mama²⁾ ist eine Gräfin Wartensleben, geborene Gräfin von Lynar zum Besuch. Der Vater dieser Dame hat dieses Land (Oldenburg) ausgeplündert, und es ist merkwürdig, daß sich die gute Mama mit einer Person liiert, die hier keineswegs von besonders vortheilhafter Seite bekannt ist. Ich will Ihnen beiläufig ein Wort von dem Vater sagen, es sind beglaubigte Thatsachen, die ich durch authentische Zeugnisse beweisen kann, und Thatsachen, die natürlich in Rußland nicht bekannt sind, wo man in gutem Glauben das Herzogthum Holstein in sehr gutem Zustande übertragen hat. Ohne Zweifel hat der dänische Hof mit den Graffschaften ebenso zu verfahren geglaubt, aber folgendes ist die Sache. Der würdige Graf Lynar, der von unseren braven Oldenburgern halb und halb weggejagt ist und von ihnen beinahe umgebracht worden wäre, hat drei Viertel der Domänen verkauft, Nutzung und Eigenthum eines großen Theils unsrer Liegenschaften, die königlichen Gärten, die Befestigungen der Stadt und die Markstallgebäude, nicht zu reden von der Rechtspflege, die nicht nur käuflich war, sondern gradezu nach Meistgebot verhandelt wurde. Das Landhaus, das ich hier bewohne (Rastede) und das seit mehreren Jahrhunderten dem regierenden Hause gehört, wurde ihm auf seinen Antrag geschenkt, er hat die Besizung stückweise verkaufen und die ganze Schloßkirche abbrechen lassen, die alten Grafen und eine alte Prinzessin aus der königlichen Linie wurden aus ihren Gräbern gerissen und dank der Unhänglichkeit einiger alten Domestiken in die Dorfkirche übertragen. Ein solcher Mensch war der Graf von Lynar; seine im übrigen ganz liebenswürdige Tochter, die in Oldenburg sehr bekannt ist, da sie lange hier gelebt hat, steht im Rufe recht freier Sitten.

Peter Friedrich Ludwig lebt in der durch sein Standbild wacherhaltenen Erinnerung der Oldenburger unter dem Namen „der alte Herzog“ als das Muster eines guten Fürsten weiter. Viele vortreffliche Eigenschaften werden ihm nachgerühmt, darunter auch Gerechtigkeit, Gleichmäßigkeit, Wohlwollen im Urtheil über Menschen und Dinge³⁾. Als er den vorstehenden Brief schrieb, war er ein junger Mann von 28 Jahren, noch unbeschwert durch die Verantwortlichkeit eines Regenten. Das mag es erklären, daß hier gerade diese Eigenschaften bei ihm vermist werden.

¹⁾ Jansen, Nordwestdeutsche Studien, S. 76 f.

²⁾ Des Herzogs Schwiegermutter Herzogin Eugen von Württemberg.

³⁾ Jansen, Aus vergangenen Tagen, S. 123.



Offenbar beherrscht ihn eine erbitterte Stimmung gegen „den würdigen Graf Lynar“ — „einen solchen Menschen“ — der „dieses Land ausgeplündert hat“, er ergreift gern, da er gerade von der Tochter spricht, die Gelegenheit, die Schale seines Zorns über den Vater auszugießen. Und gewiß nicht ohne allen Grund. Ohne Zweifel war dieser Mann Mitschuldiger an der höchst ungünstigen Finanzlage desselben Landes, dessen Regierung er bald antreten sollte und dessen Glück ihm schon jetzt am Herzen lag. Daß ein großer Teil des staatlichen Grundvermögens unter Lynars Verwaltung in Privathände übergegangen ist, kann nicht bezweifelt werden¹⁾; ob in dem vom Herzog behaupteten Grade, läßt sich wohl kaum nachprüfen. Vielleicht möchte man die Bezifferung des Umfangs des Domänenverkaufs auf drei Viertel monieren, da solche Bauschangaben, wenn es gilt, Eindruck zu machen, sehr leicht einer Aufrundung nach oben verfallen, von der man nicht wissen kann, wie erheblich sie ist. Auch darf man sich unter den „königlichen“ Gärten nicht gar zuviel vorstellen; es werden Graf Anton Günthers großer und kleiner Herrengarten gewesen sein, von denen ersterer im Jahre 1752 wüßte lag und letzterer ein unbedeutender Nutzgarten war²⁾. Und was den Verkauf der „Befestigungen der Stadt“ betrifft, so wurden 1764, als Oldenburg aufhörte Festung zu sein, nur die Außenwerke und die entbehrlichen Militärbauwerke veräußert³⁾, die Wälle und Bastionen aber zurückbehalten⁴⁾. Doch nehmen wir auch einmal an, im großen Ganzen seien diese Behauptungen durch die vom Herzog erwähnten authentischen Zeugnisse hinlänglich beglaubigt, war Lynar denn der Hauptschuldige an der schlechten Finanzlage? Hatte nicht schon Anton Günther den Domänenbesitz in weit höherem Grade beeinträchtigt?⁵⁾ und beschwerte nicht gerade jetzt des Herzogs Vorgänger, Friedrich August, das Land mit einer Schuldenlast, die bei des Herzogs Regierungsantritt bis über eine halbe Million Taler angeschwollen war?⁶⁾ Und nun vollends der dänische Hof, dem der Herzog den guten Glauben imputiert, die Grafschaften in sehr gutem Zustande übergeben zu haben! Graf Lynar hatte doch nicht die Veräußerungen ohne seine Genehmigung vorgenommen und den Erlös für sich behalten? Der den Verhältnissen Fernstehende sollte es nach des Herzogs Darstellung fast glauben, der wirkliche Sachverhalt aber ist der, daß die Regierung in Kopenhagen schon lange vorher den Grundsatz angenommen hatte, die oldenburgischen Domänen, Zehnten und Regalien zu verkaufen⁷⁾; und daß sie den Grafen angewiesen, diesen Grundsatz soweit wie

¹⁾ Rütthing, Oldenb. Gesch. II, S. 255.

²⁾ Sello, Alt-Oldenburg, S. 143.

³⁾ Sello, Historische Wanderungen, S. 35.

⁴⁾ Rütthing, Oldenb. Gesch. II, S. 216 f. Die Wälle, soweit sie dem Verkehr dienten, verursachten allerdings nur Kosten.

⁵⁾ Ebendasselbst S. 255.

⁶⁾ Ebendasselbst S. 199 f.

⁷⁾ Ebendasselbst S. 255.



irgend möglich zu befolgen, erscheint nicht zweifelhaft, wenn man die enormen Ansprüche, welche, seitdem der ältere Bernstorff Minister geworden war, an die dänische Hof- und Staatskasse gestellt wurden, mit den großen Summen vergleicht, welche Lynar aus dem von ihm verwalteten Lande dorthin schickte¹⁾. Dieser war nur das Werkzeug, und die Anklage des Herzogs, er habe das Land ausgeplündert, schrumpft deshalb auf den Vorwurf zusammen, daß er eifriger als unbedingt nötig bemüht war, den dänischen Geldforderungen entgegenzukommen, wenn man nicht als Entschuldigung gelten lassen will, daß er doch in erster Linie als dänischer Beamter handelte und keine besondere Anhänglichkeit an ein Land besitzen konnte, dessen Verwaltung ihm ohne sein Zutun statt des Ministerpostens aufgedrängt war. Daß er dabei in einzelnen Fällen der Versuchung, sich oder anderen Staatsländereien zu billigen Preisen zu verschaffen, unterlag, wird der Geschichtschreiber allein auf Grund der Tatsache, daß er ihn oder sonstige Beamte im Besitz solcher findet, auch nicht einmal vermuthungsweise behaupten dürfen, solange keine anderen Beweise dafür vorliegen.

Auch die Behauptung des Herzogs in betreff der Käuflichkeit der Rechtspflege kann leicht mißverstanden werden. Offenbar bezieht sie sich nur auf die in damaliger Zeit übrigens auch in anderen Staaten vorkommende, gerade nicht empfehlenswerte Praxis, bei Besetzung der auf Gebühren stehenden Stellen rechtsprender Beamten dem Bewerber eine größere Summe Geldes für die Erlangung dieser vorteilhaften Aussicht abzuverlangen, oder auch dem Besitzer einer solchen Stelle ihre Überlassung an einen andern für eine entsprechende Geldsumme zu gestatten.

Es ist auch hier kaum denkbar und wird auch nicht behauptet, daß Lynar anders als nach seiner Instruktion gehandelt und das Geld nicht an die dänische Regierung abgeliefert habe.

Auf den Passus des Briefes über das Rasteder Landhaus und die Schloßkirche wird der Herzog selbst seine Versicherung, daß es beglaubigte Tatsachen seien usw., nicht bezogen wissen wollen, da eine nähere Untersuchung ergibt, daß er von Anfang bis zu Ende unrichtig ist. Weder ist das Rasteder Landhaus dem Grafen Lynar geschenkt, noch hat er die Besizung stückweise verkauft, noch die Schloßkirche abbrechen lassen, noch hat er die alten Grafen und eine alte Prinzessin des Königlichen Hauses aus ihren Gräbern gerissen, noch konnten einige alte Domefistiken sie in die Dorfkirche übertragen, da von diesen Verstorbenen bis auf einige Knochenreste der alten Grafen überhaupt in der Schloßkirche nichts vorhanden war. Der Beweis läßt sich aus den Akten des Landesarchivs führen. Da es sich dabei zugleich um das letzte Ende der Gebäude eines für die oldenburgische Geschichte

¹⁾ Rütthning, Oldenb. Gesch. II, S. 158 f.



bedeutungsvollen Klosters handelt, wird eine einigermaßen vollständige Darstellung des wirklichen Hergangs nicht unangebracht sein¹⁾.

Das vom Herzoge 1783 bewohnte Rasteder „Landhaus“ stand an der Stelle, an welcher 1643 Anton Günther die alte Klosterabtei abgebrochen und ein Schloßgebäude, von ihm „Lusthaus“ genannt, errichtet hatte. Von seinen Allodialerben durch Tausch auf die Feudalerben übergegangen, diente es zunächst zur Dienstwohnung höherer Beamten, des Oberlanddrost von Harthausen 1692—1694 und des Drost von Stöcken 1694—1701, und wurde dann vom Könige der Prinzessin Sophie Eleonore von Holstein-Beck zur Wohnung angewiesen und von dieser bis zu ihrem im Alter von 86 Jahren erfolgten Tode bewohnt. Diese „alte Prinzessin des Königlichen Hauses“, von welcher der Herzog spricht, starb am 3. Mai 1744 und wurde am 14. Mai 1744 in der damals der landesherrlichen Familie gehörenden Krypta der Parochialkirche beigesetzt, wo ihr Sarg noch jetzt steht. Eine Beisetzung in der Klosterkirche war ausgeschlossen, da diese gar nicht mehr in kirchlicher Benutzung stand.

Das frühere Lusthaus scheint während der langen Zeit, in welcher die Prinzessin darin weilte, schlecht bewohnt und schlecht unterhalten gewesen zu sein, war auch von Anfang an wohl nicht solide gebaut. Jedenfalls befand es sich jetzt in einem höchst mangelhaften Zustande. Denn ihre Nachfolgerin, ein zweites hilfsbedürftiges Fräulein von Geblüt, Gräfin Antoinette von Lippe-Alverdissen, der der König mit Darbietung einer freien herrschaftlichen Wohnung eine Wohlthat zu erweisen gedachte, fand diese zunächst unbewohnbar. Die Supplik, in der sie ihn im demütigsten Ton um Abhilfe bittet, gewährt ein wenig einladendes Bild, und auch die darauf erfolgenden Reparaturen besserten so wenig daran, daß sie nach mehrjährigem Versuch, sich einzuleben, im Jahre 1750 ihre bescheidenere adlige Stiftswohnung dem verfallenen Lustschloß vorzog und wieder fortging.

Nun gelangte die Oldenburger Regierung doch zu der Erwägung, ob es nicht zweckmäßiger sei, das lästige Bauwerk zur Ersparung von Kosten mit Zubehör von Nebengebäuden, Lustgarten und einigen Ländereien zu verkaufen. Sie stellte einen entsprechenden Antrag in Kopenhagen und erhielt auch die Genehmigung. Nur die an der Nordostecke des Schlosses stehende alte Klosterkirche, welche zu Anton Günthers Zeiten als lutherische Schloßkirche eingeweiht war, wurde vom Verkauf ausgenommen, „weil nicht nur das Grabmal des 1420 verstorbenen Grafen Moriz, sondern auch mehrere alte gräfliche Leichen, die zwar unbekannt, doch alle von dem alten Stammhause seien, darin befindlich“. In dem öffentlichen Verkauf fanden sich mehrere Kaufliebhaber ein, darunter auch zwei Bauern als Vertreter der dortigen „Untertanen“, welche auf diesem Wege ihre Stellen von gewissen

¹⁾ Aa. D. L.-A. Tit. II, Nr. 2. — Rohli, Handbuch, II, S. 46. — Folte, Nachrichten der Kirche u. Gem. Rastede, S. 24, 31, 33. — Bucholtz, Aus d. Oldenb. Lande, S. 104 f. — Sello, Alt-Oldenburg, S. 6 f. — Bau- und Kunstdenkmäler d. Herzgt. Oldenb., Heft IV, S. 62—70.



darauf für die Schloßländereien haftenden Hofdiensten befreien wollten. Sie blieben Höchstbietende mit ganzen 1800 Thalern. Das schien der Regierung in Kopenhagen doch zu wenig. Sie ordnete deshalb an, die Gebäude, mit Ausnahme der zu reparierenden Kirche, seien auf Abbruch, die Ländereien stückweise zu verkaufen. Da indessen in dem am 27. Mai 1752 zum Verkauf auf den Abbruch abgehaltenen Termine nichts geboten wurde, mußte schließlich doch den Bauern der Zuschlag erteilt werden.

Einige Jahre später erst, nachdem also die Besizung bereits in Privathände gelangt war, erscheint Graf Lynar in den Akten mit einer Eingabe vom 19. April 1755: „Er habe sie den Unterthanen nach Abzug der Hofdienste wieder abgekauft, da sie aber kaum soviel abwerfe, daß die jährliche Rekognition von 10 Thalern davon bezahlt werden könne, wünsche er sie zu vergrößern und bitte, ihm ein anstoßendes Stück Holz- und Heideland, 70 Stück groß, genannt „der Hagen“, zur Kultivierung zu schenken. Es bringe z. B. für Mastung jährlich 10 Thaler, er sei bereit, einen Canon von 20 Thalern dafür zu geben“. Vermutlich ist die Bitte gewährt. Das ist alles, was Lynar persönlich mit der Sache zu tun hat, der tatsächliche Kern der herzoglichen Legende.

Schon am 4. Juni 1757 tritt ein neuer Eigentümer auf: Friedrich Christian Römer, der als Supercargo¹⁾ der Holländischen Ostindischen Kompagnie die auswärts gesammelten Reichtümer zum Ankauf von Grundbesitz und von Amt und Adel in der Heimat verwendete. Nachdem er Rastede von Lynar gekauft und das Lustschloß von Grund aus neu hergestellt hat, steht ihm die noch im Eigentum des Königs befindliche Schloßkirche im Wege. Er stellt deshalb vor: Die alte Kirche bilde eine „schlechte figura“ neben seinem schönen neuen Hause und mit ihrem überhängenden Giebel eine stete Gefahr für dasselbe. Nachdem sie früher von der Prinzessin und anderen Bewohnern als Stall benutzt und im Innern alles ruiniert sei, komme sie für den Gottesdienst nicht mehr in Betracht; dazu sei jetzt die Gemeindefirche da. Da somit, wenn die Kammer sie noch ferner notdürftig unterhalten wolle, ganz überflüssige Kosten erwachsen würden, bitte er sie als unnötig und baufällig abzubrechen. Das einzige Bedenken sei das übrigens schon beschädigte Denkmal des Grafen Moriz, und daß auch andere der alten Grafen hier beerdigt seien. Allein ersteres könne in den Keller unter der Gemeindefirche oder auf den Kirchhof gesetzt werden, und die Leichen der Grafen seien nicht mehr vorhanden. Er schlage deshalb vor, entweder ihm den Abbruch zu übergeben und für die Kosten die Materialien und den Grund zu überlassen oder den Abbruch öffentlich auszuverdingen, die Materialien zu verkaufen und ihm den Grund nach Taxat zu überlassen. Auf Befürwortung der Regierung in Oldenburg entschied sich eine königliche Resolution vom 27. Juni 1757 für letzteres mit der Maßgabe,

¹⁾ D. i. Agent, der die Schiffsladungen begleitet mit der Vollmacht, sie am Bestimmungsort zu veräußern.



daß Römer auf seine Kosten das Denkmal und etwa sich vorfindende gräfliche Gebeine in die Gemeindefirche zu schaffen habe. Der demgemäß abgehaltene Ausverdingungstermin ergab nur ein Gebot einiger Rasteder Eingeseffenen von 200 Talern für die Materialien bei Abbrechung auf ihre Kosten. Bevor jedoch der Zuschlag erteilt war, gingen von zwei Seiten Einwendungen ein. Einmal baten die Schweiburger, ihnen die Materialien für den Bau einer Kirche in Schweiburg zu überlassen. Doch zogen sie sich zurück, als man von ihnen die bereits gebotenen 200 Taler dafür verlangte. Interessanter ist die zweite Eingabe, insofern sie beweist, daß schon damals Alttertumsfreunde sich fanden, welche ein Herz für vaterländische Geschichte und ihre Denkmäler hatten. Der Herr Supercargo sucht sich ihrer mit folgenden Worten zu erwehren:

Es haben sich viele gefunden, denen die Abbrechung der alten Klosterkirche mißfallen hat, die vielmehr die Beibehaltung dieser Antiquität und die Conservation des Begräbnißorts einiger vormaliger Grafen gewünscht und sich angelegen sein lassen. Besonders hat der Amtmann zu Westerstede Etatsrath von Wittken¹⁾ extra limites officii sui seine historische Kenntniß von den gräflichen Begräbnissen durch vielfältige Contradiction dieser bereits resolvirten Sache an den Tag legen wollen, da es doch gerathener für ihn sein würde, wenn er ohne Mischung in fremde Händel bloß seines Amtes wahrnähme, als daß er sich erkühnte, eine Sache zu tadeln, in der bereits von königlicher Majestät resolviret.

Die königliche Majestät ließ sich denn auch nicht irre machen. Sie erteilte den Zuschlag auf das Gebot der Kirchenzerstörer und die ehrwürdige Kirche verschwand spurlos. Erst in unseren Tagen hat der wiedererwachte lokalgeschichtliche Eifer einige ihrer Säulen entdeckt und stimmungsvoll auf dem Sängersplatz im großherzoglichen Park in der alten Ordnung aufgestellt²⁾. Graf Lynar aber hatte mit der Zerstörung nichts weiter zu schaffen, als daß er sich als Vorsitzender der Oldenburger Regierung an der Befürwortung des Römerschen Vorschlags beim König beteiligte.

Einer weiteren Aufklärung bedarf die Mitteilung des Herzogs, daß Graf Lynar „von unsern braven Oldenburgern halb und halb weggejagt ist und von ihnen beinahe umgebracht worden wäre“. Sie findet ihre Bestätigung und Ergänzung in einem Briefe, den Lynar kurz nach der Abreise von Oldenburg unterm 26. April 1766 an den Oldenburger Freund richtete. Es heißt dort:

Ich bin, mein Herr, wahrhaft gerührt gewesen von der Art und Weise, in welcher Sie mir Ihre Freundschaft und ihr Bedauern ausdrückten. Wenn

¹⁾ Ein Mann, der auch sonst anregend im öffentlichen Leben Oldenburgs hervortrat. Vgl. Rüttning, Oldenb. Gesch., S. 149, 167.

²⁾ Rüttning, Bericht d. Oldb. Gesch.-V. XV, S. 35. — Jahrbuch f. Oldb. Gesch. XXI, S. 304 u. Titelbild.



beim letzten Abschiede mein Mund ein zu schwacher und stummer Dolmetscher meiner Gefühle gewesen ist, so lag dies daran, daß ich von Schmerz ergriffen und von so vielen überwältigenden Erfahrungen erschüttert war am Ende eines Auftritts, welcher, wenn Gott nicht meine Stütze und mein Trost wäre, den geringen Rest der Tage, welche ich noch zu leben habe, vergiftet haben würde. Als ich so zu sagen den Vorhang fallen sah, versteinerte sich mein von allen Seiten bedrängtes Herz und konnte sich nicht ausschütten. Deshalb war Schweigen mein Theil. Ich kann nicht sagen, daß ich schon wieder zu mir selbst gekommen bin und daß mein Geist von seiner Verwirrung befreit ist. Die Heftigkeit, mit welcher ich den Kelch habe leeren müssen, hat ihm die Bitterkeit entzogen. Alles, was mich in Anspruch nimmt, der Lärm der Welt, tausend Sachen, die mich zerstreuen, fesseln mein Empfinden. Es bleibt der Zeit, der Ruhe und Einsamkeit vorbehalten, daß ich Alles das mir klar vor Augen stelle, was mir genommen ist: meine Freunde, meine Geschäfte und das, was einem ehrlichen Mann am höchsten stehen muß, ein Theil der günstigen Meinung des Publikums. Es wird der Bosheit leicht, der schwärzesten Verleumdung eine Zeitlang zum Triumphe zu verhelfen. Unsere Ehre aber hängt nicht ab von dem Uebelwollen oder dem Vorurteil. Einzig und allein das Zeugniß eines guten Gewissens gibt wahre und dauerhafte Genugthuung. Oft zerstreut die Zeit die Wolken, welche die Wahrheit verdunkelt haben. Aber indem man darauf wartet, leidet man und seufzt unter den Schlägen eines Schicksals, dessen Härte die Vorsehung uns zum Heil unserer Seele fühlen läßt, während jeder wünschen muß, die Verantwortung dafür nicht mit den Urhebern dieser Uebel zu theilen. — — — Ich besitze Fehler, ich habe Fehler begangen, denn ich bin ein Mensch und ohne eine falsche Bescheidenheit zu heucheln, stelle ich mich weit unter meine Mitmenschen. Indessen waren meine Absichten im Allgemeinen nicht schlecht; mein Herz, welches das Wohl des anderen wünscht, verleugnet sich nicht leicht; die Zukunft wird mich vielleicht rechtfertigen. — —

Nach Inhalt dieser Auslassungen von zwei verschiedenen Seiten wird man sich den Hergang etwa so vorzustellen haben: Die Bevölkerung ist gegen den (nach seiner Entlassung sich noch monatelang in Oldenburg aufhaltenden) Grafen aufgebracht. Die Aufregung steigt und eine größere Schar Unzufriedener begibt sich zu ihm, macht ihm Vorwürfe, fordert vielleicht auch Schadenersatz und bedrängt ihn (wie es scheint auch tätlich) der Art, daß er, aufs tiefste erschüttert, es vorzieht, mit Hilfe des herbeigeeilten Freundes schleunigst die Stadt auf immer zu verlassen.

Über die Gründe jener Aufregung enthält folgender Brief Lynars vom 3. Mai 1766 Andeutungen:

Nach der von Ew. Hochwohlgeboren von soviel Jahren her genossenen und bei unserm Abschiede zuletzt noch von neuem bestätigten Freundschaft darf ich



es wohl wagen, dieselben zu bitten, mir die besondere Gefälligkeit zu erweisen, und, wenn sich dazu ganz ungezwungen eine bequeme Gelegenheit darbeut, ein paar Puncte, so in einem unterwegß von dem Hrn. Geheimrath Reventlow empfangenen Briefe enthalten sind, sich ohngefähr in dem Maaße entfallen zu lassen, wie Ihnen von guter Hand bekannt geworden, 1) daß man bei Hofe über gewisse hämische und feindselige Insinuationes gegen meine Person scandalisiret sei und selbige daher mit der Verachtung, die sie verdienen, von der Hand gewiesen habe, 2) daß wegen der Rahnführer-Geschichte, welche so hoch aufgegeben worden, da man aus dem Regierungsbericht ersehen, wie es zusammenhänge, weder meine Erklärung zu fordern für nöthig erachtet, noch deshalb weiter etwas an die Regierung kommen, sondern Alles im Still-schweigen begraben bleiben werde. Es hat, wie gedacht, der Herr Geheimrath Reventlow dieses an mich geschrieben, und vielleicht wäre es nicht übel, daß, ohne weiter die Quelle anzuzeigen, selbiges dortigen Orts bekannt würde.

Auffallend ist bei diesem Briefe, daß Reventlow als Quelle genannt wird, jener Reventlow, der mit dem jüngeren Bernstorff zusammen, die Untersuchung gegen Lynar in der Landmiliz-Angelegenheit geführt hatte; auch könnte es verdächtig erscheinen, daß Lynar diese Quelle nicht weiter genannt wissen will, da doch für die Aufklärung des Publikums ihre Angabe sehr wichtig gewesen wäre. Man muß indes bedenken, daß seine Beziehungen zu den Machthabern in Kopenhagen komplizierter Natur waren. Sie hatten ihn los sein wollen, waren aber zugleich in mancher Hinsicht auch wieder auf seine Diskretion angewiesen. Es ist deshalb erklärlich, daß, wenn er sich, nachdem seine Entlassung längst erreicht war, um Schutz gegen die neuerdings in Oldenburg erfahrenen Angriffe an sie wendete, von Reventlow eine rücksichtsvolle Antwort eintraf, die Lynar nicht mit rücksichtslosem Bekanntgeben seines Namens vergelten wollte; vielleicht auch hatte Reventlow ein solches Bekanntgeben sich ausdrücklich verboten. Daß Lynar den Brief ganz und gar fingiert hätte, ist andererseits schon deshalb nicht anzunehmen, weil ein kluger Mann, wie er, wissen mußte, daß die Fiktion sich nicht lange werde aufrecht erhalten lassen.

Ganz ohne Grund werden jene „hämischen und feindlichen insinuationes“ kaum gewesen sein. Lynars Stärke lag in der Diplomatie und Staatskunst, nicht in der Verwaltung. Sich deren Geschäften mit Eifer zu widmen, nachdem ihm der Posten in Oldenburg wider seinen Willen aufgedrungen war, fühlte er weder Neigung noch Verpflichtung, vielmehr tröstete er sich über den Verlust des Ministerpostens damit, daß er jetzt seinen Liebhabereien werde leben können. So schreibt er vor Antritt der Stelle:

Ein Vorthail dabei ist, daß ich nun nach wie vor ein halb Jahr werde abwesend sein und meine Zeit in Röstritz angenehm zubringen können¹⁾.

¹⁾ Jansen, Graf Lynar, S. 78. — Röstritz im Vogtlande, Residenz seines Schwagers, des Grafen Reuß.



Er widmete sich in der Folge, auch wenn er im Lande weilte, mit Vorliebe seinen literarischen Beschäftigungen und der Geselligkeit. Auch war sein Interesse für dieses ihm anvertraute Land nur gering. Als dänischer Beamter erblickte er in ihm wesentlich nur ein Mittel, die dänischen Finanzen zu verbessern; es kamen Willkürlichkeiten vor; auch übertrug er ihm obliegende Geschäfte gerne auf einzelne der ihm unterstehenden Beamten, die sich dafür seiner besonderen Begünstigung erfreuten. Und wie der vermehrte Steuerdruck sowohl als die Bevorzugung einzelner geeignet waren, Anzufriedenheit hervorzurufen, so können wir auf diese Haltung Lynars auch jene Klagen gegen seine Verwaltung zurückführen, welche Büsching erwähnt¹⁾, und welche, wenn auch nicht, wie dieser meint, zum Ende seiner Statthalterschaft, doch vermutlich zu der Erregung der Gemüter beigetragen haben, die ihn nötigte, Oldenburg zu verlassen.

Es war die Zeit des Absolutismus, und solange der Graf als Stellvertreter des Königs und unbestrittener Besitzer der höchsten Gewalt im Lande galt, glimmte das Feuer der Anzufriedenheit unter der Asche, und niemand wagte, sich ihm zu widersetzen. Da kamen im Verlauf der unglücklichen Reise nach Kopenhagen nachteilige Gerüchte über ihn nach Oldenburg, nach denen seine Stellung gefährdet erschien, und alsbald sank sein Ansehen. Das mußte er sofort nach seiner Rückkehr sogar am eigenen Regierungskollegium verspüren. Es handelte sich um einen während seines Aufenthalts in Kopenhagen bei der dortigen Regierung anhängig gewordenen Kompetenzkonflikt zwischen dem Amtsgericht zu Schwei und der Regierung in Oldenburg, worüber die Entscheidung in Übereinstimmung mit einer von Lynar in Kopenhagen abgegebenen Meinungsäußerung gegen die Oldenburger Regierung ausgefallen war. Darob große Entrüstung ihrer übrigen Mitglieder und ein Schreiben eines derselben an ihn mit folgenden Stellen:

— Das ganze Collegium hat geglaubt, die Sache unmöglich verlieren zu können. — Desto fühlbarer muß jedem membro der Verlust der Sache sein.
 — Wir sind betrübt, daß wir dieses unserem chef zu danken haben, dessen votum so überwiegend gewesen, um der decision der Sache das Gewicht zu geben. — Niemand wird leugnen, daß, da bisher noch alle unsere chefs dem collegio zugethan gewesen und für die Aufrechthaltung dessen Ansehens gestrebt, es von dem ganzen collegio vor ein Unglück zu achten, daß Ew. Excellenz diese Sache nicht so wie alle membra collegii eingesehen und solus dissentiret, und das collegium das Schicksal gehabt, humilianter Weise gegen einen Beamten zu verlieren, in einer Sache die in via juris fast unmöglich vor irgend einer facultät wird können verloren werden. — —

Dem entgegnete Lynar:

Ich bin der chef der Land- und Amtsgerichte ebensowohl als der Regierung. Keine Gunst für ein collegium darf mich bestimmen, sondern

¹⁾ Büsching, Beiträge, IV, S. 168.

bloß die Wahrheit und das Gesetz. Sind die bisherigen chefs dem collegio der Regierung weiter zugethan gewesen, so haben sie die Pflicht überschritten. Doch das Beispiel des Grafen Harthausen, welcher die Vorrechte der Regierung zu schmälern suchte, zeigt, daß es chefs gegeben, so diesem collegio mehr Seufzer ausgepreßet, als ich. Wie wenig sich die Regierung um die Vorrechte ihres jetzigen unwürdigen chefs bekümmert, solches beweiset die Sache mit den Bauerbriefen, Ziegelschließer, Neuenburger denunciation und verschiedene andere¹⁾. Wenn also irgend einmal ein Flor vor meine Augen gezogen ist, daß ich eine Sache nicht accurat so einsehe, wie die übrigen membra, so ist es mir lieb, daß ich bloß meinen begränzten Verstand verrathe, nicht aber meine Dankbarkeit verlese. — Mein votum in Kopenhagen schränkete sich auf 2 Sätze ein, 1) daß mir es leid thun sollte, wenn die Regierung nicht eine wohl fundirte jurisdiction behielte, 2) daß mir aber die fundata intentio derselben zweifelhaft scheine. Sollten diese Worte die Deutsche Canzlei und das conseil wohl bestimmt haben, die in so vielen wichtigeren Dingen, da ich meine Meinung sehr dringend vorgestellet, davon abgegangen ist? Und da ich hoch und theuer versichere, wie ich mit keinem minister ein Wort von der Sache geredet und solche nirgends zum favoreur des Schweizer Amtsgerichts empfohlen habe, sind die Worte, das haben wir unserem chef zu verdanken, nicht eine calumnie? Ist es nicht christlich und vernünftig, erst zu fragen, ehe man richtet und sein Urtheil nicht zu praecipitiren? — Ich glaube nicht, daß man in gemäßigteren terminis irren könne, als ich es gethan; mithin bleibet die imputation allemal ungerecht.

Dieses Geplänkel im Schoße der Regierung, bei welchem man eher geneigt ist, sich auf die Seite des Chefs zu stellen, ist gewissermaßen als ein Vorspiel anzusehen zu den Angriffen, welche im Publicum gegen Lynar zutage traten, als seine Entlassung bekannt wurde. Gefallene Größen pflegen auch sonst nicht der üblen Nachrede zu entgehen, und gewiß war sie in diesem Falle nicht ganz unbegründet. Allein ebenso gewiß kann man annehmen, daß Unzufriedenheit, Erbitterung und Haß, so lange zurückgehalten, jetzt alles übertrieben, daß die Menge der Gegner sich untereinander immer mehr anreizte, und daß auch Fama das Ihre that, die erhobenen Vorwürfe aufzubauschen. Daß Lynar in philosophischer Ruhe dem Sturm trotzend, in Oldenburg blieb, mußte die Gemüther nur noch mehr erbittern, und so darf es uns nicht wundernehmen, wenn es zu dem vom Herzog erwähnten tumultuarischen Ausbruch der Leidenschaften kam, der an sich bei einer so ruhigen Bevölkerung etwas Auffallendes hat.

¹⁾ Es handelte sich bei den Bauerbriefen um ein eigenmächtiges Vorgehen Lynars; vgl. Rütthning, Oldenb. Gesch., II, S. 69; vielleicht bei den anderen Sachen ebenfalls?

Das Ergebnis vorstehender Untersuchungen über die gegen den Grafen Lynar neuerdings veröffentlichten Anklagen möchte dahin zusammenzufassen sein, daß das anziehende Bild, welches Jansen uns von dieser interessanten Persönlichkeit geliefert hat, keineswegs durch sie entstellt wird. Es ist wahr, man erfährt Mißgriffe, die ihm zur Last fallen und Fehler, welche er begangen hat. Aber welcher Mensch hat keine Fehler! Lynar selbst gibt sie für seine Person bereitwilligst zu und betont sie bei jeder Gelegenheit. Die Schatten, welche sie auf ihn werfen, werden ausgeglichen durch die Klärung des Dunkels, das bisher über seinen Abgang herrschte und Zweifel über seinen Charakter zuließ, die jetzt hinweggeräumt sind: der gute Ruf des Grafen wird durch diese Schatten nicht berührt.

Daß die Akten des Kopenhagener Reichsarchivs über seine Amtsführung, wenn sie zugänglich gemacht werden, dieses Ergebnis wesentlich ändern sollten, ist möglich, aber nach allem was jetzt vorliegt, wenig wahrscheinlich.

Bevor wir hiernach auch von der herzoglichen Anklage Abschied nehmen, möchte ich noch ein gutes Wort für die arme Gräfin von Wartensleben einlegen, „die liebenswürdige Tochter, die in Oldenburg sehr bekannt ist, aber nicht von besonders vorteilhafter Seite, indem sie im Ruf recht freier Sitten steht“. Was läßt sich bei diesen Worten nicht alles denken! Aber die Erfahrungen, welche wir mit des Herzogs Angaben über den Vater gemacht haben, mahnen zur Vorsicht auch bei der Tochter, solange keine Einzelangaben und Beweise vorliegen.

Isabella, Gräfin zu Lynar stand im 9. Lebensjahre, als sie nach Oldenburg kam, im 21. als sie es verließ, um den österreichischen General Grafen von Wartensleben zu heiraten, und hatte diese Zeit, mit Ausnahme eines Aufenthaltes in Berlin nach ihrer Konfirmation, im elterlichen Familientreise zugebracht, demnach keine Gelegenheit gehabt, Sitten zu lernen, welche ihrem Stande nicht angemessen gewesen wären. Sie war lebhaft und eine gute Reiterin, die sich, was damals in Oldenburg eine Seltenheit sein mochte, gern öffentlich zu Pferde zeigte. Seit sie erwachsen war, nahm sie regen Anteil an der Geselligkeit und liebte es, sich mit den Herren in einen Disput einzulassen. Zur Charakterisierung ihrer Persönlichkeit mögen zwei Stellen aus ihrer Korrespondenz mit einem in Oldenburg angestellten Freunde ihres Vaters dienen, dem sie als ihrem Lehrer im Reiten und Fahren besonders verpflichtet war.

Die erste ist von Anfang 1762, als sie 18 Jahre zählte. Auf einer am vorhergehenden Silvesterabend von ihren Eltern im Schloß gegebenen Festlichkeit war sie mit jenem Herrn über Tisch in ein Wortgefecht geraten und dabei so eifrig geworden, daß er sich verlezt fühlte und dies merken ließ. Um ihn wieder zu versöhnen, schrieb sie ihm u. a. folgendes:

— — — — Il est vrai que ma vivacité m'a trop emporté, mais je vous conjure, mon ami, qu'avec une personne, qui me serait indifferente,



je n'en aurais jamais usé de même. Je me suis disputé avec bien des gens, mais jamais je ne me suis seulement donné la peine, d'examiner qui avait tort ou raison, si ces personnes n'étaient pas de mes amis. Et un autre, qui m'aurait dit qu'il doutait de mon amitié ou de ma considération, loin de chercher une explication, pour le desabuser, je lui aurais répondu un „cela vous plait à dire“ — „vous vous moquez de moi“ — „je suis bien votre servante“ — voilà comme je fais avec des personnes, que je mèprise et auxquelles je ne daigne pas rendre compte de ma façon d'agir. Cependant je vois clairement que vous ne me connaissez pas encore, parceque vous ne vous fiez pas à ce que je vous dis. J'ai mille de fautes, j'en conviens, mais le vice de la fausseté ne souilla jamais mon coeur, naturellement droit et incapable de déguisement. Je pense toujours ce que je dis, mais souvent je dis trop ce que je pense, mon étourderie en est cause. Et alors je vois que vous ne me connaissez pas, parceque vous prenez mes railleries pour des marques de mépris. Quand je vous dis: Monsieur, ne faites pas les honneurs de Madame; votre habit ne va pas bien; vous êtes trop poudré aujourd'hui, et autres niaiseries pareilles, qui servent de ressource, quand la conversation commence à languir, vous croiez que je vous mèprise, et c'est la plus criante injustice que vous puissiez me faire. La preuve est que je ne corrige jamais davantage, que quand je suis de bonne humeur, et que, quand je suis chagriné, il ne m'arrive jamais de dire le moindre mot parail à quelque ce soit. Venez dans le grand monde, vous entendrez journellement de ces propos, c'est une étude parmi les femmes à, qui saura dire le plus d'impertinences, et parmi les hommes à, qui saura le mieux se defendre, mais jamais aucun d'eux ne s'en formalise, parceque c'est une maxime reçue qu'en fait de raillerie tout est permi à notre sexe. Cependant s'il vous est impossible, de supporter cela, je m'en abstiendrai envers vous, vous n'avez qu'a dire. Il m'en coutera; ma conversation, si j'en bannis la raillerie (qui est précisément l'endroit par ou je brille) deviendra serieuse, empesée, ennuiante, je serai genée avec vous de peur que je dise quelque chose, qui puisse vous déplaire. Choisissez donc, voulez vous que j'en agisse avec vous avec cette liberté aimable, qui fait le charme de la société, et qui est le caractère de l'amitié, ou voulez vous que je sois avec vous serieuse, genée et à couteau tiré. — —

Es wird kaum nötig sein zu sagen, daß diese Zeilen ihren Zweck erreichten.

Der zweite Brief ist von 1777, 15 Jahre später. Isabella lebte als Witwe und Mutter eines Sohnes Winters in Rassel und Sommers auf ihrem Landgut Exten bei Rinteln. Jener Freund hatte ihr ein Paar Rutschpferde vom oldenburger Schlage preiswert besorgt und auf ihre Frage, wie sie ihm dafür danken



könne, galant geantwortet, am besten mit einem Kuß. Er mochte dabei früherer Pfänderspiele gedacht haben oder des Sprichworts: Einen Kuß in Ehren kann niemand verwehren. Darauf antwortete die Gräfin:

Sie sind, mein bester Herr L., ein ganz vortrefflicher, unvergleichlicher, extraordinairer Mann, der gar nicht mit Golde zu bezahlen ist, geschweige mit einem Kuß von einer alten Frau, wie ich geworden bin. Das aber will ich Ihnen versprechen, daß, wenn ich Sie übers Jahr wieder bei mir zu sehen das Vergnügen habe, ich das hübscheste Mädchen aus der ganzen Gegend aussuchen will, die Ihnen, in oder außer der Gegenwart der Frau Gemahlin, wie Sie es denn am sichersten finden werden, nicht einen, sondern 10 Küsse statt meiner geben soll, und zwar recht gutwillig, und den Ort dazu sollen Sie selbst bestimmen. Sehen Sie, so gut meine ich es mit Ihnen! Was nun meine Erkenntlichkeit im Ernst betrifft, so kann ich Ihnen gar nicht genug beschreiben, wie dankbar ich für Ihre viele Güte und Mühe bin usw.“ Die Unterschrift lautet: „Ihre alte treue Freundin und Scholarin Isabella“, und ein Postskriptum beginnt mit den Worten: „Noch eins, carissime amice.“

Beide Auslassungen, die eine sprudelnd in jugendlicher Lebendigkeit, die andere schon mehr die Ruhe eines reiferen Alters zeigend, ergänzen sich gegenseitig zum Eindruck einer ganz eigenartig liebenswürdigen, anmutigen und geistreichen Erscheinung und erinnern zugleich, nur ins Weibliche übertragen, an den von den Briefen des Vaters empfangenen Eindruck.¹⁾ Allerdings erscheint die Sprache reichlich ungeniert. Berücksichtigt man indes, daß die vornehme Welt damals unter dem französischen Einfluß des Rokoko stand, des Zeitalters der Galanterie, und daß ein solcher Unterhaltungston in den höheren Kreisen der Gesellschaft damals allgemein üblich war, so wird man zugeben, daß alles, was Isabella hier schreibt, nicht über die „liberté aimable, qui fait le charme de la société“ hinausgeht und nichts enthält, was auf einen moralischen Mangel oder auch nur auf übermäßige Koketterie der Schreibenden schließen läßt.

Andererseits dürfte das, was hier von der Gräfin Wartensleben mitgeteilt ist, vollkommen genügen, um den Ausspruch des Herzogs über sie erklärlich zu machen, wenn man die lokalen Verhältnisse und die Art seiner Persönlichkeit bedenkt. Er hatte seine Nachrichten, wie aus den dabei von ihm gebrauchten Worten hervorgeht, lediglich aus der Mitte des Publikums der kleinen abgelegenen Provinzialstadt Oldenburg erhalten, wo Klatschereien über eine junge Dame aus der Fremde, welche an hervorragender Stelle so ganz anders auftrat, als die „braven“ Oldenburger gewohnt waren, sich von selbst verstanden und sich ebenso

¹⁾ Büsching, Beiträge IV, S. 189: „Sie war schon in ihrer ersten Kindheit ungemein lebhaft und geistreich, und mit Erstaunen hörte ich 1749 sie ihre Eltern treffend charakterisieren. Ihr Herr Vater liebte sie vor allen seinen Kindern, weil sie so große Ähnlichkeit mit ihm hatte.“ — Später erhielt sie den dänischen Orden de l'union parfaite.

selbstverständlich im Lauf der Zeit, zumal der Vater sich schließlich das höchste Mißfallen desselben Publikums zugezogen hatte, zu einem „nicht besonders vorteilhaften Ruf“ zusammenschlossen. Der Herzog selbst aber war vielleicht am allerwenigsten der richtige Mann, um hier Wahres von Falschem zu unterscheiden. Seiner ernsten, in sich gekehrten Natur, der ohnehin schon jede Geselligkeit unsympathisch war, mußte diejenige, in welcher der leichte Ton französischer Galanterie die Oberhand hatte, gradezu zuwider sein. Zahlreiche Stellen in seinen von G. Jansen veröffentlichten, an seinen Freund, den Obersten von Staal gerichteten Briefen¹⁾ geben ein Beleg hierfür. Da heißt es u. a. im Jahre 1777: „Sie sind wirklich der Einzige auf Erden, mit dem ich nicht alleine bin, die übrigen alle, Gott weiß, sind Menschen, aber nur dies; ich möchte für jeden, ich weiß nicht was, thun, aber nur nicht mit ihnen umgehen.“ Dann 1778: „Stellen Sie sich mich als Liebhaber vor, und Sie werden lachen;“ oder: „Je ne suis point courtisan et encore moins flatteur.“ Dazu kommt sein mangelndes Interesse und Verständnis für die Frauen im allgemeinen, wie er nach dem Tode der seinigen im Jahre 1785 schreibt: „Ich habe nie Umgang mit dem anderen Geschlechte gehabt, war also nie in dem Falle gewesen, wahre Liebe für eine zu empfinden. Ich beging die Thorheit und hing mich leidenschaftlich an ein sterbliches Wesen. Dieses gute Geschöpf liebte mich tausendmal mehr, als ich es verdiene.“ Und schließlich muß auch hier wieder seine Voreingenommenheit gegen den Vater, welche wir bereits kennen gelernt haben, und welche ohne Zweifel auch sein Urteil über die Tochter beeinflusst hat, betont werden. Die beiden hervorragendsten Männer, welche im Laufe des 18. Jahrhunderts Oldenburg regierten, waren nun einmal die vollkommensten Gegensätze. Die Durchführung einer Parallele zwischen beiden würde eine interessante Arbeit sein, die zwar in vielen, aber doch nicht in allen Beziehungen zum Vorteil des Herzogs ausfallen würde.

III. Graf Lynar in seinen Briefen.

Wie beim strafprozessualischen Indizienbeweis der Jurist vom Fach die Frage stellt, „ob man sich vom Angeklagten der Tat versehen könne“, so ist auch für die größtenteils auf indirekte Beweise angewiesene geschichtliche Untersuchung über die gegen Graf Lynar gerichteten Anklagen die Frage von Bedeutung, inwieweit ihm seiner Persönlichkeit nach die ihm von seinen Gegnern zur Last gelegten Handlungen zuzutrauen sind. Aus diesem Grunde möge es gestattet sein, hier noch einige seiner Briefe oder Stellen daraus vorzuführen, welche, wenn sie auch keinen direkten Bezug auf diese Anklagen haben, doch geeignet sind, durch ihren Inhalt oder auch nur durch ihre Form seine Persönlichkeit zu kennzeichnen. Sie entstammen der schon mehrfach benutzten Korrespondenz des Grafen mit dem Justizrat (später

¹⁾ Jahrbuch für Oldenb. Geschichte. XV. 14 ff.



Landrat) von Schreeb, einem Mitgliede der Oldenburger Regierung, den er als guten Gesellschafter und gefälligen Kommissionär schätzen gelernt hatte. Nur die vier ersten sind an die Frau Justizrätin gerichtet, welche sich in der guten Jahreszeit oft auf dem Schreebschen Landgut in Hatten aufhielt. Sie war eine durchaus natürliche Frau von gesundem Mutterwitz und echter Frömmigkeit.¹⁾

Geselligkeit — Witz — Galanterie.

1. Madame —

Oldenburg, 16. Juni 1753.

Si vous étiez d'humeur de quitter pour un jour vos champs elisées, vous aussi bien que M^r votre mari, à qui je vous prie de faire mille compliments, feriez un sensible plaisir à ma femme et moi, si vous vouliez mercredi prochain être de nôtres. Je souhaite que vous ayez la curiosité de voir un certain Colonel Pechlin, qui fait les delices de la compagnie de Bremen et qui en effet est un fort joli homme. Je dis, que je le souhaite, quoiqu'en croyant y gagner d'un coté, je pourrais bien y perdre de l'autre. — Ne vous incommodez par aucune réponse; on me dira dans votre maison, si vous vous obstinez à votre aimable solitude, ou si j'aurais au jour marqué la satisfaction de vous dire de vive voix, à quel point je suis Madame

votre très humble et très obéissant
serviteur Lynar.

J'ai examiné la Lotte, si après notre départ l'autre jour on s'est souvenu de nous. Sa réponse revenait au proverbe: Wohl auß den Augen, wohl auß dem Sinn.

2.

Röftriz in Sachsen, 3. Aug. 1754.

— — Mon coeur me sollicite de vous dire, que je me transporte en idée très souvent à Hatten. Si un beau matin vous voyez voltiger devant vous quelque ombre, vous n'avez qu'à supposer, Madame, que c'est moi, et si cet ombre avait l'usage de la parole, elle vous dirait que je ne jouis d'aucune espèce de satisfaction, qui me dedommage de celle que j'aurais de me trouver en votre compagnie et en celle de M^r le Conseiller de justice, à qui je vous prie, de dire mille belles choses de ma part — — Je vous supplie de m'écrire souvent, sans cérémonies, comme nous en sommes convenus, et de me mander tout ce qui se passe de nouveau. Vous savez, que vous avez à faire à un homme discret, qui ne trahira jamais votre confidence. adieu Madame — — —

¹⁾ G. Hayen, Eine Brunnenkur in Hatten im Jahre 1754. Jahrbuch f. Oldenb. Geschichte VII. S. 113.



3.

1755.

Une oeuvre de charité s'il vous plaît, Madame, de grace venez et mangez une beurée ce soir avec nous; M^r le Conseiller de justice avec, cela s'en va sans dire. Mais ne venez pas trop tard. Les heures entre chien et loup, c'est ce qui me dure le plus; et quand je n'ai point compagnie, je travaille et cela bouleverse ma petite santé, qui d'ailleurs va beaucoup mieux aujourd'hui.

L.

4.

1755.

à 3 heures je voudrais voir, si Madame est un fille sage, ou si elle est eigenfinnig; en même tems j'enleverai M^r, pour venir chez moi souper avec la belle Madame Dankwerth de Bremen; je le garderai à vue, pour qu'il ne soit pas pris au filet. Il faut absolument de la compagnie à Madame; ainsi je conseille, d'envoyer à tems, pour s'en procurer.

Roch. Frederic Comte de Lynar.

Zum Beweis, daß ich mich auch wohl in forma unterschreiben kann.

5. Monsieur,

Oldenburg, 6. Dez. 1753.

Le contrat est fait et M^r. Gude chargé de minuter l'accord.

— — Divertissez vous bien; mais ne rester pas trop long tems à Hatten à fin que nous puissions baptiser l'enfant, dont M^r Gude va accoucher, et au quel, si je n'en suis pas le père, j'ai au moins fait un bout d'oreille. Ce midi Schmettau, Henrichs et Wolters¹⁾ ont diné chez moi. J'ai mené le premier chez Mad. Schröder où il a été turlipiné d'importance. J'ai beaucoup regenté au whist, beaucoup coqueté avec la Kummer, beaucoup soupé; par consequent il m'est impossible d'écrire beaucoup. Bien mes compliments à Madame, sans oublier M^r le curé avec son petit air de prospérité. Adieu, Monsieur, je suis.

Tout à vous Lynar.

6.

Röstriß, 30. Sept. 1754.

— — — Ne vous revoltez pas, Monsieur, contre les coiffures en tresses, ou les queues nouées, qu'on attache en chignon. Il es vrai que la nature a refusé aux dames pareille chose; mais songez que c'est par derrière et non par devant qu'elles figurent avec cette machine. La mode est générale; c'est un tyran, aux loix du quel il faut obeïr. Quand cela est bien fait, cela ne va pas si mal. Il ne faut jamais être le premier à imiter une mode, mais il ne faut pas être le dernier non plus. Le torrent nous entraîne et quand l'oeil s'est familiarisé avec une nouveauté, ce qui a frappé d'abord, parait supportable dans la suite et jolie à la fin.

¹⁾ Alle drei Mitglieder der Regierung.

7. (Billet ohne Unterschrift, bezieht sich auf Schreebs Hund, der auf den Namen Pudlitz hörte und ein arger Serumstreicher gewesen zu sein scheint.)

Zufolge dem errichteten Cartel und zu fernerer Unterhaltung eines freundschaftlichen guten Vernehmens ist gegenwärtiger Deserteur, sobald man ihn erkannt, alsofort zu gefänglicher Haft gezogen und hiermit wieder an seinen Ort zurückgeschickt worden.

8. Rößtritz, 18. Oct. 1754.

(In Lynars Abwesenheit waren von der Polizei strengere Maßregeln gegen Pudlitz ergriffen, und Lynar tröstet den darüber ärgerlichen Freund.)

— — — — Il y a de la pauvreté, de faire le procès à un chien avec autant de vivacité, que la regence l'a fait. Cependant il n'y a gueres de plaisir à se chamailler pour un si mince sujet. Si j'avais été à même de vous donner un conseil, c'aurait été de faire mener Pudlitz pour quelque tems à Hatten et de vous divertir publiquement de l'acharnement, qu'on a eu d'exiler la pauvre bête. Le fameux Gellert, comme étudiant, ne pouvant payer son tailleur, quitta la ville de Leipzig et laissa ces mots écrits sur un billet sur sa table:

Mein Naso lach' einmal, verlasse fröhlich Rom;
Dich speit die Tiber aus und mich der Pleiße Strom;
Dich jagt ein Cäsar fort, mich aber nicht, ach leider,
Mein Naso, lache laut, mein Cäsar ist ein Schneider.

Si vous m'en croyez, laissez tomber cette affaire et tirez vous en en galant homme. Les animosités, les impolitesse, les ridiculités mêmes, tombent toujours sur les auteurs, et jamais sur les victimes. — — —

9. Rößtritz, 4. Aug. 1756.

(Vertraulich nannte Lynar im Scherz das Ehepaar Schreeb „alter Kater“ und „alte Kaze“.)

Weil ich gar keine Nachricht von Oldenburg erhalte und mein Briefwechsel dahin recht le mariage d'harlequin ist, tout d'un côté, et rien de l'autre, so adressiere mich an Ew. Schwg.

— —. Der lieben alten Kaze empfehle mich zu tausendmalen und bitte und ermahne inständigst, auf die Erhaltung ihrer Gesundheit etwas mehr als bisher bedacht zu sein. Ihren Freunden ist daran gar zu viel gelegen.

Sie soll an ihrer Gesundheit ja nichts versäumen

Denn solche alte Kazen wachsen nicht auf den Bäumen.

Vale et me amare perge, optime amice, omnesque, qui me recordantur, meis verbis valere jubo. Adiectam schedulam, quae egerim quotidie narrantem, uxori trades dilectissimae, cui vitae meae rationem reddere in me suscepi. Vale iterum, immo tertium. Lynar.

10. (Schreeb hatte für Lynars Münzsammlung einige seltene Stücke besorgt, und als Lynar bei Überfendung des dafür zu berechnenden Geldbetrages sich um 8 Grote versehen hatte, dies



Mehr zurückgeschickt mit dem Bemerken, es sei seine Absicht nicht gewesen, auf die überlassenen Stücke wegen ihres Altertums oder rarité zu profitieren.)

Deductio geometrica.

27. Febr. 1762.

Da bei dem Verhältniß des Standes, der Güter und Bekanntschaft, worinnen Ew. Hwgb. und ich stehen, der Gedanke, daß einer über den anderen 8 Grote gewinnen wolle, widersprechend, alles aber, was sich widerspricht, in dieser Absicht unmöglich, unmögliche Sachen aber als möglich zu gedenken, unvernünftig, die Vernunft ein wahres Gut und deren Beraubung ein Verlust und solcher Verlust, wenn er von anderen beigemessen wird, eine wirkliche Beleidigung ist, Ew. Hwgb. mir aber obigen unvernünftigen Gedanken in der That beigelegt, weil sonst die Versicherung, daß Sie nicht profitieren wollen, überflüssig sein würde, und die Nothwendigkeit ihrer Beibringung sich nicht gedenken läßt, so sehen Ew. Hwgb. wohl, was für metaphysische und logicalische Gründe ich vor mir habe, um, wenn ich mit dem linken Fuße heute aufgestanden wäre, einen gewaltigen Krieg anzufangen. — — —

11.

Lübbenau, 19. Dez. 1769.

— — — Die Leute können nicht begreifen, warum ich mich nur mäßig freue, wenn ich Großvater werde. Man fühlet aber zu der Zeit, da man Großvater wird, insgemein weit weniger Munterkeit, als solange man noch einen hat, und in dieser Absicht ist letzteres preferabel.

Ew. Hochwohlgeb.

alter, treuer, ergebener Freund und Diener
Lynar.

Freundschaft.

12.

Rößtritz, 30. Sept. 1754.

Mon amitié pour vous, monsieur, est des plus sincères et sera des plus constantes. L'amitié en général est rare dans ce monde. Ordinairement c'est l'intérêt propre, qui en est le ressort. La compassion l'admet, l'envie ne l'admet pas. Graces à Dieu vous êtes dans le dernier cas; ainsi ne soyez pas surpris de la mauvaise volonté des hommes. Tout le monde croit, que ce que l'autre a plus que lui, ou les avantages, que la fortune a accordés à son semblable, sont autant de biens, qui étaient dus à lui, et qu'on lui a injustement enlevés. Au lieu de se facher contre le bon Dieu, qui l'a dirigé ici, il se fache contre celui, que la providence favorise. Quelle folie! Cependant on le voit arriver journellement. Plusieurs cachent leur jeu; il serait ridicule, d'être ennemi de celui, qui ne vous a rien fait; ils le sont pourtant, parce que leur situation est inferieure à la sienne; ils songent à des coups de fouet, à des traits de langue pour assommer l'objet de leur jalousie. Voila sans doute, mon



cher monsieur, le cas, dans le quel vous vous êtes souvent trouvé! Méprisez tout cela, marchez votre chemin droit. La malice se prend dans le mêmes filets, qu'elle tend. Les coups de langue ne vous ôtent rien de votre veritable bonheur. Dieu sait confondre la méchanceté des hommes. Il vaut mieux être un objet d'envie qu'un objet de compassion. Marchons tête levée, tout ira bien. Pour mon particulier je serais le plus ingrat des mortels, si je n'avais pour vous des sentiments d'une veritable amitié. — — Toujours vous pouvez compter sur moi. — —

13. (Kurz nach Lynars Flucht aus Oldenburg.) Klosterberge, 3. Mai 1766.
 — — — Sagen Sie doch der allerbesten alten Raze viel Schönes von mir, und ich bitte um alles in der Welt, daß Sie mich beiderseits doch ja nicht vergessen. Meines Orts haben Sie desfalls nichts zu besorgen. Ich erfahre, daß es wahr, was die Gräfin Bentinck schreibt: le tems nous met au dessus de tout; mais jamais jamais il ne dedommage des pertes du sentiment (sie redet nämlich vom Genuß der Freundschaft) adieu, adieu. Je suis
 Tant à Vous. L.

14. Jagdhaus, 4. Jan. 1768.
 Nebst vielen Segenswünschen zum neuen Jahr Ew. Swgb. sowohl, als der werthesten Frau Landrätthin und sämtlicher lieben Jugend, melde hierdurch nur in Eil, daß an Hrn. Dr. Schöne einen Fasan für Ew. Swgb. geschicket und bitte anbei, daß, wenn Sie selbigen verzehren, der Hr. Canzleirath und die Frau Canzleirätthin Zachariessen¹⁾ mit dazu invitiret werden. Er muß immer, bis man ihn brauchen will, in der Kälte bleiben, alsdann sachte aufthauen, gepflücket werden, und sogleich am Spieß, aber überaus langsam gebraten; so hoffe ich, soll er noch saftig sein. — Ich empfehle mich dero fernerm gütigen Andenken aufs angelegentlichste.
 Totus tuus Lynar.

Lebensklugheit.

15. (An den erkrankten Freund.) Oldenburg, 21. Aug. 1757.
 — — Sie müssen nur Geduld haben und den Muth nicht sinken lassen. Denn die Muthlosigkeit schadet der Gesundheit ebenfalls sehr. Das Gemüth hat immer gar zu großen Einfluß auf den Körper. Die getroste Munterkeit ist eben so nötig als Stille und Ruhe, um die Natur zur Sammlung ihrer Kräfte und in dem Gehorsam gegen die Arzneien nicht zu stören. Gott muß übrigens allemal das Beste thun — — —

¹⁾ Vgl. G. Jansen, Graf Lynar, S. 104. — 3. verwaltete das in Oldenburg verbliebene Vermögen des Grafen.



— — Das Verfahren des consistorii ist allerhöchst nicht genehmigt worden. Ibbecken ist darüber au désespoir, und fragte mich, was weiter zu thun wäre. Ich antwortete kurz: *obedientia gloria nobis relictum est.* — —

16. Rößtrig, 10. Sept. 1761.

— — Mein Principium ist, daß ich dem Verdruß immer zwei Unzen Geduld und eine Unze guten humeur entgegen setze. — —

17. Juni 1762.

(Als Schreeb nach Kopenhagen ging, um seine Karriere zu fördern.)

— — Ueberhaupt rathe ich als ein wahrer guter Freund, gegen den Hrn. von Bernstorff, an welchen das Empfehlungsschreiben gern mitgeben will, keine andere, als klare, unzweifelhafte und concludente argumenta zu gebrauchen und überhaupt mit einem heiteren und hoffnungsvollen Gesichte zu erscheinen, im Vortrage doux, kurz und bündig zu sein, mit äußerster Vermeidung aller aigreur in Worten, Mienen und Geberden; sonst würden Sie Sich selbst den Eingang versperren. Noch eins, so bei Hofe, wie vielleicht überall, evitiret werden muß, bestehet darin, daß außer den Leuten, so ich zuverlässig als verschwiegene Freunde kenne, oder denen ich mein Anliegen nothwendig offenbaren muß, ich meine Umstände und Absichten gegen niemanden erwähnen, nie laut denke und von mir selbst so wenig spreche, als nur immer möglich. Selbst wenn ich nöthig finde, auch gegen Aequales einen Verdruß merken zu lassen (welches jedoch wohl überlegt sein muß), so muß ich es bloß auf eine traurige, seufzende, nie auf eine verachtende oder großthuende Art thun; denn es kommt alles herum und wird wiedergesaget. Das letztere revoltiret, das erstere bringt die Gemüther oft mit einem Male herum und macht sie geneigt. Sonderlich muß der Mitleiden erweckende Ton und alles, was edle Gesinnung genannt wird, bei dem Hrn. Geheimrath von Bernstorff und denen, so ihm alles widersagen, gebraucht werden; und bei dem Hrn. Obermarschall besonders das Argument des ins Land gebrachten Vermögens nebst einer demüthigen, offenen und freundlichen Versicherung, wie Sie auf Ihro Exc., welche des Königs Billigkeit, Gerechtigkeitsliebe u. gloire bei aller Gelegenheit so rühmlich beförderten, dero größtestes Vertrauen gesetzt. — — Ueberhaupt recommandire die äußerste Vorsichtigkeit, denn der Hof ist nicht Oldenburg, und selbst hier irrt man sich, wenn man glaubt, daß vermeinte Freunde einen reinen Mund halten, den meisten brennt's auf dem Herzen, und bei der geringsten Gelegenheit plagt es heraus. Ich versichere auf mein Gewissen, daß das, was ich Ew. Swgb. hier gesaget, ich mir selbst an dero Stelle vorsagen und Gott bitten würde, mir Gnade zu geben, daß ich es in Acht nähme.

Politik.

18.

Halle, 5. Juli 1756.

— — Die (preussische) Hauptarmee aber wird sich in Schlessien zusammenziehen, und die meisten Regimenter haben schon ordre zu marschieren. Wie es scheint, so glaubet der K. von Pr. überzeuget zu sein, daß die Kaiserin mit gefährlichen Anschlägen umgehe, und da sie sich auf Frankreichs Beistand verlassen kann, ihm zu Leibe wolle, da er dann vielleicht das praevenire zu spielen versucht. Wenigstens soll er lezthin, als er zu Magdeburg gewesen und einen courier erhalten, in der ersten Hitze voller Unmuth gesagt haben: Die Kaiserin kann nicht stille sitzen, so soll es auch drauf los gehen und der Teufel einen holen, sie oder mich. Die Sache stehet also in terminis executorialibus beim Teufel. Ich denke aber doch, der liebe Gott behält wohl die obere direction. — —

19.

Jagdhaus Großbruche, 25. Sept. 1756.

— — — Wie ich aus dero Schreiben ersehe, so gehet es zu Oldenburg nicht anders zu, als zur Zeit der Sündfluth, da man nichts anderes thut, als freien und sich freien lassen. — — Die Lotte und die Stietencron müssen wirklich bald dazu thun, um einen Mann zu bekommen; denn diese Ware wird nach gerade theuer werden, da der Krieg anfängt, ein so weites Aussehen zu bekommen. Das arme Sachsen wird gänzlich ruiniret. — — Ein einziger Mensch, ein böser Premierminister ist Schuld an allem diesem Unglück. Das Lager bei Pirna ist noch immer eingeschlossen und in demselben Schmalhans Küchenmeister. — — Schwerin ist bei Glas eingebrochen und hat mittelst eines forcirten Marsches den General Piccolomini von Feldmarschall Broun abgeschnitten, 2 Regimenter Husaren aber von seiner Armee haben 5 Regimenter Östreicher angegriffen, zerstreuet, viele niedergehauen und über 150 Gefangene gemacht. Alles dieses sind völlig zuverlässige Nachrichten. — —

20.

Oldenburg, 29. Juli 1757.

(Synar hat für Bremen eine Neutralitäts-Konvention vermittelt.)

— — Der Stadt Bremen zu dienen, habe ich mir jeder Zeit zur Freude gerechnet, und, da sie mir immerfort viel Freundschaft erwiesen, habe ich solches auch als eine Pflicht der Dankbarkeit angesehen. Glaubet man indessen daselbst, bei dem glücklichen Ausschlag der Negociation sein Vergnügen wegen der so gründlich befestigten Ruhe und Sicherheit des dortigen gemeinen Wesens über ein unschuldiges Werkzeug, wie ich bin, auslassen zu müssen, so kann ich es endlich geschehen lassen, wünschte aber von dem desfälligen eigentlichen Bestick ratione quanti unter der Hand etwas zu erfahren, um mich durch Ew. Swgb. näher expliciren zu können. — — — Der Hr. Canzleidirektor Böffel brachte gestern Mittag die Zeitung von einem über die Franzosen er-



fochtenen victorie mit, weßfalls mich aber die Hannoverſchen von geſtern leider desabusiret. — —

(Schlacht von Haſtenbeck Juli 26. — Lynar ſtand um dieſe Zeit mit dem Miniſter von Münchhauſen in Hannover in lebhaften brieflichen Verlehr.)

21.

Oldenburg, 31. Juli 1757.

— — — Geh. R. M. hat mir unterm 29. aus Hannover geſchrieben, daß ſie ſtündlich die Einrückung der Franzoſen daſelbſt vermuthen, jedoch inſofern auf einem ganz freundschaftlichen Fuße, daß niemandem einiges Leid widerfahre und bloß die für die armée nöthigen Lieferungen und contributiones präſtirt werden. — Die Niederlage der Obſ. armée iſt ſo groß nicht, als man ſie macht; weil ſie aber zu ſchwach, hat ſie ſich nach Nienburg zurückgezogen. Die Franzoſen haben weit mehr als jene an Volk verloren. Es iſt eigentlich nichts Entſcheidendes geweſen. — In puncto des presents, ſo können Ew. Hochwgb. nur erzählen, wie in Rußland, als die Kaiſerin mir außer dem gewöhnlichen Geſandten-present ein beſonderes beſtimmt, und anfänglich einen brillantenen Ring geben wollen, endlich auf Vorſtellung des Großkanzlers ſelbiger in Dukaten verwandelt worden, um mir dafür zu kaufen, was ich wollte. Weil nun bei publicquen Gelegenheiten als wie tractaten, conventionen u. dgl. die Geſchenke in Golde ohnehin gewöhnlich ſind, und ich ſelbſt mit Vorbewußt des Hofes dergleichen in gegenwärtigem Falle acceptiren kann, ſo wäre mir's am liebſten, wenn es ebenfalls auf dieſe Art in Golde geſchähe. Doch ſchreibe ich darunter nichts vor, laſſe auch die Beſtimmung deſſelben lediglich auf das Gutfinden des Magiſtrats ankommen und conteſtire nochmals, da zumal ich ſchon ſo viel von der Stadt Bremen genoſſen, daß, es ſei was und wieviel wolle, ja wenn ſie es auch gar unterlaſſen, ich nichts deſto weniger allemal ein wahrer Freund der Stadt bleiben und ihr dienen werde, wo ich weiß und kann. Vale et amare perge.

Totus Tuus

Lynar.

22.

Oldenburg, 5. Aug. 1757.

Meine geſtrige ſpäte Rückkunft, die Anlangung einer Eſtafette aus der armée um 4 Uhr in der Früh und der nachgeholtte Schlaf haben mir biß dahin die Beantwortung dero Schreibens unmöglich gemacht. Nun iſt ein courier von der Stadt Bremen angekommen, den ich noch heute expedieren muß, und ich profitire von der Zwischenzeit des copirens meiner Briefe an den ampliffimum Senatam ſowohl als an den Herzog von Cumberland, um Ew. Hochwgb. nur mit ein paar Worten das Nöthige zu ſagen. Die Münchhauſiſchen Briefe ſind nicht eilig. Die Hiſtorien wegen der Marodeurs werden wohl ärger gemacht als ſie ſind. Mir ſchreibt man, auf der großen Straße wäre alles ſicher, ordinäre und extra Poſten. — — Die Proviſionskoſten



wegen der 1000 *asp* bitte dem Hrn. Dr. Rhode¹⁾ zu bezahlen; ich restituire sie demnächst an Ew. Hwgb. Gehen Sie nicht nach Hannover, so bringen Sie die beiden Briefe wieder mit zurück, auf der Post kann man sie nicht risquieren. Des Hrn. von Neubaur Nachricht klingt kläglich. Gott helfe doch und schenke uns bald den edlen Frieden. Wo soll denn die combinirte armée hin? in die Luft? oder wie ein weiser Minister in L. vor einiger Zeit gesaget, mit dem Schatz nach Engelland, um dort naturalisiret zu werden? Ich weiß gewiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht, noch was ich schreibe.

Vale et ama. T. T. L.

23.

Oldenburg, 13. Aug. 1757.

— —. Der Herzog von Cumberland hat der Stadt Bremen sehr willfährig geantwortet und noch per estafette sofort versichert, er desapprobire des Obristen Grote conduite höchlichst, und solle dergleichen künftig nicht mehr geschehen. Ich habe darüber schon wieder gratiarum actionem von der Stadt erhalten. Nach der französischen Armee zu reisen, ist mir verboten. Wenn ich aber nach Bremen gehe, werde ich mich schwerlich enthalten können, die hannöversche zu besuchen, wohin ehegestern mehrere Offiziere von hier ebenfalls abgereiset. — — Die Stadt Bremen will haben, ich soll in ihrem *faveur* an den Mareschal Duc de Richelieu schreiben. Ich habe aber dazu keinen rechten inneren Beruf und will lieber erst Briefe vom Hofe abwarten. — —

24.

Oldenburg, 21. August 1757.

— — —. Vier französische Husaren sind von Wildeshausen aus über die Grenze und zum Altonaer Müller gekommen, wo sie die Zeche nicht bezahlen wollen und ungebührlich von unserm Könige gesprochen. Der Canzleirath Zacharießen ist aber gleich hinüber und hat von dem commandirenden französischen Offizier alle *satisfaction* erhalten, jedoch die dem Frevler dictirten 500 Prügel aus Zärtlichkeit ihm nicht geben lassen, sondern selbigen losgebeten und ihm noch dazu aus Großmuth einige Grote gegeben *pour boire à la santé de la Maj. Danoise*. Das ganze französische Commando ist von Wildeshausen wieder weg. — — — Sie dürfen sich nicht fürchten, daß wir um der ehemaligen garantie willen uns in Weitläufigkeiten setzen werden. Wir stehen in dem genauesten Einverständniß mit Frankreich, und da dieses das *arbitrium* in Teutschland uneingeschränkt exerciret, so haben wir gewiß nichts zu fürchten. —

(Die letzten Briefe enthalten gewissermaßen schon das Vorspiel zu jener „berüchtigten“ Konvention, welche vom Kloster Zeven „ihren unbeneideten Namen in der Geschichte führt“ und bald „unter dem Jubel aller guten Patrioten in Trümmer ging“²⁾.) Darüber, daß den

¹⁾ NB. in Bremen, vgl. Nr. 20 u. 21.

²⁾ Zansen a. a. O. S. 100, 90, 132.

Grafen Lynar in dieser Beziehung kein Vorwurf trifft, vielmehr das von ihm dabei entfaltete diplomatische Geschick in vollem Maße die Anerkennung verdient, welche der dänische Hof ihm dafür zuteil werden ließ, ist G. Jansens Ausführung am angeführten Ort, S. 89 ff., besonders S. 99 ff. zu vergleichen. In unserer Korrespondenz findet sich nur folgende gelegentliche, aber höchst charakteristische Erinnerung Lynars an dieses Fiasko, als er wegen eines bestellten, aber nicht gelieferten Wagens in Verlegenheit ist.)

25.

Oldenburg, 18. April 1758.

— — Nun Gott wird ja sorgen und Rath schaffen helfen. Dem Stadt-Vogt habe ich getrauet, weil Bodenstedt mir ihn als einen exakten Wagen-Commissionaire beschrieb, und ich gedachte, weil ich ihm und seinen Kindern mit activitaet gedienet, so würde er es wieder thun, und ich war ruhig, weil er auf meine Anfrage, womit ich ihn aus seiner lethargie weckte, positiv antwortete, der Wagen werde auf Ostern fertig sein; wer konnte sich da vorstellen, daß er gegen Pfingsten kaum angefangen sein würde. Ich glaubte nicht, daß fides Punica oder, wie man jetzt sagt, fides Hannoverana sich bis auf den Hrn. Stadt-Vogt erstrecken würde. Doch, ich bin in der Welt dazu praedestiniret, um Lehrgeld zu geben. — — —

26.

4. Mai 1758.

— — Zwischen den Höfen von Wien und Versailles herrscht ein starkes Mißtrauen. Einer klagt über den andren, und am ersten Orte sind viele Ministers, welche unter der Hand daran arbeiten, den General Caunis zu stürzen.

Der Herzog von Braunschweig hat eine große Menge Rekruten nach der combinirten Armee geschickt. Wien entschuldigt sein Betragen, weil 1) Frankreich aus dem Grunde, daß die Kloster Zevener Convention, wo er doch nicht pars contrahens war, gebrochen worden, ihm das Versprochene nicht gehalten, sondern ihn feindlich tractiret, 2) die Kaiserin und ihre Allürten ihn gegen Preußen und Hannover nicht schützen können.

27.

Rößtritz, 16. Aug. 1758.

— — Die vacante Stelle im conseil ist nun schon wieder besetzt und alle Besorgniß wegen meiner Person verschwunden. Man müßte bei Hofe und ich meines Orts ebenfalls die Gedenkungs-Art sehr verändern, wenn jener mich nach Kopenhagen berufen oder ich dahin zu ziehen mich entschließen sollte. Ich werde nun bald zu den Jahren gelanget sein, da man auf das ruhige intervallum entre la vie et la mort gedenken muß.

28.

Rößtritz, 6. Sept. 1758.

— — Was von Berlin wegen der Schlacht mit den Russen geschrieben wird, bestehet kürzlich in Folgendem:

Die Russen haben gestanden und sich, ohne daß sie sich auf die lezt mehr gewehret, so geduldig massacriren lassen; sie sind theils niedergemacht, theils



aber auch im Wasser ertrunken und in den Moräften erstickt; daher ihr Verlust ohne exaggeration sich gewiß gegen 30000 Mann beläuft, nemlich vor, bei und nach der Schlacht. Es crepiren ihrer noch Viele aus Mangel der Subsistenzmittel. Der ehrliche Braun ist todt und Fermor soll blessiret sein. Gleich nach der bataille hat Fermor einen Trompeter an den König geschickt und von 14 Generals und Brigadiers, so bei ihrer Armee fehlten, Nachricht ausbitten lassen. Einige, so in den Wäldern sich verkrochen, sind erst des folgenden Tages gefangen worden. Als man die gefangenen Generals dem Könige vorgeführet, hat er zu ihnen gesagt: qui êtes vous? Antwort: russische Generals, tel et tel. Der König hat darauf versetzt: Je ne reconnais pas des incendiaires pour des Généraux; vous mériteriez, que je vous fisse pendre tous ensemble; qu'on les emmene. Worauf sie sich excusiret, die Kaiserin habe expresse befohlen, alles zu verwüsten und dem Könige von Preußen nichts zu lassen, als Luft und Erde. Dies hat den König bewogen, dem General Fermor wissen zu lassen, daß, wenn sie auf ihrer retraite, oder in Preußen fortfahren würden mit ihrer Mordbrennerei und Grausamkeit, so wollte er alle gefangenen Generals an den Galgen von Küstrin henken lassen so gewiß, als er König wäre. Die Generals selbst hat er in den ruinen der abgebrannten Häuser zu Küstrin logiren lassen mit dem Bedeuten, daß, da sie sich dieses quartier selbst zurechte gemacht, so möchten sie es auch bewohnen, und er wünsche, daß der Winter nicht strenge würde, indem sie kein ander quartier zu gewärtigen hätten. In der Kriegskasse sind 1300000 *rs* befindlich gewesen; davon hat der König 400000 der Stadt Küstrin für die armen abgebrannten Einwohner geschenkt, die übrigen 900000 *rs* aber unter die ganze Armee austheilen lassen. Er marchiret jetzt, heißt es, mit einem corps, so durch die Schlesiische Armee, die er an sich ziehen will, verstärkt werden soll, um dem Feldmarschall Daun eine Schlacht zu liefern. Kömmt dieser von der Fechtschule auch so schlecht weg, als die Russen, so ist der König wieder oben drauf.

29.

Jagdhaus, 18. Juli 1767.

— — Zu Altona werden Ew. Schwg. einen ganz veränderten Hof angetroffen haben. Das eigentliche Systeme desselben einzusehen, ist wohl etwas schwer, und noch schwerer vorherzusagen, wie es künftig gehen werde. Die jungen Monarchen versuchen mancherlei, thun Probe-Schüsse und werden erst mit Schaden klug, wenn anders der Schaden so beschaffen ist, daß er nachgehends noch geheilet werden kann, und ein nachher hinzukommender Verdruß nicht verursacht, daß man alles gehen läßt, wie es gehet, und in Dingen seine Ruhe suchet, welche betäuben und oft tödten. — — —



Religion.

30. Oldenburg, 21. Aug. 1757.
 — — Gott ist mächtig genug, um uns auch über unsere Erwartung zu helfen. Ich will Ihnen beten helfen, mein allerliebster Hr. Justizrath, daß Gott auch über die baldige Wiederherstellung dero zerrütteten Gesundheit sich ein Lob in Ihrem Munde zubereite.
31. Röstrik, 10. Sept. 1761.
 — — In der Nacht hatte ich ein heftiges Fieber — — es ist indeß durch Gottes Hülfe des Doctor Grundmann alles überstanden, und ich gehe nicht nur heute wieder aus, sondern begeben mich auch, gefällt es Gott, am Montage gewiß auf den Weg — — denke am 21. dieses, wills Gott, in Oldenburg einzutreffen. — — Gott mildere nur gegen meine Reise die unausstehliche Hitze. — — Leben Sie wohl bis zum baldigen, Gott gebe! vergnügten Wiedersehen. — —
32. Jagdhaus, 18. Juli 1767.
 — — Ich kann nicht unterlassen, den Wunsch beizufügen, daß der treue Gott, welcher bis daher so gnädig geholfen, noch fernerhin dero und dero ganzen Hauses Hülfe und Schutz sein, nach Seele und Leib Ihnen alles Gute angedeihen und Sie erfahren lassen möge, daß unter allen Umständen dieses mühseligen Lebens seine Gemeinschaft und der Genuß seiner Gnade der beste Vortheil und die einzige Quelle aller wahren Zufriedenheit sei. — —
33. Jagdhaus, 24. Febr. 1768.
 — — Indessen sind die Zeiten leider so beschaffen, daß man auch in den billigsten Dingen auf nichts einige Rechnung machen kann und sich bloß auf den Beistand Gottes verlassen muß, der allein ohnedem unserer Seele wahre Ruhe verschaffen kann. — — Die göttliche Vorsehung hat schon so manchem ein unerwartetes Glück widerfahren lassen, sie wird unser Vertrauen nicht beschämen. — —
34. Röstrik, 31. Mai 1770.
 — — Ich kann mir vorstellen und weiß es leider aus der Erfahrung, wie sehr es schmerzet, wenn wir die Kinder auf einem Wege sehen, der nach Vernunft und Schrift nicht der richtige ist. Da ist aber weiter kein Rath, als daß man bete, in Liebe und Ernst vermähne und auf die Hülfe des Herrn harre, durch dessen Gnade schon so manches Gemüt mürbe gemacht und herumgeholt worden. Auch hier muß man die Hoffnung nicht aufgeben. Ihr Sohn ist noch jung; unter meinen Söhnen habe ich welche, wo mir das Alter fast alle Hoffnung abschneidet und mir von meinem Leide kein Ende absehen läßt. Dem Herrn sei es empfohlen.

35. Lübbenau, 19. Dez. 1772.
 — — Wie in der ganzen Welt, also bin ich auch zu Petersburg ziemlich auß aller connexion und sehr froh, mich in unabhängiger Stille auf die wichtige Ewigkeit, welche doch allein unser wahres Schicksal bestimmt, zubereiten zu können. —
36. Lübbenau, 24. Dez. 1774.
 — — Ich muß mich daher auf Gebet und Wunsch einschränken, welche ich dahin zu Gott abschicke, daß er Ew. Swgb. mit aller Wohlfahrt und vor allen Dingen mit den Gütern, deren Dauer ewig währet, segnen und beglücken wolle. Meine Frau stimmt dem allen bei und durchlebt so in der Stille mit mir die Jahre, von denen es heißet, sie gefallen uns nicht, die uns indessen doch Gott auß unverdientem Erbarmen in mancherlei Absicht sehr erträglich machet. — —
37. Lübbenau, 2. Jan. 1776.
 — — Ich lebe noch, so lange der Herr will, und ob ich zwar im 68ten Jahre genugsam merke, daß die Tage vorhanden sind, von denen es heißet, sie gefallen uns nicht, so habe ich dennoch Gott für manche Vorzüge, deren ich bei meinem Alter genieße, und besonders für die Erhaltung meiner Gemüthskräfte demüthig zu danken, und eine Wohlthat, die ich über alles schätze, ist diese, daß ich sagen kann, er ist mein in Christo versöhnter Vater, und hält mich durch Wohlthun und Züchtigung so an sich, daß die Leidenschaften schweigen müssen, wenigstens keine Viertelstunde ins Land gehet, wo die Freundschaft zwischen mir und ihm unterbrochen ist. So steige ich auß dem Staube, worin mich die Erinnerung meiner ehemaligen Vergehung niederwirft, beschämt über das Versöhnen und die Geduld des Herrn, empor, freue mich seines Erbarmens und meines Glücks und suche hier selig zu sein, damit ichs dort gewiß sein möge.
 Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Ihnen gelegentlich einen Blick in mein Herz werfen zu lassen und zwar auch in Absicht auf meine Person. In Absicht auf die Ihrige, auf die wertheste Frau Landrätthin und dero ganze Familie, kann ich ganz kurz sagen, wie es darinnen aussiehet. Ich liebe und segne Sie von ganzem Herzen. Der Herr thue Ihnen wohl nach Seele und Leib, in dem neu angetretenen und vielen folgenden Jahren. Er schenke Ihnen allerseits das Köstlichste, so ich in der Welt kenne (für Leute nemlich, die auf ihr wahres Glück denken), nemlich eine, bei einem durch das Blut des Versöhners gereinigten Gewissen, standhafte, nicht bei gewissen Aufwallungen nur empfundene, sondern auf Ueberzeugung und göttliche Verheißung gegründete, gegen alle nie ausbleibende Widerwärtigkeiten dieses Lebens gestählte, unstörbare, unüberwindliche Gemüthsruhe; das stete Ziel der Bestrebung aller Weisen zu jeder Zeit und der Vorzug des Christen. Das wünsche ich Ihnen, das

erbitte ich Ihnen. Amen. — — Bönnen Sie mir noch ferner dero Freundschaft und glauben, daß ich unverändert mit vieler Hochachtung sei
 Ew. Hochwohlgeb. Ergebenster alter treuer Freund und Diener
 Lynar.

Der Gesamteindruck aller dieser brieflichen Äußerungen kann nur dazu dienen, die von Jansen gegebene Charakterschilderung zu bestätigen und in betreff des Privatlebens zu ergänzen. Im letzten Abschnitt insbesondere ist auch Gewicht darauf gelegt, aus dem hier vorliegenden Material möglichst vollständig alles heranzuziehen, was Jansen die Terminologie oder den Jargon des Pietismus nennt, und man wird zugeben, daß die gegebenen Proben sich in gemäßigten Grenzen halten und jedenfalls weit zurückstehen hinter dem salbungsvollen Ton des Briefes, welchen nach Bericht König Friedrichs II. Lynar kurz nach Abschluß der Sevener Konvention an seinen Schwager, den Grafen Reuß, geschrieben haben soll:

Der Gedanke, diese Convention abzuschließen, war eine Eingebung des Himmels. Der heilige Geist hat mir die Kraft gegeben, den Fortschritt der französischen Waffen aufzuhalten, wie einst Josua die Sonne aufhielt. Der allmächtige Gott, welcher das Weltall in seinen Händen hält, hat sich meiner als seines unwürdigen Werkzeuges bedient, um dieses lutherische Blut zu schonen, dieses kostbare Menschenblut, welches vergossen werden soll.

Trotzdem wird man kaum anders können, als mit Jansen die Echtheit dieser eigentümlichen Redensarten anzunehmen. Der aus der Bibel entnommene Vergleich ist an sich so übel nicht und entspricht auch einerseits der Bibelfestigkeit, andererseits der geistreichen Weise des Grafen, und die Wendung, daß Gott sich eines Menschen als Werkzeug bediene, kommt auch in seiner Korrespondenz mit Schreeb vor. Im übrigen aber wird man die hochaufgetragene mystische Einkleidung auf Rechnung der diplomatisch angelegten Natur Lynars stellen können, welche sich auch im Privatverkehr darin zu offenbaren pflegte, daß er, um einen liebenswürdigen Eindruck zu machen, bestrebt war, sich möglichst auf den Standpunkt seines Gegenübers zu stellen; denn das reußische Haus war dem Pietismus eifrig ergeben und Lynar war in diesem Hause groß geworden. Es war eins der vielen Mißgeschicke, an denen Lynars Leben reich ist, daß grade dieser Brief in die Hände des Siegers von Kopsbach fiel, der nicht versäumte, die vertrauliche Herzensergießung mit Spott und Hohn der Öffentlichkeit zu übergeben und ihren Verfasser dadurch in den Verdacht eines Pietisten extremster Richtung zu bringen. In Wirklichkeit war er nichts weniger als das. Es braucht nur auf obige Sammlung aus seinen Briefen verwiesen zu werden, um darzutun, daß wir in ihm weder einen Kopfhänger noch einen Eiferer, noch einen Konventikelfreund, noch einen Frömmeler zu sehen haben, sondern nur einen bibelgläubigen Christen von wahrer, allerdings auf dem Boden des Pietismus erwachsener Frömmigkeit.



Karl Willoh †.

Am 9. Juni 1915 wurde in Vechta unter großer Beteiligung von nah und fern ein Mann zur letzten Ruhe bestattet, dessen Name weit über die Grenzen unserer Heimat bekannt geworden ist: der katholische Seelsorger an den Strafanstalten, Karl Willoh. Geboren am 29. Novbr. 1846 in Friesoythe, studierte er von 1863—1868 am Gymnasium in Vechta, von 1868—1872 in Münster Theologie, war dann nach empfangener Priesterweihe von 1873—1878 als Vikar in der Gemeinde Garrel tätig. Von 1878 bis zu seinem am 6. Juni 1915 erfolgten Tode, fast 37 Jahre, war er Seelsorger an den Strafanstalten in Vechta, von allen Beamten hoch geschätzt. Was der Verstorbene in letztgenannter Stellung für die ihm anvertrauten katholischen Gefangenen gewirkt hat, entzieht sich naturgemäß unserer Kenntnis. Unauslöschlich wird sein Name aber in ganz Oldenburg und darüber hinaus sein durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Lokalgeschichte.

Zahlreich sind die von ihm verfaßten Abhandlungen kleineren und größeren Umfangs, die sämtlich die Geschichte des oldenburgischer Münsterlandes zum Gegenstande haben. So schrieb er im Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg folgende Abhandlungen: Vechta im Siebenjährigen Kriege (Jahrb. VI); Die Stadtglocke in Vechta (S. IX); Der Chronist Joh. Klinghamer (S. IX); Die Verschuldung im Amte Vechta nach dem Dreißigjährigen Kriege (S. X); Funde römischer Münzen in der Nähe der Urkeburg (S. XI); Konkurs einer Bauernstelle vor 300 Jahren (S. XII); Die münsterschen Ämter Vechta und Cloppenburg 100 Jahre oldenburgisch (S. XII); Scharfrichterhaus bei Vechta (S. XII); Die Löninger Wassermühle (S. VII); Der Wiederaufbau der Stadt Vechta nach dem Brande von 1664 (S. VII); Das Gefecht bei Altenoythe 1623 (S. VIII); Das Adventsblasen im Kirchspiel Löningen (S. XIII); Bohrungen nach Salz in Oldenburg (S. XIII); Der Birkenbaum bei Endel (S. XIV); Die Pest in Langförden 1667 (S. XV); Fränkische Gräber bei Einen (S. XVI); Bruchengerichtsurteile und Verwandtes (S. XVI); Bagabundenjagden im oldenburgischen Münsterlande (S. XVII); Kollektenbüchlein (S. XXI). — Außerdem veröffentlichte er Beiträge in der katholischen oldenburgischen Lehrerzeitung und in der „Oldenburgischen Volkszeitung“ und redigierte die monatliche Beilage „Heimat- und Geschichts-Blätter“, deren Erscheinen jedoch mit dem Ausbruch des Krieges aufhörte. — An selbstständigen Werken gab er heraus: Geschichte der katholischen Volksschulen des





Karl Willloh.



oldenburgischen Münsterlandes (1889), Das Gymnasium Antonianum in Bechta (1896), Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg (5 Bände, 1898—1900), Die Kapellengemeinde zu Nolbergen (Festschrift 1906), Führer durch Bechta und Umgebung (1907); auch bearbeitete er Strackerjan, Aberglauben und Sagen im Herzogtum Oldenburg (2 Bände, 1909, 2. Aufl.) und Bilder aus der oldenburgischen Geschichte für Schule und Haus (3. Aufl. 1910).

Die lange Reihe wissenschaftlicher Arbeiten legt Zeugnis ab von der großen Arbeitskraft, die dem Verstorbenen bis zum Ende seines Lebens innewohnte. Bei seinen Arbeiten kamen ihm ein gutes Gedächtnis, große Menschenkenntnis, gesundes Urteil und fließende Darstellungsweise sehr zu statten. Er verstand es meisterhaft, aus trockenen Notizen das Material zu sammeln und in fließender Darstellung zu verarbeiten. Sein bedeutendstes Werk sind die fünf Bände „Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg“, das bei seinem Erscheinen von der Fachkritik eine überaus günstige Beurteilung gefunden hat und dem Verfasser einen bleibenden Namen in der historischen Literatur des oldenburgischen Münsterlandes sichert. Mit einem wahren Bienenfleiß hat er jahrelang die Archive der einzelnen Pfarreien, des Offizialats in Bechta, das Haus- und Zentralarchiv in Oldenburg, das Archiv des bischöflichen Generalvikariats zu Münster, die Staatsarchive in Münster und Osnabrück durchstöbert, das gefundene Material gesichtet und dann in mustergültiger Weise zusammengestellt. Das oldenburgische Münsterland kann stolz darauf sein, in Willoh einen Darsteller seiner Geschichte gefunden zu haben, wie ihn wenige Landesteile aufweisen können. Äußere Ehrungen sind ihm nicht zuteil geworden, und er hat auch nie ein Verlangen danach geäußert, obwohl er sie verdient hätte, dies um so mehr, weil er in selbstloser Weise Zeit und Geld geopfert und, abgesehen von einer Unterstützung durch Bischof Hermann mit 1000 Mark und von einem kleinen Beitrag vom Verein der katholischen Geistlichen im Münsterlande, das Risiko für die Herausgabe des umfangreichen Werkes selbst übernommen hat. Reklame machen war nicht seine Art. Er liebte es nicht, mit seiner Person nach außen hervorzutreten. Er blieb der stille Gelehrte, der, mit sich zufrieden, gern seine eigenen Wege ging.



Bereinsnachrichten.

Snsereu Helden zum Gedächtnis ist fortan der erste Teil des Jahrbuchs bestimmt. Den Oldenburgern vom Offizier bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen, die ihr Leben für die Sicherheit des Vaterlandes und den Bestand und die Zukunft des Deutschen Reiches dahingegeben haben, wird hier ein bescheidenes Denkmal mit Bild und Lebenslauf gesetzt. In ihren Feldpostbriefen sprechen sie von Märschen und Kämpfen auf allen Kriegsschauplätzen, von deutschem Mannesmut in tausend Gefahren zu Wasser und zu Lande, von der furchtbaren Ernte, die der Tod um sie hielt, bis er auch sie in das frühe Grab gerissen hat. Sie lassen erkennen, wie die große Zeit auf ihre jugendstarken Seelen wirkte, wie sie durch treue Arbeit in Gottesfurcht und Gemeinsinn dem Vaterlande gedient haben, das durch Feindes Tücke in einen Kampf verwickelt wurde, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Im Oldenburger Jahrbuch 1915 ist zunächst damit nur ein Anfang gemacht. Die Schriftleitung wird in demselben Sinne in den folgenden Bänden fortfahren und bittet um vertrauensvolle Unterstützung der Angehörigen der Gefallenen. Und wenn der Friede in das Land zurückgekehrt ist, so wird durch Umfrage in allen Gemeinden des Großherzogtums festgestellt werden, wer den Heldentod für das Vaterland gefunden hat, um den künftigen Geschlechtern eine Übersicht in alphabetischer Folge mit kurzem Lebenslauf zu übermitteln, wie sie für die Befreiungskriege und die Kriege von 1866 und 1870/71 nicht zustande gekommen ist.

Das Jahrbuch erscheint zum ersten Male in erweiterter Gestalt, zur Altertumskunde und Landeskunde sind Kunst und Kunstgewerbe hinzugetreten. Zunächst sind einige Beiträge von namhaften Künstlern aufgenommen worden, das Kunstgewerbe mußte noch zurücktreten, weil der Direktor des Kunstgewerbemuseums Dr. Raspe gefallen ist. Auf seinen Antrag hatte der Vorstand in der Sitzung am 15. Mai 1914 beschlossen, das Jahrbuch zu erweitern, und das Staatsministerium, das bisher schon einen jährlichen Zuschuß von 1000 Mk. bewilligt hatte, erklärte sich kurz vor Ausbruch des Krieges mit dem Plan einverstanden und bereit, dem Verein eine um 1000 Mk. erhöhte Beihilfe zu gewähren und für später eine um diese Summe erhöhte Beihilfe beim Landtag zu beantragen. Die Hauptversammlung vom 20. Dezember 1915 erhob diese Angelegenheit zum Beschluß.



Daß es nun gerade Dr. Raspe versagt blieb, das Jahrbuch in schönerer Ausstattung zu sehen, daß er vielmehr im ersten Bande der neuen Folge im Zug des Todes erscheint, erfüllt seine Freunde mit Wehmut. Es war für uns ein harter Schlag, daß dieser ernste Forscher aus seiner anregenden und nutzbringenden Tätigkeit herausgerissen wurde. Das neue Kunstgewerbemuseum, worin er unserer wertvollen Vereinsbibliothek einen würdigen Platz einräumen wollte, wird nun ohne ihn erstehen. Das oldenburgische Künstlerlexikon, das er plante, wird ein anderer schreiben müssen.

Weitere schmerzliche Verluste erlitt in den letzten Jahren der Verein durch den Tod zahlreicher Vereinsmitglieder, die unsere Sache lange Zeit treu unterstützt haben; es starben: Geh. Oberjustizrat v. Bodecker, Medizinalrat Struve, Medizinalrat Dr. Wulf, Oberpostdirektor Geh. Rat Starklof, Geh. Rat Prof. Dr. Erler (Münster), Prof. Dr. Wellmann (Bremen), Organist Böning (Alpen), Kirchenrat Lohse (Stollhamm), Pastor Berlage (Zever), Ratsherr Mettcker (Zever), Geh. Reg.-Rat Huchting (Elsfleth), Oberlehrer Koster (Elsfleth), Geh. Oberregierungsrat Tenge, der Verfasser des Zeverischen und des Butjadinger Deichbandes, Fabrikant Hoyer (Donnerschwee), Schloßverwalter Lohmeyer (Rastede), Buchhändler E. Bültmann, Theodor Francksen, der Begründer des Heimatmuseums in Oldenburg, Geh. Justizrat Harbers, Fabrikant Oltmanns, Geh. Obermedizinalrat Dr. Ritter, Buchhändler Max Schmidt, Pastor Moorkamp Dinklage, Pastor Johanning (Cappeln), Landgerichtsdirektor Runde (Lübeck), Bankbeamter W. Weber (Hannover), der 1915 auf dem Felde der Ehre gefallen ist und Pastor Karl Willoh (Vechta).

Den Vorstand des Vereins bilden folgende Mitglieder: Oberkammerherr Freiherr v. Bothmer-Bennemühlen Erz., Vorsitzender, Prof. Dr. Rüttning, Schriftführer, Verlagsbuchhändler Paul Stalling, Schatzmeister, Geh. Oberkirchenrat Hayen, Mitglied des Schriftleitungsausschusses, Prof. Dr. Kohl, Stadtarchivar, Mitglied des Schriftleitungsausschusses, Prof. Kühn, Oberbibliothekar, Landesökonomierat Linnemann, Prof. Dr. Martin, Direktor des Großherzoglichen Museums, Prof. Dr. Pagenstert-Vechta. Die Stelle des Direktors des Großh. Kunstgewerbemuseums Dr. Raspe wird einstweilen offen gehalten.

In der Hauptversammlung, die am 20. Dezember 1915 unter dem Vorsitz Sr. Erzellenz Freiherrn v. Bothmer abgehalten wurde, stellte sich die Rechnung des Vereins, die von dem Schatzmeister Verlagsbuchhändler Stalling vorgelegt und von den Anwesenden genehmigt wurde, folgendermaßen:

1913		1914	
Bestand und Einnahme	6193,83 Mk.	Bestand und Einnahme	6635,68 Mk.
Ausgaben	926,63 „	Ausgaben	4895,46 „
	<u>Bestand 5267,20 Mk.</u>		<u>Bestand 1740,22 Mk.</u>

Jahrbuchskasse 1914, Band 22,

geführt von Prof. Dr. Rütthing:

Bestand und Einnahme	2124,96	Mk.
Ausgaben	2124,55	„
	<u>Bestand</u>	<u>0,41</u>
		<u>Mk.</u>

Die Ausgaben des Jahres 1914 erhöhten sich gegen die früheren wesentlich, teils durch Bewilligung von 500 Mk. für Kriegshilfe und das Rote Kreuz, besonders aber durch die Drucklegung des ersten Bandes des Oldenburgischen Urkundenbuches. Es handelte sich zuerst um das **Urkundenbuch der Stadt Oldenburg** von Prof. Dr. Kohl¹⁾. Es wurde kurz vor dem Ausbruch des Krieges fertig und umfaßt 480 nach der Zeitfolge geordnete Urkunden aus der Zeit von etwa 1100 bis 1540, teils im vollen Wortlaut, teils im Auszug. Ein alphabetisches Namen- und ein ebensolches Sachregister unterstützen die Benutzung. Drei beigegebene Tafeln veranschaulichen die Schrift und das Äußere mittelalterlicher Urkunden in Bervielfältigungen von Lichtaufnahmen einiger Originale und Siegel. So ist nun ein Anfang gemacht mit einem Werke, dessen Durchführung sich mit den Mitteln des Vereins nicht ermöglichen läßt; die Hoffnung auszusprechen, daß nach dem Kriege der Staat helfend eingreifen wird, ist vielleicht aus folgenden Erwägungen berechtigt. Die Nachbargebiete des Herzogtums Oldenburg: Bremen, Ostfriesland, das ehemalige Bistum Osnabrück nebst anderen Teilen der Provinz Hannover sind bereits seit längerer Zeit im Besitze von Urkundenwerken, die es einheimischen wie auswärtigen Geschichtsforschern ermöglichen, sich den für ihre jeweiligen Zwecke erforderlichen urkundlichen Quellenstoff ohne die kostspielige und zeitraubende Vereisung von Archiven zu verschaffen. Das Herzogtum Oldenburg ist in dieser Beziehung bisher — zu wiederholt geäußelter Verwunderung nordwestdeutscher Fachkreise — hinter seinen Nachbarn zurückgeblieben. In erster Linie sind davon natürlich die Bearbeiter der oldenburgischen Eigengeschichte, soweit sie nicht ihren Wohnsitz in der Stadt Oldenburg, den Ort des Großherzoglichen Haus- und Zentralarchivs, hatten, betroffen worden, und darauf ist es auch augenscheinlich mit zurückzuführen, daß bei der jetzt auch an die Heimatgeschichtschreibung gestellten Forderung eingehender Quellenforschung der Kreis der arbeitenden oldenburgischen Historiker sich gegen früher nicht unerheblich verengert hat. Aber auch für auswärtige Gelehrte, die gewisse Einrichtungen und Erscheinungen des Mittelalters allgemeiner Art, z. B. rechts-, wirtschafts- und sprachgeschichtliche Fragen, über Nordwestdeutschland oder ein noch größeres Gebiet hin verfolgen wollten und sich dabei der in größeren öffentlichen Büchereien gewöhnlich vorhandenen Urkundenbücher bedienten, hat der Mangel eines oldenburgischen Urkundenbuches stets eine

¹⁾ Druck und Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg, Preis geheftet 8 Mk., für Mitglieder des Vereins 4 Mk.



fühlbare Lücke gebildet. Soll die Eigenart unserer Verhältnisse, die in vielen Beziehungen sicher vorhanden ist, erkannt werden und in Bearbeitungen allgemeiner Kultur- und Sprachgeschichtlicher Aufgaben zur Geltung kommen, so muß eine gedruckte Urkundensammlung den Forschern den Zugang zu den oldenburgischen Geschichtsquellen erleichtern. Aber auch ohne streng wissenschaftliche Ziele zu haben, wird mancher Oldenburger Vergnügen daran finden, schon an der Hand des vorliegenden Urkundenbuchs der Stadt Oldenburg von Prof. Kohl die inneren Zustände und Verhältnisse, Stadtverfassung, Stadtrecht, Gerichtsbarkeit, Zunftwesen, Handel und Gewerbe, räumliche Ausdehnung der Stadt mit Namen von Straßen, Toren und ländlichen Fluren, Häuser und Güter der Bürger und adligen Burgmannen, kirchliche Bauten, Sitten, Kleidung zu betrachten, die Geschichte einzelner Bürgerfamilien, besonders wenn solche noch heute bekannte Namen tragen, zu verfolgen und, nicht zuletzt, das Plattdeutsche in seiner Verwendung als Amts- und Geschäftssprache kennen zu lernen, wobei ihn freilich die mannigfachen Eigenheiten des Mittelniederdeutschen in Sprachgebrauch und Wortschatz überraschen werden. Dem Verfasser dieser gründlichen Arbeit wird es hoffentlich beschieden sein, seinen Plan, uns eine Darstellung der Geschichte der Stadt Oldenburg zu liefern, in absehbarer Zeit zu verwirklichen.

Wir machen darauf aufmerksam, daß ein Nachtrag zum Oldenburgischen Urkundenbuch, Band I, Stadt Oldenburg, gedruckt ist und jedem Besitzer kostenfrei auf Wunsch von der Verlagsbuchhandlung Gerhard Stalling in Oldenburg geliefert wird.

Die Vorarbeiten zur Fortführung des Oldenburgischen Urkundenbuchs hat vor dem Kriege Prof. Dr. Rütthning in Angriff genommen.

Berichtigung.

Seite 32 lautet der Name: Paul Hanken.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Unsern Helden zum Gedächtnis	1
2. Über die Renaissance-Kunstdenkmäler unter Maria von Jever und ihre Entstehung. Von Dr.-Ing. Carl Ahmels Königl. Regierungsbauführer in Hannover	249
3. Die Grafen von Oldenburg-Bruchhausen. Von Dr. Rohnen-Rüstringen	308
4. Vereinsnachrichten	346

